

LEO FROBENIUS
ERLEBTE ERDTEILE

II.
BAND

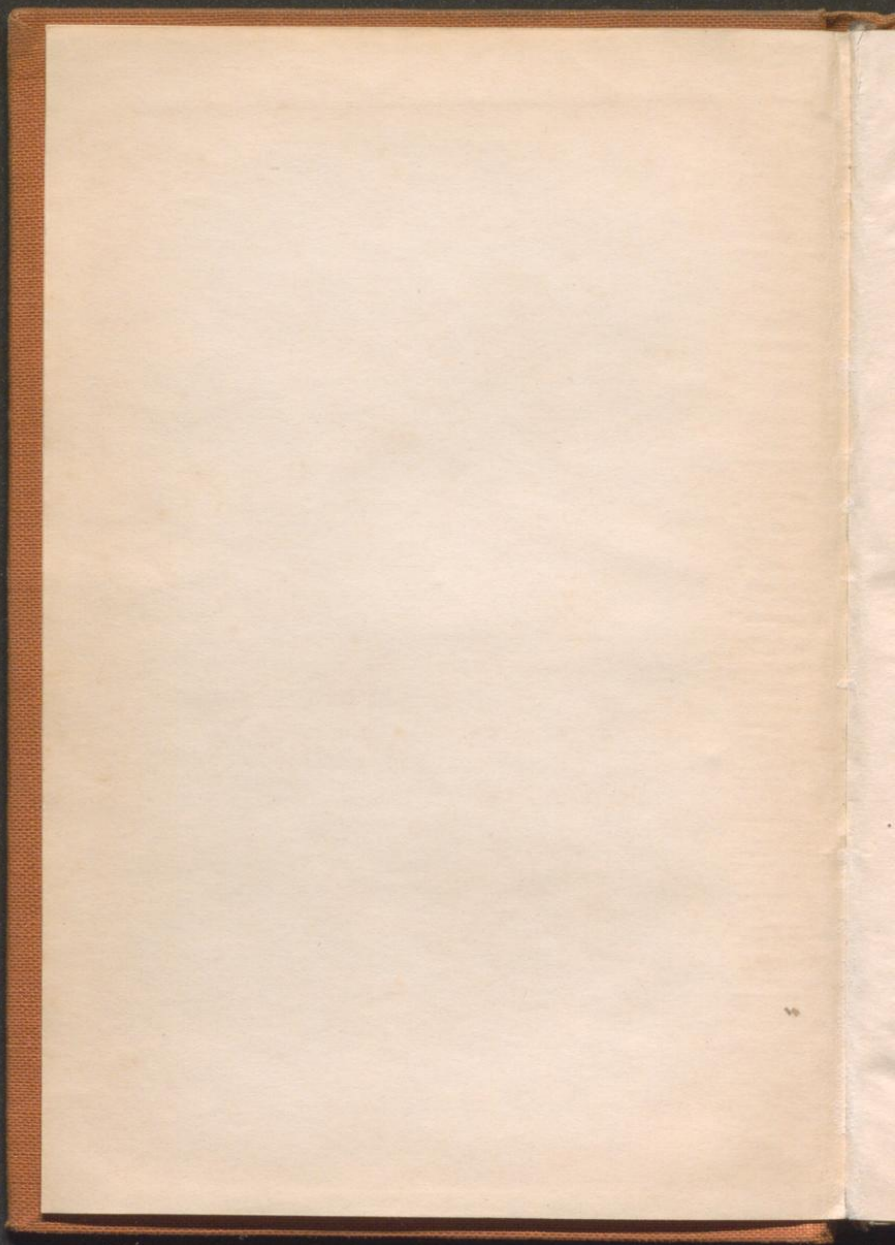
ERSCHLOSSENE
RÄUME

*DAS PROCENT
GEGNIEN*



S
17
7027

5140
- 2.75



LIB. PROBENTUS



LEO FROBENIUS

VERPFFENTLICHUNGEN
DES
FORSCHUNGSINSTITUTES
FÜR
KULTURGESCHICHTE



LEO FROBENIUS





ERSTE ERGÄNZUNG
ZUR
DEUTSCHEN FÖRSCHERZEITUNG

1912

LEO PROKOPICZ

BE I. AUSWAHL DER VÖLKERKUNDE
ZUM KULTURMORPHOLOGIE
BE II. ERSCHEINUNG DER
PROKOPICZ
BE III. VON SCHREIBTISCH ZUM
KULTURMORPHOLOGIE

VERÖFFENTLICHUNGEN

BE IV. VON SCHREIBTISCH ZUM
PHILOSOPHIE: DER NEUE HILF

FORSCHUNGSINSTITUTES

KENNNTIS: ABTILG IM LICHT DER
KULTURMORPHOLOGIE: TEIL I

FÜR

BE V. DURCH DAS TOR DER ER-
KENNTIS: ABTILG IM LICHT DER
KULTURMORPHOLOGIE: TEIL 2

KULTURMORPHOLOGIE

BE VII. VON DEN FORMEN ZU DEN
LETZTEN DINGEN: MENSCHLICHE
HANS BLICK

Es besteht die Absicht, die Reihe fortzusetzen.
KARL LUDWIG, VERLAGER IN LEIPZIG

Deutsche National-Bibliothek

ERLEBTE ERDTEILE
ERGEBNISSE
EINES DEUTSCHEN FORSCHERLEBENS
VON
LEO FROBENIUS

- Bd. I. AUSFAHRT: Von der Völkerkunde
zum Kulturproblem.
- Bd. II. ERSCHLOSSENE RÄUME: Das
Problem Ozeanien.
- Bd. III. VOM SCHREIBTISCH ZUM
ÄQUATOR: Planmäßige Durch-
wanderung Afrikas.
- Bd. IV. VOM VÖLKERSTUDIUM ZUR
PHILOSOPHIE: Der neue Blick.
- Bd. V. DURCH DAS TOR DER ER-
KENNTNIS: Afrika im Lichte der
Kulturmorphologie; Teil 1.
- Bd. VI. DURCH DAS TOR DER ER-
KENNTNIS: Afrika im Lichte der
Kulturmorphologie; Teil 2.
- Bd. VII. VON DEN FORMEN ZU DEN
LETZTEN DINGEN: Metaphysischer
Rundblick.

Es besteht die Absicht, die Reihe fortzuführen.

ERSCHLOSSENE RÄUME
DAS PROBLEM OZEANIEN

VON

LEO FROBENIUS

(ERLEBTE ERDTEILE; Bd. II)

1925
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG • FRANKFURT AM MAIN

~~Deutsche Kolonial-Bibliothek~~

VERSCHIEDENE KÄRME
DAS DRUCKEREN ORGANE
LEO FROENIUS

5/17/7027

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1925 by Frankfurter Societäts-Druckerei
G. m. b. H. • Frankfurt a. M.
1939/339

48/540X1



I N H A L T

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN 12—13

RAUM UND ZEIT 15

1. DAS BLICKFELD DER KULTUR (1924).

Weltgeschichte — Eigen- und Umwelt — Das Dogma und die Kulturkreislehre — Wissenschaft aus Fachstudium — Das Methodische im Einzelnen — Vom Kontinent Afrika zu den Kulturen Ozeaniens — Die Verschiebung des Gesichtsfeldes aus der Eigen- in die Umwelt. 17—40

2. DIE MATHEMATIK DER OZEANIER

(1898). Einleitung — Allgemeine Beschreibung (geographische und ethnographische) — Vorbesprechung; die Zahlenreihen in Indonesien; die Zahlenreihen in Mikro- und Polynesien; die

Zahlenreihen in Melanesien; die Zahlenreihen in Neuholland; Uebersicht) — Entwicklungsgeschichtliche Untersuchung (Zählmethode und Rechenmethode; die Addition im Süden und in der Mitte; Addition, Multiplikation, Subtraktion im Osten und Norden; die Geschichte der „5“; der Ursprung der „10“ und der „2“) — Schluß 41—107

3. DIE SCHILDE DER OZEANIER (1899).
Formen — Nigritischer Schild — Asiatischer Schild — Vormalajischer Schild — Allgemeine Uebersicht über die Schilde Ozeaniens 109—190

4. DIE BOGEN DER OZEANIER (1899).
Die Probleme des Objektes — Die Bogen Indonesiens — Die Bogen Mikro- und Polynesiens — Die Bogen Melanesiens — Schluß 191—259

5. EINE KRITIK DER FORMWERDUNG (1899) 261—289

6. KULTURFORMEN UND KULTURZEITEN (1903). I. Zeiten und Formen der Kultur — II. Wesen und Werden der Mythenbildungen (die Entstehung und das Wesen der Mythe; die einheitlichen Grundzüge und Grundlagen

ABBILDUNGEN

Abb. 1.	Zahlen in Ozeanien. System 1—5 (Karte) nach	80
„ 2.	Zahlen in Ozeanien. System 1—2 (Karte) nach	96
„ 3.	Zahlen in Ozeanien. System 1—10 (Karte) nach	112
„ 4.	Nigritische Schildformen in Ozeanien (Karte) nach	112
„ 5.	Schildformen in Ozeanien	120
„ 6.	„ „ „	121
„ 7.	Malajoasiatische Schildformen in Ozeanien (Karte) nach	160
„ 8.	Aequatoriale Schildformen in Ozeanien (Karte) nach	176
„ 9.	Asiatischer Bogen	196
„ 10.	Indonesische Bogen	200
„ 11.	Bogen mit malajoasiatischen Elementen (Karte) nach	208
„ 12.	Bandabogen und Verwandte	208

Abb. 13.	Bogen von den Aru	216
„ 14.	Bogen von den Paumotu	229
„ 15.	Fidschi-Bogen usw.	233
„ 16.	Melanesische Bogen	239
„ 17.	Bogen mit vormalajischen Elementen (Karte)	nach 240
„ 18.	Asiatisch-jonisches Säulenkapitell	269
„ 19.	Nackenstütze aus Deutsch-Neuguinea	172
„ 20.	Nackenstütze aus Deutsch-Neuguinea	273
„ 21.	Nackenstütze aus Deutsch-Neuguinea	274
„ 22.	Nackenstütze aus Holländisch-Neuguinea	275
„ 23.	Nackenstütze aus Holländisch-Neuguinea	276
„ 24.	Nackenstütze aus Holländisch-Neuguinea	279
„ 25.	Nackenstütze aus Holländisch-Neuguinea	281
„ 26.	Nackenstütze aus Holländisch-Neuguinea	283
„ 27.	Stammbaum der Nackenstützenformen	285

Abb. 13. Hagen von den Aya 216

14. Hagen von den Panama 217

15. Fischeit-Hagen usw. 218

16. Holenische Hagen 219

17. Hagen mit vormaligenen Ein-
 wohnern (Karte) 219

18. Asiatisch-japanisches Säugetierreich 220

19. Säugetiere aus Ostasien 221

20. Säugetiere aus Ostasien 222

21. Säugetiere aus Ostasien 223

22. Säugetiere aus Ostasien 224

23. Säugetiere aus Ostasien 225

24. Säugetiere aus Ostasien 226

25. Säugetiere aus Ostasien 227

26. Säugetiere aus Ostasien 228

27. Säugetiere aus Ostasien 229

28. Säugetiere aus Ostasien 230

29. Säugetiere aus Ostasien 231

30. Säugetiere aus Ostasien 232

31. Säugetiere aus Ostasien 233

32. Säugetiere aus Ostasien 234

33. Säugetiere aus Ostasien 235

34. Säugetiere aus Ostasien 236

35. Säugetiere aus Ostasien 237

36. Säugetiere aus Ostasien 238

37. Säugetiere aus Ostasien 239

38. Säugetiere aus Ostasien 240

39. Säugetiere aus Ostasien 241

40. Säugetiere aus Ostasien 242

41. Säugetiere aus Ostasien 243

42. Säugetiere aus Ostasien 244

43. Säugetiere aus Ostasien 245

44. Säugetiere aus Ostasien 246

45. Säugetiere aus Ostasien 247

46. Säugetiere aus Ostasien 248

47. Säugetiere aus Ostasien 249

48. Säugetiere aus Ostasien 250

49. Säugetiere aus Ostasien 251

50. Säugetiere aus Ostasien 252

51. Säugetiere aus Ostasien 253

52. Säugetiere aus Ostasien 254

53. Säugetiere aus Ostasien 255

54. Säugetiere aus Ostasien 256

55. Säugetiere aus Ostasien 257

56. Säugetiere aus Ostasien 258

57. Säugetiere aus Ostasien 259

58. Säugetiere aus Ostasien 260

59. Säugetiere aus Ostasien 261

60. Säugetiere aus Ostasien 262

61. Säugetiere aus Ostasien 263

62. Säugetiere aus Ostasien 264

63. Säugetiere aus Ostasien 265

64. Säugetiere aus Ostasien 266

65. Säugetiere aus Ostasien 267

66. Säugetiere aus Ostasien 268

67. Säugetiere aus Ostasien 269

68. Säugetiere aus Ostasien 270

69. Säugetiere aus Ostasien 271

70. Säugetiere aus Ostasien 272

71. Säugetiere aus Ostasien 273

72. Säugetiere aus Ostasien 274

73. Säugetiere aus Ostasien 275

74. Säugetiere aus Ostasien 276

75. Säugetiere aus Ostasien 277

76. Säugetiere aus Ostasien 278

77. Säugetiere aus Ostasien 279

78. Säugetiere aus Ostasien 280

79. Säugetiere aus Ostasien 281

80. Säugetiere aus Ostasien 282

81. Säugetiere aus Ostasien 283

82. Säugetiere aus Ostasien 284

83. Säugetiere aus Ostasien 285

84. Säugetiere aus Ostasien 286

85. Säugetiere aus Ostasien 287

86. Säugetiere aus Ostasien 288

87. Säugetiere aus Ostasien 289

88. Säugetiere aus Ostasien 290

89. Säugetiere aus Ostasien 291

90. Säugetiere aus Ostasien 292

91. Säugetiere aus Ostasien 293

92. Säugetiere aus Ostasien 294

93. Säugetiere aus Ostasien 295

94. Säugetiere aus Ostasien 296

95. Säugetiere aus Ostasien 297

96. Säugetiere aus Ostasien 298

97. Säugetiere aus Ostasien 299

98. Säugetiere aus Ostasien 300

99. Säugetiere aus Ostasien 301

100. Säugetiere aus Ostasien 302

Raum und Zeit.

In innerer Zusammengehörigkeit decken sich der Verlauf meiner Arbeit und der Aufbau dieses Werkes. Im ersten Bändchen ist aus der Naivität eine natürliche Sehweise und Blickrichtung gewonnen; in diesem zweiten erringt gesteigertes Wissen und geschicktere Anwendung selbst verfertigter Werkzeuge die Erweiterung des Blickfeldes bis über den Horizont der heimischen Kultur hinaus und entdeckt den Standpunkt, von dem aus Weltgeschichte bis zu uns herüber (— statt wie bisher immer nur: von uns aus rückwärts bis an das westasiatische Randgebirge! —) verstanden werden kann. Die Belegstücke des dritten Bändchens werden den dann erfolgenden Erlebnisgang bis zur Eroberung dieses Standpunktes, die ändern dann die Weiten der neuen Fernsicht erkennen lassen.

Das Ganze ein Ringen um Raum und Zeit.

Um Maßstab.

Und um eine Dimension. —

Leo Frobenius.

Raum und Zeit

In innerer Zusammengehörigkeit heben sich der Verbal meine Arbeit und der Inhalt dieses Werkes. Im ersten Händchen ist aus der Naivität eine natürliche Schwere und Blickrichtung gewonnen; in diesem zweiten erzieht erweiterter Wissen und geschichtliche Anwesenheit selbst verfestigter Werkzeuge die Fortschrittung des Blickfeldes bis über den Horizont der baltischen Kultur hinaus und entdeckt den Standpunkt von dem aus Weltgeschichte bis zu uns herüber (—) statt wie bisher immer nur von uns aus rückwärts bis zu den westfälischen Handlungen! (—) verstanden werden kann. Die Betrachtung der dritten Händchen werden den dann erfolgenden Einbezug als zur Höhe nur dieses Standpunktes die andere dann die Weiter der neuen Fortschritt erkennen lassen.

Das Ganze ein Blicken am Raum und Zeit.

Im Herbst.

Und an eine Distanz.

Leo Frobenius

1. Das Blickfeld der Kultur.

(1924.)

Weltgeschichte. — Eigen- und Umwelt. — Das Dogma und die Kulturkreislehre. — Wissenschaft aus Fachstudium. — Das Methodische im Einzelnen. — Vom Kontinent Afrika zu den Kulturen Ozeaniens. — Die Verschiebung des Gesichtsfeldes aus der Eigen- in die Umwelt.

WELTGESCHICHTE.

Wenn wir uns das höchste menschliche Wissen von der Geschichte der menschlichen Kultur (alias den Umfang der Weltgeschichte) in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vergegenwärtigen, so ergibt sich, mit wenigen Strichen skizziert, das folgende Bild:

Einmal kennt die europäische Kultur den eigenen Lebensabschnitt rückwärts bis zu dem Herausranken eines dominierenden Lebenswillens aus westasiatischem Wurzelwerk. Babylon — Aegypten; Aegäer — Griechenland; Rom usw.

Zum zweiten kennt sie eine Reihe von vereinzelt Tatsachen der Prähistorie, weiß nach Funden und Grabungen Schichten und Perioden zu gliedern und zwar rückwärts bis in verfllossene geologische Veränderungen der lebendigen Welt auf der Erdoberfläche.

Drittens endlich sind infolge der Ausdehnung der europäischen Kultur die meisten Kulturformen der Erde durch Berührung bekannt geworden und zwar in außerordentlich verschiedener Intensität, einige als Alltagsfliegen, andere als geschichtslose Tatsachenbestände und wieder andere als gewordene, d. h. durch historische oder philologische Aktenstücke rückwärts vertieft.

Zwischen diesen drei innerlich durchaus zusammenhangslosen Gebieten Zusammenhänge zu finden, Brücken zu schlagen, Beziehungen zu schaffen, bemühten sich nun um die Jahrhundertwende die verschiedensten Köpfe Europas. Das Verfahren entsprach dabei fast ausnahmslos der Anwendung des gleichen Gedankenkomplexes: das Feststehende ist unser historisches Wesen und Aktenmaterial; unsere eigene Kultur- und Lebensform ist der Maßstab; Argu-

18

mente für geschichtliche Wahrheit sind Niederschrift, Sprache, Papyrus, Stein; da, wo diese vier versagen, hört die Weltgeschichte und das Beweisbare auf; jenseits beginnt die Kuriositätenkammer, die gerade gut genug ist für die Phantasie der misera plebs. — Mit dem historischen Aktenmaterial wird ein geradezu erstaunliches Akrobatenspiel getrieben. Völker, die beschnitten sind, werden als verlorener Stamm Israels betrachtet; Kulturen, die das Kreuz kennen, müssen mit dem Urechristentum Beziehungen haben; Völker, die eine Kosmogonie besitzen, müssen sie von den Griechen empfangen haben; kleine Schnitzwerke aus Neu-guinea werden mit der neuentdeckten gräko-buddhistischen Kunst in Zusammenhang gebracht und vom jonischen Kapitell abgeleitet. (Siehe Nr. 5 dieses Bandes.) Dem spröden Egozentrismus der historischen Wissenschaft entspricht ein wildes Kombinieren der durch ihre Begrenzung Unbefriedigten. Das Bedürfnis schafft sich Ventile aus dem allzuengen Kessel der „Weltgeschichte“.

Die Weltgeschichte selbst ist sich aber entsprechend dem Dünkel, den alle Wissenschaft

dieser Zeit auszeichnet, ihrer eigenen Beschränktheit nicht bewußt. Sie sieht starr auf ihr Dokument, schafft eine großartige Chronologie (— eine der gewaltigsten Leistungen wissenschaftlicher menschlicher Forschungsarbeit! —), klebt um dieses Gerüst einen Karton, der aus Abspiegelung des ständig wechselnden eigenen Zeit- und Raumgefühles hergestellt ist, und packt in diesen die Weltgeschichte hinein. Sie sieht nicht, daß alles Geschriebene und Dokumentierte nur sehr fragwürdiges Bruchstückwerk ist, weil fast niemals verzeichnet wird, was dem Urheber selbstverständlich, also gleichgültig und doch gerade als solches das Entscheidende ist; sie sieht nicht, daß hierin keine Norm und Wahrheit gelten kann, allein schon weil das Lebensgefühl der im Auslegen ergänzenden *)

*) Die Notwendigkeit des Ergänzens ist eine der schwersten Hemmungen nicht nur der historischen Wissenschaft, die wir Forschungsreisenden noch besser kennen als die Historiker selbst. Sehr oft war ich unter Völkern, die durchaus bereit waren, alles zu sagen, was ich von ihrem Denken, ihren Deutungen und ihrem Leben wissen wollte. Wie vieles haben sie mir dann vorgeplaudert, — nie aber etwas ohne die Voraussetzung, daß ich als Europäer natürlich alles, was ihnen denk-, lebens- und wissenschaftlich erschien, viel besser wisse.

Franzosen ein anderes ist als das der Deutschen, das des Amerikaners ein anderes als das des Italiens usw., daß also schon die Grundlagen des Verstehenkönnens und des Auffassenmüssens völlig von einander abweichen.

Was aber vor allen Dingen innerliche Verengung zur Folge haben mußte, beruht darauf, daß, entsprechend der Weltanschauung dieser Zeit, die Wissenschaft den Menschen auffaßte als den die Kultur Bildenden und Schaffenden, und daß der überhebliche Egozentrismus Europas hiermit und hierin ein leichenstarres Dogma

Je naiver nun die Menschen sind, desto weniger sprechen sie vom Selbstverständlichen, Altgewohnten, Nichtandersdenkbaren, — das aber heißt von den Grundlagen, denen unser Wissensdrang ebenso nachspürt wie der der Historiker. Ganz naturgemäß fehlt das auch in den Dokumenten. Es muß ersetzt werden. Wer ersetzt dies nun und womit? Wenn man bedenkt, wie ungeheuer differenziert die Lebensgrundlagen der einzelnen, oft auch der einander nächststehenden Menschen sind, — wie also naturnotwendig jeder anderer und anders ergänzt und ergänzen muß, — dann steigt naturnotwendig eine Ahnung von der Stromstärke subjektiven und subjektivistischen Durchflutens im Klippengebiet der historischen Weltgeschichte auf.

schuf. So war es ganz unmöglich, aus historischem Wissen heraus die Verbindung der „historischen“ europäischen Weltgeschichte mit einer eigenen prähistorischen Vergangenheit oder aber gar mit den Kulturen der außer-europäischen Völker da herzustellen, wo nicht ein zufällig erhaltenes Monument Auskunft bot. Die „Weltgeschichte“ schwamm wie ein verhärteter Brocken inmitten des Meeres der weiterhin sie umfließenden Kultur und Kulturen.

EIGEN- UND UMWELT.

Inzwischen erschlossen kühne Technik, tüchtiger Kaufmannsgeist und wissenschaftliche Reisen die Beziehungen zu den Völkern an den Küsten und im Innern anderer Erdteile immer intensiver. Dadurch entstand eine Erkenntniswelt empirischer Natur, die im ganzen genommen für das europäische Empfinden eine „Eigenwelt“ nur als Umwelt erfaßte. Die Eigenwelt war das zeitliche wie räumliche Gebiet des Selbsterlebten. Die Umwelt wurde nur hier und da durch Berührung an ihrer Außenfläche bekannt. Die Eigenwelt war in der Tiefe be-seelt, die Umwelt von außen her beleuchtet.

Gleichzeitig eignete der europäische Macht-
wille sich auf zivilisatorischem Wege die Räume
anderer Kulturen mehr und mehr an, um sie zu
besitzen. Das Dogma von der europäischen
Superiorität gab hierzu das Recht. Die durch
Teilung in Eigen- und Umwelt gewordene Selbst-
isolierung machte es dem europäischen Lebens-
gefühl unmöglich, andere sich anzugliedern
oder gar sich selbst in das Gesamtsein der Erd-
kultur einzufügen. Einmal bei dem Dogma:
„Der Mensch macht die Kultur“ angelangt, —
einem Dogma, das Ausfluß des Kernes der
abendländischen Kultur (Frankreich-England)
war, — gab es kein Zurück mehr für hierin zum
Ausdruck kommende Senilität. Nur Jugend und
die „Blickrichtung“ aus der Umwelt heraus
konnten ein natürliches Sehvermögen zurückge-
winnen, dem alsdann als Gesichtsfeld die ganze
Erdoberfläche mit ihren Kulturen sich ent-
nebeln mochte.

DAS DOGMA UND DIE KULTURKREISLEHRE.

Im Jahre 1897 hatte der junge Leo Frobe-
nius die Grundlinien der Kulturmorphologie in

der Gestalt der Kulturkreislehre gewonnen. (Siehe Bd. I.) In dem Streben, das Wesen und Werden der afrikanischen Kultur zu durchdringen, hatte die Materie der Studien ihn zu den Sätzen geführt, die der alten herrschenden Auffassung entgegengesetzt waren. Das alte Dogma sagte: „Der Mensch und der menschliche Wille schafft Kultur und hat die Kultur hervorgebracht“; die neue Lehre ging aus von dem Satz: „Kultur ist organisch; die Kulturen sind Organismen.“ Die historische Anschauung ging von einem Grundsatz aus, demzufolge der Mensch Subjekt, die Kultur aber Objekt sei; Leo Frobenius aber faßte die Kultur als selbständigen Organismus, den Menschen aber als dessen Objekt auf. Das Entscheidende in dem neuen Gesicht war aber das Phänomen der Gebundenheit der Kultur nicht an den Menschen, sondern an den R a u m. Also die Gebundenheit an die Kulturkreise, wonach die Lehre ja dann ihren volkstümlichen Namen erhalten hat.

Es zeugt von der senilen Verhärtung europäischer Betrachtungsweise, daß dieses Axiom als solches zunächst sofort ohne Prüfung seiner Anwendbarkeit verworfen wurde.

In der Tat wurde hiermit aber die Teilung von Eigen- und Umwelt aufgehoben. Denn da die neue Schweise von der Betrachtung der „Umwelt“ ausging, so schulte sie sich zunächst hieran und ward so kernsicher, daß sie zuletzt auch auf die Eigenwelt angewendet werden konnte und diese sich dann von selbst der Umwelt eingliederte, wodurch naturnotwendig zuletzt die Teilung in Eigen- und Umwelt aufgehoben werden mußte.

Die wichtigste Etappe auf diesem Wege war für den jungen Leo Frobenius die Erschließung der Kulturen des Pazifischen Ozeans.

WISSENSCHAFT AUS FACHSTUDIUM.

Die Beurteilung der im Nachfolgenden wieder abgedruckten ersten Arbeiten über die Kulturen Ozeaniens für die Geschichte der Wissenschaft und der europäischen Betrachtungsweise ist kaum möglich ohne eine Inaugenscheinnahme des Entwicklungsganges des jungen Forschers selbst.

Das, was den Knaben dermaleinst der Völkerkunde als frühestem Ziel zugehängt hatte, war nichts weniger als Wille zur Wissenschaft.

Es war unbändige Sehnsucht nach Erleben jener Umwelt, die alle jene Geheimnisse bergen mußte, die der Heimat fehlten. Dem allgemeinen Interesse der Zeit entsprechend wandte er sich Afrika zu. Aber das Bemerkenswerte ist, daß der Bursche nun nicht etwa seiner Sehnsucht entsprechend einfach Afrika aufsuchte, sondern daß er, der Entelechie seiner Zeit entgegengesetzt, erst das Innenwesen jener andern Welt in der Heimat erobern wollte, ehe er sich erlebnismäßig mit ihr auseinandersetzte. — Denn der Entelechie der neunziger Jahre hätte es entsprochen, wenn er erst seine Reise gemacht und dann nach den erfahrungsmäßigen Beobachtungen seine Schlüsse gezogen hätte. Er aber bereitete seine inneren Augen fünfzehn Jahre lang vor, ehe er sie anzuwenden wagte. Wie schwer es ihm wurde, den unbändigen Heißhunger zum Selbsterleben zu bändigen, das weiß wohl nur er selbst.

Das Weitengefühl, das den Knaben einst in die Literatur der Forschungsgeschichte Afrikas gedrängt hatte, duldete aber nicht die Fesselung an diesen einzelnen Erdteil. Schon 1896 (siehe „Kameruner Schiffsschnabel“) wurde es ihm

26

klar, daß die afrikanischen Kulturen undenkbar seien ohne Zusammenhang mit denen der übrigen Erde, daß nach vieler Richtung die afrikanischen Kulturen nur als solche am Rande der Oekumene verstanden werden konnten. (Siehe „Westafrikanischer Kulturkreis“.) Und einmal so weit gekommen, mußte der junge Leo Frobenius den Blick von Afrika aus nach Osten, d. h. nach Ozeanien richten.

Mit diesem hatte er sich vertraut gemacht, ehe er die Ergebnisse seiner Arbeiten über Afrika in den Jahren 1898 und 1899 veröffentlichte. Die Kulturen Ozeaniens haben also ebenso gut wie die Afrikas dazu beigetragen, ihn zu der Theorie von der Organität der Kultur gelangen zu lassen.

Das Wesentliche aber liegt in folgendem: Die Untersuchung der Kulturformen Afrikas hätte, allein genommen, zur Verfeinerung und Ausbildung eines Faches geführt („Afrikanologie“ oder ähnliches), in dem Sinne, in dem man von „römischer“ oder „griechischer“ oder „deutscher“ Geschichte sprechen kann. Sowie aber im Anschluß an die „Weltanschauung der Naturvölker“ (siehe Bd. I) die gleiche Methode

auch in Ozeanien versucht und bewährt gefunden wurde, war das Fach zu Wissenschaft herangereift, war der Weg gefunden, auf dem ein Einfluß auf die „weltgeschichtliche“ Bewußtseinsform in Europa gewonnen werden konnte.

Hiervon später einiges mehr.

DAS METHODISCHE IM EINZELNEN.

Vorerst das Einzelne.

Eine Zusammenfassung der Arbeit über die ozeanischen Kulturen sollte als zweiter Band des Werkes „Der Ursprung der Kultur“ im Jahre 1899 erscheinen. Dr. Thost, der Inhaber der Verlagsfirma Gebrüder Bornträger, verlor aber in Anbetracht des peinlichen Empfanges, der dem ersten Bande über die afrikanischen Kulturen zuteil geworden war, den Kopf und brach die Verlagsvereinbarung. So beschränkten die Publikationen sich denn auf die entsprechenden Abhandlungen in „Petermanns Mitteilungen“ (1898 bis 1900) und in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“. Der größte Teil der Arbeiten wurde nicht veröffentlicht, — was ich in keiner Weise bedaure. Im übrigen gehören zu meinem großen Vergnügen gerade diese ozeani-

schen Arbeiten zu denjenigen, die bis heute noch mit Vorliebe übersehen oder doch möglichst weit in den Hintergrund geschoben werden.

Unter den erschienenen Veröffentlichungen der hier in Frage kommenden methodisch wichtigen Arbeiten scheinen mir die unter Nr. 2 bis Nr. 4 über die Mathematik, Schilde und Bogen die wichtigsten, weil sie in technischer Hinsicht heute noch als Lehrbeispiele gelten können. Ich habe es deswegen vermieden, sie durch das inzwischen hinzugekommene neue Material zu erweitern oder zu ergänzen, da dieses, soweit ich es zu übersehen vermag, nur ein Anschwellen der Arbeit, nicht aber eine wesentliche Aenderung des Gesamtbildes zur Folge gehabt haben würde. Sicherlich sind in der Zwischenzeit auf einigen Gebieten der Kulturkunde Ozeaniens detaillierende Einzelkenntnisse dazu gekommen. Für die Entwicklungsgeschichte der Kulturmorphologie spielen dieselben aber ebenso wenig eine bedeutsame Rolle wie für die hier wiedergegebenen Einzelarbeiten.

Im übrigen möchte ich mit diesen Sätzen in keiner Weise behauptet haben, daß ich die Arbeiten dieser Periode wie die irgend einer ande-

ren meines Lebens irgendwie für ideal halte. Vielmehr kann auch nach meiner Ansicht gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Arbeiten des jungen Leo Frobenius nirgends glatt, nirgends anmutig, nirgends erschöpfend, nirgends ganz reif sind. Jede einzelne war für den Urheber eigentlich schon überlebt, wenn sie in die Öffentlichkeit trat. Alle diese Arbeiten wie auch viele spätere sind sprunghaft, überlastet mit stummen Voraussetzungen. Sie sind nicht gestaltfertig, sondern fließend. Aber sie sind ein Fluß, strömen ungehemmt, bald stockend, bald rasend, — bis sie im Weltmeer der Anschauung eines die Erde umspannenden Lebensbildes angekommen sind.

Als dieser „heißblütige Stürmer“ im Jahre 1904 nach Afrika aufbrach, bezeichneten den Weg hinter ihm Reihen von erratischen Blöcken, aus denen Handwerksmeister mit Freude am einzelnen ausgezeichnete Vervollständigungen wie Monographien einzelner Kulturbildungen herausmeißeln konnten. —

Durch diese kleinen Monographien war das methodisch Notwendige und Mögliche ziemlich klar umgrenzt. An Stelle der systematischen

30

Klassifizierung, wie sie Ratzel noch in seiner Bogenarbeit angewandt hatte, war Darstellung lebendigen Wachstums getreten. Um so größer mein Unmut über die dann immer wieder auftauchenden Stillosigkeiten, die im Jahre 1899 noch zu der Veröffentlichung der Arbeit über die „Nackenstütze in Ozeanien“ führten (Nr. 5).

VOM KONTINENT AFRIKA ZU DEN KULTUREN OZEANIENS.

Afrika hatte Arbeit an einem Kontinent bedeutet, Ozeanien wurde zum Erschluß von Inselkulturen und führte in die Probleme des Meeres, in die der Insel- und Küstenwelt, die ja auf der ganzen Erde von dem einen Weltmeer untereinander verbunden sind. Und damit mußte sich im Verlauf der Studien dieses einzelnen Menschen im kleinen das wiederholen, was sich als Verlauf der Geschichte der bedeutenden Kulturen im großen abgespielt hatte. Die Arbeit war in die Strömung des Meeres gelangt und mußte nun früher oder später dem Kielwasser der Kulturgeschichte nachgetrieben werden.

Bis dahin hatte Leo Frobenius die geschlossene Gebundenheit der Kultur an den

Boden, die in den Kulturen sich widerspiegelnde Schwerfälligkeit des wenigst gegliederten und kontinentalsten Erdteiles Afrika beschäftigt und gefesselt. Am plump biedereren Afrika war er zum Völkerkundler und Kulturforscher erzogen worden. Jetzt aber geriet er in die Welt der spielenden Fluten, der von Küste zu Küste tänzelnden und tragenden Wellen und Strömungen, in die Region des lieblichen Charmes, der blühenden Stilformen, der graziösen Varianten. Der Charme gewann sogleich Macht über ihn. Bald aber mußte er unter dem anmutigen Kleide sich selbst überlassener Tropenpracht die starken Züge im ernsten Antlitz einer monumentalen Vergangenheit gewahr werden.

Die seinerzeit für die „Weltanschauung der Naturvölker“ (Bd. I No. 6) gewonnenen Kenntnisse verdichteten sich. Der große Mythos, geboren aus Meeresschaum an den Küsten des Pazifischen Ozeans, stieg auf. Die gewaltige Periode des Zeitalters des Sonnengottes erschloß sich. Der junge Forscher sah die Hunderte und Tausende von ekstatisch erregten Schiffen der Vergangenheit, wie sie flottenweise ihre schwer besegelten Doppelboote in das Meer schoben zum

32

Aufbruch ins Land der Nachtsonne, nach Hawaiki, in das Land der großen Hine-nui-te-po, zum Gestade der Seligen.

Es handelt sich hier darum, zu verstehen, was solches Treiben in der großen Periode der Entfaltung der Mythologie bedeutete, um begreifen zu können, wie solches den forschenden Menschen packen, mitfortreißen und in ein fast unberechenbares Maß von Arbeit stürzen mußte. Solches ist nicht ganz so leicht, wie der so gern einem karikierten Bilde von der Phantasie nachsinnende Mensch von heute dies denkt. Denn wie sollen wir ohne weiteres die lodernde Glut aufflammenden mythologischen Kulturwillens im Zusammenhang mit der damaligen Ueberspannung des Pazifischen Ozeans verstehen?

Wir Miterlebenden eines materialistischen Zeitalters, wir mit unserem Zweckbewußtsein, unserem Maschinen- und Rechenverstand, wir Krüppel der Lebensgarantien, die wir ohne vorausbekanntes Ziel, ohne Lebens-, Feuer-, Unfall- und was weiß ich für Versicherungen und Pensionen und Renten und Ueberlegungsresultate, nicht leben können — wir, die wir in unserm

Dünkel sogar das Schicksal besiegen und fesseln zu können vermeinen, — was wissen wir von den Flammen kosmogonischen Lebensgefühles?

Und sind wir Menschen von heute auf dem langen Wege: Mythos, Religion, Kunst, Staat, Weltwirtschaft (siehe Bd. VII) nicht senil geworden? Können wir uns denn überhaupt außer in Stunden glücklicher Hellsichtigkeit der dämonischen Schöpfungsblitze unserer Kindheit (vergl. Bd. IV) überhaupt noch entsinnen?

Wahrlich: das Unternehmen eines halbweisenden und hochgefeierten Kolumbus und die Dampf- und Kabelüberspannung des Atlantischen Ozeans sind ein kümmerlicher Dreck gegenüber der Riesentat jener Menschen, die, weite Schifffahrt erst schaffend, Mythos und Kultur hinübertragen von Indien nach Amerika, von Indien nach Afrika, von Hawai bis Neuseeland. Die Intuitionen jener Periode mögen kindliche gewesen sein, ihr kosmogonisches Schöpfen spontan und sporadisch. Die Dämonen aber, die sie führten (siehe „Paideuma“) waren himmelhoch erschütternde und weltmeerumspannende; sie leiteten das Zeitalter der Idealitäten (hohen Kulturen) ein.

Von Intensität und Dimension des Lebensgefühles jener Zeit, von der Kraft des Auftriebes der Kultur, die damals aus einer Periode niederer in eine solche höherer Form aufwuchs, können wir uns nur schwer und kümmerlich eine Vorstellung machen. Nur das eine wissen wir: der Pazifische Ozean wurde kulturell überspannt und damit die erste der drei großen Episoden im Werden der hohen Kulturen eingeleitet. —

Dieses Sichhineinleben in die fließenden, reich variierten Kulturen Ozeaniens mußte denjenigen, der sich bis dahin nur an den bäuerlich zähen und formarmen Kulturen Afrikas geübt und gebildet hatte, mit einem erregenden Entzücken, mit einer vertieften Hingabe an die größeren Aufgaben erfüllen. Und wie gesagt: vom zäh Widerstrebenden zur Gründlichkeit erzogen, mußte er durch das fließend Gleitende in den Strom einer Entwicklungsbahn geführt werden, auf der er durch das Werden der hohen Kulturen und auch unseres Kulturraumes bis in die Wesenheiten unserer heutigen Tage gelangen konnte.

DIE VERSCHIEBUNG
DES GESICHTSFELDES AUS DER EIGEN-
IN DIE UMWELT.

Der erste Band des „Zeitalters des Sonnengottes“ erschien im Jahre 1904. Der Zeitpunkt war sehr ungünstig. Das Schwergewicht des historischen und kulturgeschichtlichen Forschens war mehr und mehr auf das intermaritime „Brückengebiet“ Mesopotamien-Aegypten auf Babel und Bibel verschoben; dem Wesen dieses Zentralinteresses entsprechend hatte sich eine Welle der lunaren Mythologie (d. h. alle Heroen der Mythen werden nach ihrer Mondähnlichkeit bestimmt) einstellen müssen. Denn in den Hauptgebieten Westasiens war der Mond Gott und Herr. Damit war die Mythenforschung bis an den Rand der europäischen Kulturökumene gedrungen. Das „Zeitalter des Sonnengottes“ ging nun aber in seinen Leitgedanken vom Pazifischen Ozean aus und setzte die Kenntnis der Kulturbahn, die der Autor gewonnen hatte, in gewissem Sinne voraus. — Damit war fürs erste das Schicksal des Buches bestimmt. Es wurde verworfen. Der Autor aber, der nachgerade den letzten Rest von kindlichnaiver

36

Ehrfurcht vor den offiziellen Autoritäten eingeübt hatte, beschloß die Herausgabe des zweiten Bandes zu vertagen, und so kam es, daß auch die Karten, die diesem beigegeben werden sollten, damals im Schreibtisch liegen blieben. Das etwa zwanzig Jahre später einsetzende Verständnis für dies Werk konnte den Verfasser nicht mehr zu einem Druck des zweiten Bandes bewegen, da inzwischen höhere Aufgaben andere Fassungsweise beanspruchten. Es ist aber von Wichtigkeit, daß die Karten zu dem besagten Werke, die Darstellungen der Verbreitung, die im zweiten Bande Wiedergabe erfahren sollten, damals schon fertig waren. Sie wurden dann 1923 in der „Festlandkultur“, deren wesentlicher Teil erweitert in diesem Werke als Band VII neu erscheinen wird, überarbeitet veröffentlicht.

Dieses zu erwähnen, halte ich deshalb für so wichtig, weil hierdurch eine gewisse Stufe festgelegt ist, auf der der Bearbeiter der Kulturformen Ozeaniens im Jahre 1903 angelangt war. Wer die Schichtenlagerungen der Kulturformen, z. B. die Altersbestimmung der Mythenmotive und ihrer Anwendung betrachtet, muß sogleich

erkennen, daß die Mythenwelt an den Rändern des Pazifischen Ozeans tiefer liegt als im Brückengebiet zwischen dem Pazifischen Ozean und dem Mittelländischen Meer oder gar in diesem zweitgenannten Litoralgebiet. Die Kultur muß dieses Brückengebiet „Westasien“ wie ein trennendes Gebirge überschritten haben, ehe sie in das Mittelländische Meer herabstieg. Die dann von der Aegäis aus über Griechenland nach Rom usw., also nach Westen erfolgende Schwerpunktsverschiebung beginnt mit diesem Herabsteigen von jenem kulturellen Brückengebirgsrücken, der nach Vollendung dieses Vorganges die europäische Kultur nach Osten hin von der pazifischen trennte.

Wenn man mit dieser Erscheinung und diesem Vorgange das Wesen der europäischen Kultur und das Bild des in unserer „Weltgeschichte“ verkörperten Eigenkosmos vergleicht, so wird es ersichtlich, daß demjenigen, welchem sich bei seinem Wege vom Pazifischen Ozean her beim Niedersteigen in das Mittelländische Kulturbecken diese Tatsache enthüllte. — daß diesem sich die Geschichte der europäischen Kultur in die Ge-

38

samtheit der hohen Kulturen als Einzelerseheinung eingliedern mußte, das heißt aber, daß diesem aus der Umwelt (siehe oben) Kommenden das Wesen der europäischen Eigenkultur in ihrer Herkunft aus einem räumlich Ausgedehnteren, intuitiv Tieferen und historisch Entlegeneren klar werden mußte.

Ganz natürlich drängten sich damals schon in der Reihenfolge:

Pazifischer Ozean —

Landbrücke —

Mittelmeer —

Atlantischer Ozean —

Weltmeer — als Entfaltungsgebiete der Kulturen höheren Stiles auf. Das Problem des Meeres, der Küsten, der Inseln war zu einem weltgeschichtlichen geworden. Zu alledem gab Ozeanien den natürlichen Ausgangspunkt. In dieses Gebiet, in diesen weiten Rahmen paßt nun allerdings wohl noch die Methode der Kulturkreisforschung, aber die Behandlung und Anwendung ging von einer allzu armen Wesens-

fülle aus. Dies war es, was den in Europa mittlerweile arg Enttäuschten hinaustrieb. An den „niedereren“ Kulturen selbst wollte er die Wesenheit der „Kultur“ erforschen. Daß solches auf kontinentalem Boden in der Ueberwindung des zäh Widerständigen erfolgreicher, wenn auch nicht bequemer gelingen konnte, mahnte ihn, den Kulturen Afrikas die Treue zu bewahren und ihnen jede Mühe und Sorgfalt zuteil werden zu lassen, die sie ihrer Bedeutung nach beanspruchen konnten.

Am Ende des Jahres 1904 reiste er nach Afrika ab. (Siehe Bd. III.)

2. Die Mathematik der Ozeanier.*)

(1898.)

Einleitung. — Allgemeine Beschreibung (geographische und ethnographische Vorbesprechung; die Zahlenreihen in Indonesien; in Mikro- und Polynesien; in Melanesien; in Neuholland. Uebersicht). — Entwicklungsgeschichtliche Untersuchung (Zähl- und Rechenmethode; die Addition im Süden und in der Mitte; Addition, Multiplikation, Subtraktion im Osten und Norden; die Geschichte der „5“; der Ursprung der „10“ und der „2“). — Schluß.

EINLEITUNG.

Die vorliegende kleine Abhandlung stellt das Endergebnis mehrjähriger eifriger Studien dar, wie man es zunächst skizzenhaft darstellt als Vorbereitung eines umfangreicheren Werkes. Die knappe Behandlung des Stoffes erlaubt es mir nicht, kritische Bemerkungen über den

*) Erschienen erst in der Berliner „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ und dann separat als Nr. 23 der „Allgemein verständlichen naturwissenschaftlichen Abhandlungen“ Berlin 1900.

Wert der einzelnen Angaben in der Literatur — und die von den Reisenden angegebenen Zahlenreihen beanspruchen eine außerordentlich wachsame Kritik! — oder die ganze Menge des aufgespeicherten Materials hier wiederzugeben. Es ist dies eben eine rechte und schlichte Skizze.

Als wichtigste wissenschaftliche Literatur müssen die Arbeiten von von der Gabelentz, Schnorr von Carolsfeld, Raffles, von Humboldt sowie die enormen Materialsammlungen von Bastian, Ling Roth und A. B. Mayer bezeichnet werden. Mit diesen Autoren, von denen ich mancherlei Wesentliches und Wichtiges lernen konnte, bin ich in keiner Weise in Konflikt geraten, da ich andere Wege gegangen bin. Erst nach dem Abschluß der Studien habe ich von den Steinens Arbeit über die Mathematik der Bakairi in Augenschein genommen und gefunden, daß er ähnliche und wesentliche Belege für den Ursprung der 2 bei den amerikanischen Indianern, wie ich bei den Neuholländern und Indonesiern, gefunden hat.

Für die nachfolgende Studie erbitte ich freundliche Nachsicht. Es ist mir wohlbewußt,

wie schwierig es ist, auf so geringem Raum ein so umfangreiches Kapitel zu behandeln, zumal wenn noch wesentliche erweiternde Gesichtspunkte aufgestellt werden.

ALLGEMEINE BESCHREIBUNG.

Geographische und ethnographische Vorbesprechung.

Die Tatsache, daß von der hinterindischen Halbinsel bis zur Osterinsel einerseits, bis nach Madagaskar andererseits die gleiche Sprache, wenn auch in vielen Dialekten gesprochen wird, versetzte schon die ersten Entdecker in Erstaunen; ja, man konnte sich zunächst nicht an diesen Gedanken gewöhnen, und auch die heutige, allerdings verfeinerte Wissenschaft beschäftigt sich noch mit der Frage, wie man diese Verwandtschaft zu deuten habe, in welcher Nähe sie hier und da auftritt usw. Sehr kompliziert werden alle derartigen Fragen dadurch, daß sich auf Neuholland (dem Festlande Australien), sowie in Melanesien andersartige und dem großen malajischen vollkommen fremde Sprachstämme vorfinden. Für die Verbreitung derartiger Merkmale sind wir es ge-

wöhnt, geographische Verhältnisse verantwortlich zu machen, und in diesem Sinne erscheint eine Betrachtung wie die folgende von Wert.

Um die Zunge (Malakka) der hinterindischen Halbinsel lagern die großen Sundainseln zunächst, im weiteren Umkreise die kleinen Sunda, die Molukken und die Philippinen. Diese eigenartige Lage bedeutet eine Erziehung zur Schifffahrt, wie wir sie ähnlich im alten Griechenland mit seiner Inselwelt historisch verfolgen können. Von diesem Quellgebiet Indonesien gehen drei Wege oder Bahnen oder Achsen nach Osten.

Erster Weg. **Sü d a c h s e.** Im Südosten Indonesiens lagert die gewaltige Insel Neuholland. Die dürftige Eigenart des Bodens, die unwirtlichen Gestade, die weite Ausdehnung der Gestade und des öden Inlandes bringen hier eine aus Osten kommende langsame Bewegung mit sich.

Zweiter Weg. **Mittelachse.** Im Osten Indonesiens befindet sich die langgestreckte Insel Neuguinea mit ihren der Schifffahrt so günstigen Häfen und Küsten. Diese langgestreckte Gestalt mit der ausgeprägten Richtung der Küsten, die Mündung dieser Linie in die ost-

melanesische Inselwelt erziehen zur ausgeprägten Küstenschiffahrt und haben eine beschleunigte Beweglichkeit zur Folge. — Diese Achse mündet, wie gesagt, im östlichen Melanesien. Hier aber geht eine Ausdehnung der verhältnismäßig schmalen Wanderstraße vor sich und die Wellen der durch die Wanderschaft der Mittelachse hervorgerufenen Bewegung branden an den Gestaden Neuhollands (Ostküste) und der polynesischen Inselwelt.

Dritter Weg. Nordachse. Im Nordosten Indonesiens führen die weiten Meere und Monsumwinde nach den Inselgruppen der Marianen, Palau, Karolinen usw. Das sind die weitverstreuten Inseln Mikronesiens, denen sich in südlicher und südöstlicher, sowie westlicher Richtung Polynesien anschließt. Da sind Momente (die weiten offenen Meere, die Inselsaat, die geregelten Monsume!) geboten, die unbedingt zu einer unbegrenzten Beweglichkeit überleiten. Und dennoch kann es nicht wundernehmen, wenn wir im Bereiche der Mittelachse zahlreiche kleine und große, kaum merkliche und wesentliche Einflüsse und Beziehungen der nördlichen Verhältnisse entdecken. — Wohl zu be-

merken ist aber zweierlei. Einmal nämlich ist der Uebergang von Indonesien nach Polynesien durch ein Gebiet dargestellt, dessen kleine und weitverstreute Inseln für eine ununterbrochene Verbindung durchaus nicht geeignet sind. Auch darf man diese Inseln nicht reich nennen. Daher tritt hier ein Absterben der beständigen Verbindung ein. Mikronesien ist ein totes Gebiet sozusagen. Dagegen andererseits Polynesien mit seinen größeren und überaus reich bedachten Inseln. Das ist ein großes Außengebiet selbständiger Ausbildung.

Derart vermögen wir aus der geographischen Beschaffenheit die Gesetze zu lesen, nach denen sich die Kulturformen in den ozeanischen Regionen ausgedehnt und umgebildet haben. Den drei Achsen entsprechend konnte ich für Ozeanien auch drei Kulturformen nachweisen, nämlich für den Süden die nigritische Kultur, für die Mitte die vormalajische Kultur, für den Norden die malajoasiatische Kultur (siehe die entsprechenden, in „Petermanns geographischen Nachrichten“ erschienenen kartographischen Darstellungen.)

Wir werden das Gebiet im wesentlichen in

vier Provinzen betrachten können, nämlich:
 1. Quellgebiet: Indonesien, 2. Südgebiet: Neuholland, 3. Mittelgebiet: Melanesien, 4. Nord- und Ostgebiet: Mikronesien und Polynesien.

Die Zahlenreihen in Indonesien.

Vergleichen wir zunächst einmal die folgenden wichtigsten Zahlenreihen von 1 bis 10 als Beispiele:

1. Sumatra (Passumah)	2. Nord-Java (Sunda)	3. Engano
1 = Soe	sa od. seji	kai
2 = doe	dua	adua
3 = tigo	tilu	akolu
4 = mpat	opat	chapa (gapa)
5 = limu	lima	aniba
6 = nämm	ganap	kakina
7 = tuju	tuju	aniba-dua
8 = dlapan	dalapan	yapa-yapa
9 = sembulan	salapan	kawai-kai
10 = sapilu	pulu	kapawul
4. Selebes (Turaja)	5. Aru (Hebi)	6. Ternate (Tabello)
1 = mesa	eti	moi
2 = doewa	rua	chinoto
3 = tulu	lasi	changi
4 = appa	ka	chiatu

4. Selebes (Turaja)	5. Aru (Hebi)	6. Ternate (Tabello)
5 = lima	lima	matoa
6 = anang	dum	butanga
7 = pitu	dibem	tomidi
8 = aroea	karua	tufengi
9 = amesa	sira	hiwo
10 = sapulu	ruwapa	ngimoi

Hieraus ist vor allem zu ersehen, daß die Indonesier durchgehend bis 10 eigene Zahlen haben; lassen wir die Frage, ob dieselben nicht auch zusammengesetzt sind, zunächst vollkommen außer acht: tatsächlich ist das vollkommene Dezimalsystem mit vollendeter Zahlenreihe von 1 bis 10 das erste Merkmal indonesischer Sprache. Das zweite wesentliche Merkmal bedingt schon Ausscheidung einzelner Gruppen als Ausnahme im Bereich des Allgemeinen. Von Formosa bis Malakka und zu den Aruinseln sind nämlich die Worte von 1—6 im Stamm gleich. Malajisch 1 = sa oder satu; 2 = dua; 3 = tiga; 4 = empat; 5 = lima; 6 = anam. Ausgenommen hiervon sind vor allem einige Sprachen der östlichen, Melanesien zu gelegenen Inseln. (Siehe Tabelle!) Dann aber auch in einigen Abweichungen Engano.

Ferner sind zwei verschiedene Gruppen zu erkennen in den Worten von 7—9, nämlich:

1. 7 = fitu oder pitu; 8 = kaparu, valu, arua; 9 = siwa oder iva. Verbreitung: Philippinen, Sulu, Molukken, kleine Sunda, dann als einzelne Stämme: Nias, Mentawej, Battak auf Sumatra (einzelne Worte sind auch nach anderen Gegenden verschlagen worden, zumal auch bei den Dajak vertreten).

2. 7 = tuju; 8 = dalapan; 9 = salapan oder sambilan. Verbreitung: eigentliche Malaien, Redjang und Passuma auf Sumatra, Dajak und Malaien auf Borneo, Malaien auf Celebes, Sunda auf Nordjava, dann noch Batjan.

Die erste dieser beiden Gruppen ist die östliche, wir werden sehen, daß sie die zu den Stämmen Melanesiens und über die Nordachse nach Polynesien getragene ist. Die zweite ist jung, gehört dem Westen an und ist wenig verbreitet.

Wir erhalten also als Gruppen Indonesiens:

1. Gruppe 1—10 selbständige Worte (z. B. Halmahera) Ostindonesien.
2. Gruppe 1—5 die üblichen Worte, 6—10

selbständige (z. B. Timor). Vorkommnisse
im Osten.

3. Gruppe 1—10 selbständige Worte, z. B.

a) 8 = kaparua. Ostindonesien.

b) 8 = delapan. Westindonesien.

Als einzelnes Vorkommnis ist zu erwähnen
vor allen Dingen: die Sprache der Inlandbewoh-
ner von Malakka, die nur Worte von 1 bis 2
besitzen. 1 = nai und 2 = be.

Die Zahlenreihen in Mikro- und Polynesien.

Es ist naturgemäß, daß wir den Sprachen
der äußeren Gebiete, also Mikronesiens, Poly-
nesiens, Melanesiens und Neuhollands, eine noch
weit größere Wichtigkeit beimessen als denen
Indonesiens, in dem der neuere Zufluß ein ganz
bedeutender ist. Demnach sind in den folgenden
Gegenden mehr Beispiele anzuführen. Betrachten
wir mikronesische Zahlwörter:

7. Palau (Englische Schreibweise)	8. Sonsol (Deutsche Schreibweise)	9. Marianen (Deutsche Schreibweise)
1 = tong	deu	hatijjai
2 = oru	ruou	huguijai
3 = othey	torou	totguijai

7. Palau (Englische Schreibweise)	8. Sonsol (Deutsche Schreibweise)	9. Marianen (Deutsche Schreibweise)
4 = oang	fau	fat fatai
5 = aeem	limou	limijai
6 = malong	orou	gonmijai
7 = oweth	fitou	fedguijai
8 = tei	varuu	gnalguijai
9 = etew	tuau	siguijai
10 = makoth	e geti	manutai
10. Ulea	11. Yap	12. Marschall
1 = eiota	rep	duon
2 = ruo	ru	ruo
3 = tolu	talep	dillo
4 = teia	enenga	emmen
5 = lima	lahl	lallim
6 = honu	hen	dildimu
7 = feizu	medelip	dildimem duon
8 = warto	merru	eldinu
9 = hiwo	merep	eldinemduon
10 = segga	ragga	tabudjet

Die westlichen Sprachen zeigen offenkundigst eine direkte Verwandtschaft mit der östlichen Gruppe Indonesiens. Bedenken wir dazu, daß makoth oder (spanisch) magat = 10 dem

mogioh, mogiogo, mogioko usw. = 10 der Sprachen der Residentschaft Ternate gleichkommt, daß auf Sonsol (zwischen Neuguinea und Palau gelegen) 10 wohl e geti heißt, dagegen in 11, 12 usw. 10 = tigi enthalten ist, ein Wort, das ebenfalls auf westindonesischen Inseln wiederkehrt, so wird es noch deutlicher, daß wir eine Umbildung der ostindonesischen Gruppe vor uns haben, zu der dann auch noch die zumal den philippinischen Dialekten verwandten Worte der Marianen gehören. Letztere sind durch Anhängsel allerdings schwer kenntlich; aber gonm = anam, fet = fitu, gnal = ualu, si = siwa usw. Damit wäre die erste Gruppe festgelegt. Nun Karolinen und Marshall.

Auf Ulea tritt die Beziehung zum ostindonesischen Sprachstamme klar hervor. Dieselbe ist nicht nur durch 1—5 und honu = anam, feizu = fitu, warty = valu und hiwo = iva charakterisiert, sondern auch durch die Verschiedenartigkeit der 10, eine für die ostindonesischen Sprachen geradezu charakteristische Erscheinung. Marshall und Yap dagegen zeigen nur die Zahlen 1—5 übereinstimmend. Das obige Wortverzeichnis von den Marshall stammt von

52

Radak, ein solches von Ebon zeigt aber noch klarer, wie stark auch diese ersten fünf Zahlen schon umgebildet sind. Die übrigen von 6—10 (höchstens hen [Yap] = anam) zeigen keine Aehnlichkeit mit ostindonesischen Sprachen. Zu dieser Gruppe nun ist auch die Zahlenreihe von Lukunor zu rechnen, bei der die ersten fünf Zahlen in 6—10 wiederkehren.

Demnach haben wir als Gruppen der mikronesischen Zahlen aufzuführen:

1. Gruppe, entsprechend der 3a - Gruppe in Indonesien.
2. Gruppe, die Worte 1—5 die üblichen; 6—10 dagegen selbständig.

Danach wären die polynesischen Zahlwörter zu prüfen; für diese gebe ich folgende, englisch zu lesende Beispiele.

13. Tahiti	14. Samoa	15. Rotuma
1 = tahi	tasi	ta
2 = rua	lua	rua
3 = toru	tolu	thol
4 = ha	fa	hak
5 = rima	lima	lium
6 = ono	ono	on

13. Tahiti	14. Samoa	15. Rotuma
7 = hitu	fitu	hith
8 = varu	valu	vol
9 = iva	iva	siar
10 = ahuru	sefulu	sanghul

Demnach schließt sich die ganze fast einheitliche Gruppe der polynesischen Zahlwörter derjenigen des östlichen Indonesien durchaus an, und wir dürfen demnach die mikronesischen und polynesischen Zahlenreihen als zum größten Teil denen der indonesischen 3a-Gruppe nahe verwandt bezeichnen. Die Ausnahmen, die in dem toten Gebiet, wie wir es oben nannten, sich finden, sind später leicht zu erklären. —

Die Zahlenreihen in Melanesien.

Die Zahlenreihen Melanesiens sind außerordentlich verschiedenartig, und um hinter die Gesetze ihrer Art zu kommen, müssen wir eine umfangreichere Beispielsreihe als bisher heranziehen und das Gebiet in mehrere Teile zergliedern. Nehmen wir zunächst das westliche, also holländische Neuguinea.

16. Marapi

1 = satu

2 = yulit

3 = yutäri

4 = yugara

5 = tumbu

6 = träpko

7 = haerebri

8 = haerebteri

9 = hraebnungara

10 = pra

17. Kiat

hrawo (yewa)

hrari

hrateri

hrangara

hratumbu

haerekbo

haerebri

hrebteri

hregara

hreibtumbu (bara)

18. Ati-ati

1 = nangko

2 = nangri

3 = nangteri

4 = nangara

5 = nangtumbu

dann Wiederholung dieser

5 Zahlen an der anderen

Hand gleich 6—10

10 = pra

Bis auf die Papuainseln erstreckt sich das Ausbreitungsgebiet der ostindonesischen Zahlenreihe. Auch kommt dieselbe hie und da an der Küste vor. Eigentlich heimisch auf Neuguinea

sind aber Formen wie die hier wiedergegebenen. In diesen erkennen wir Spuren der ostindonesischen Reihe nur in 1—4. Alle diese Zahlenreihen nähern sich aber einer Erscheinung, die zumal auch auf den kleinen Sunda und Molukken häufig ist. Sie beginnen mit einer für die betreffende Landschaft typischen Vorsilbe (hra = im Kiat, nang = im Ati-ati), so wie = guijai im Dialekt der Marianen angehängt wird.

Berücksichtigen wir nun den inneren Bau dieser Reihen, so ist sogleich festzustellen, daß dieselben nur fünf Zahlwörter enthalten, nicht nur das Ati-ati, sondern ebenso das Marapi, Kiat, Skro usw., denn $6 = 5 + 1$, $7 = 5 + 2$, $8 = 5 + 3$, $9 = 5 + 4$, $10 = 5 + 5$ oder bara. Demnach hat das westliche Neuguinea nur Zahlen von 1—5, die wenn auch weit, so doch den indonesischen verwandt sind.

Weiterhin kommt Deutsch- oder Nordostneuguinea zur Untersuchung.

19. Bokadschim

1 = kudjaia

2 = aiel

3 = alub

4 = kollere

19. Bokadschim

5 = banganikobbo

6 = bang kudjaia

7 = bang aiel

8 = bang alub

9 = bang kollere

10 = bang aiel

20. Kelana kei

1 = ueku

2 = aetke

3 = karaue

4 = mänge

5 = mete mane

6 = ueku so mete mane

7 = aetke so mete mane

8 = karaue so mete mane

9 = mänge so mete mane

10 = metaetke

21. Tami

te

lu

tul

pat

lim

tan

lu

autul

pat

limandalu

Wie in Holländisch-Neuguinea liegen nur eigentlich fünf Zahlen vor und die übrigen werden ausgedrückt $6 = 5 + 1$, $7 = 5 + 2$, $8 = 5 + 3$, $9 = 5 + 4$, $10 = 5 \times 2$.

Dabei zeigen die Tami-Worte direkte Beziehung zu denen der Nordachse; denn te gleich satu, lu gleich rua, tul gleich tolu, pat gleich

ampat, lim gleich lima. Aber nicht nur hierin ist eine Verwandtschaft erwiesen, sondern auch andere Reihen aus Deutsch-Neuguinea, denen man auf den ersten Blick die Beziehung zu indonesischen Wörtern absprechen möchte, tragen die Merkmale solcher. Das moi = 1 (Ternate) kommt als moi = 1 im limbang-kei wieder. Im übrigen sind die Reihen, wenn wir von solchen Analogien absehen, untereinander mehr als dialektisch verschieden.

Endlich haben wir den dritten Teil Neuguineas, das britische Neuguinea, zu berücksichtigen:

22. St. Josephsfluß

1 = aungao

2 = aungi

3 = oio

4 = pangi

5 = imaa

6 = ngea

7 = ngeo aungi

8 = nga oio

9 = ngea pangi

10 = oua

23. Woodlarkinseln

koitan

kweyu

kweiton

kweiwas

kweinim

koitan

kweyu

keiton

kweiwas

sinawatan kasuratan.

Es liegen abermals nur Zahlenreihen von 1—5 vor, denen meistens diejenigen von 6—10 entsprechen. Es ist aber zu beachten, daß die Sprache vom Sankt Josephsfluß bis 6 zählt und $7 = 6 + 1$, $8 = 6 + 2$, $9 = 6 + 3$ bildet, daß ferner auch Zahlenreihen von 1—4 vorkommen. Im allgemeinen wird man den Sprachen von Englisch-Neuguinea, ja von Neuguinea überhaupt nur fünf Zahlwörter zuschreiben dürfen, die außerdem bei den einzelnen Stämmen verschieden sind.

In jenen Gebieten Neuguineas, die dem ziemlich weit nach Norden ragenden Neuholland gegenüberliegen, kommt aber noch eine Erscheinung von sehr großer Wichtigkeit in Betracht, der wir einige Worte gönnen müssen.

24. Kiwai

1 = nao

2 = netewa

3 = netewa nao

4 = netewa netewa

5 = netewa netewa nao

6 = netewa netewa netewa

7 = netewa netewa netewa nao

8 = netewa netewa netewa netewa

9 = netewa netewa netewa netewa nao

10 = modoboima.

Hier liegt also eine Zahlenreihe vor, die nur zwei Zahlwörter enthält, eine solche, die also der aus dem Innern Malakkas verwandt erscheint.

Vom östlichen Melanesien berücksichtigen wir zuerst die Inseln des Bismarek- und des Salomonen-Archipels. Später folgt dann Santa Cruz und der Süden.

25. Ralum	26. Buka	27. Isabel
1 = tikai	hatua	sikai
2 = aurua	hatuel	rua
3 = autul	topissa	tolu
4 = aiwat	tohats	vati
5 = ailima	tolima	lima
6 = laptikai	tonom	ono
7 = lavurua	tohid	vitu
8 = lavutul	neiduan	fehu
9 = lavuwat	neisie	hia
10 = avinun	moloto	salage.

In diesen Gebieten kommen drei Gruppen von Zahlenreihen in Betracht. 1. solche mit 1—5 des indonesischen Sprachstammes (vergl. Ralum), 6—10 durch Addition gebildet, 2. solche, die 1—10 entsprechend den indonesischen Worten haben (vergl. Isabel) und 3. solche, die 1—10 ganz selbständig besitzen, wie Buka. Die

60

Marqueen- und Tasman-Inseln gehören in die zweite Gruppe, die Santa Cruz-Inseln dagegen teilweise in die zweite, teilweise in die dritte, wie wenigstens an zwei Beispielen belegt werden soll.

28. Abgarris

1 = tahi

2 = lua

3 = tolu

4 = fa

5 = lima

6 = ono

7 = hitu

8 = valu

9 = hiva

10 = katoa

29. Indeni

tedja

ali

adi

abouai

naroune

teïa-moua

edouma

ebouema

napou

ekatoa.

Im Süden auf den Banksinseln, Neuhebriden, Neukaledonien treffen wir dagegen wieder Verhältnisse an, wie wir sie auf Neuguinea kennen lernten. Das mögen die folgenden, englisch zu lesenden Beispiele erläutern:

30. Neuhebriden
(Aneiteum)

1 = ethi

2 = ero

3 = eseik

31. Loyalty
(Uea)

pacha

lo

kuu

30. Neuhebriden

(Aneiteum)

4 = manohwan
5 = nikman
6 = nikman cled et ethi
7 = nikman cled et ero
8 = nikman cled et eseik
9 = nikman cled et manohwan
10 = nikman lep ikman

31. Loyalty

(Uea)

thack
thabumb
lo-acha
lo-alo
lo-kuun
lo-thack
te-bennete

32. Neukaledonien

(Baladea-Duauru)

1 = ta
2 = bo
3 = beti
4 = beu
5 = tahue
6 = no-ta
7 = no-bo
8 = no-beti
9 = no-beu
10 = dekau

Es liegen also Reihen mit fünf Zahlen vor, die bei den verschiedenen Stämmen verschieden sind. Beziehungen zu polynesischen Sprachen sind selten, aber doch vorhanden, wie aus (Duauru) dekau hier gleich „10“, in Polynesien

aber gleich „10 Paare“ hervorgeht. Auf den Neuhebriden (z. B. Tanna und Eromango) treten dagegen auch die ersten fünf polynesischen Zahlen auf, auf Vate sogar alle zehn Zahlen.

Betrachten wir demnach das ganze Melanesien, so müssen wir feststellen, daß hier vor allem die Reihen mit Zahlen von 1—5 heimisch sind und zwar sind die Worte bei den einzelnen Stämmen wesentlich verschieden. Im Norden und Osten greifen vielfach die 1—5 der Polynesier ein, selten dagegen die 1—10. Auf den Santa Cruz kommen zehn selbständige Zahlwörter vor. Ganz anders stellt sich das Bild im Süden, an der Neuholland gegenüberliegenden Küste Neuguineas. Hier bestehen nur zwei Zahlwörter. — Daß der Westen Neuguineas unter dem Einflusse der ostindonesischen Sprachen steht, ist selbstverständlich.

Die Zahlenreihen in Neuholland.

Wir werden, um ein einigermaßen klares Bild zu gewinnen, eine größere Reihe von Beispielen heranziehen müssen, wie folgt:

33. Wurnus

(bei Southport)

- 1 = koleguhk
- 2 = kolächellik
- 3 = kolächellik-koleguhk
- 4 = kolächellik-kolächellik
- 5 = polet uuk (viele)

34. Auf Mabiæ

(bei Cap York)

- 1 = urupun
- 2 = ukusara
- 3 = urupu-ukusara
- 4 = ukusara-ukusara
- 5 = ukusara-ukusara-urupun.

35. Moreton Bai

(Süd-Queensland)

- 1 = ganar
- 2 = burla
- 3 = burla-ganar
- 4 = burla-burla
- 5 = korumba

36. Burapper

(Südostaustralien)

- kiarp
- bullait
- bullait-kiarp
- bullait-bullait

Danach haben die meisten australischen oder neuholländischen Stämme nur zwei Zahlwörter, die sie bis 4 oder 5 zusammenaddieren. Man darf wohl sagen, daß damit der größte Teil der neuholländischen Sprachen, wohl (unter den von

mir gesammelten Beispielen) etwa 85 von 100
inbegriffen ist. Erwähnenswert sind zwei Aus-
nahmen.

37. Sidney 38. König Georg-Sund

1 = uagle	kain
2 = bula	cojine
3 = brui	taan
4 = karga	orre
5 = blaure	poole
6 = blaure-uagle	
7 = blaure-bula	
8 = blaure-brui	
9 = blaure-karga.	

Die Zahlenreihe aus dem König Georg-Sund
(und es finden sich noch einige analoge an der
Westküste) ist also bis 5 erweitert. Ich werde
später zu zeigen haben, daß die poole = 5
eigentlich kein Zahlwort ist, möchte aber für
die 3 und die 4 lokale Entstehung durch Bedürf-
nis und Gebrauch annehmen. Diese verbreitet-
sten Zahlenreihen an den den malajischen In-
selreihen gegenüberliegenden Küsten, wo nach-
weislich ein ziemlich reger Fremdenverkehr
herrscht, sind aber auch erklärlich. Und eine
ganz ähnliche Lösung findet die Zahlenreihe von
Frobenius, Bd. II. 3

Sidney. Das sind fünf Grundzahlen und die 6 bis 9 sind durch Addition gewonnen; das ist echt melanesisch, liegt doch diese Küste nicht nur Melanesien zu, sondern hat doch auch sonst ein Austausch stattgefunden, was aus dem verbesserten Hüttenbau, den geschliffenen Steinbeilen, der Verwendung von sonst in Neuholland unbekanntem Angelhaken usw. und auch aus anderen linguistischen Uebereinstimmungen hervorgeht. Heißen doch die gleichen Wurfkeulen auf Fidischi ula, in Queensland nolla-nolla oder nullanulla.

Einen Uebergang von Neuholland nach Melanesien stellt außerdem T a s m a n i e n dar. Hier treffen wir die folgende Reihe an:

39. Tasmanien

1 = metanu

2 = pular

3 = kalarba

4 = talkunnu

5 = brebra.

Denn die 2 = pular ist eine neuholländische Verwandte und die ganze Reihe in ihrer Vollkommenheit und Selbständigkeit ein melanesisches Analogon.

Uebersicht.

Werfen wir nun noch einen vergleichenden Blick über die Verbreitung der einzelnen Formen, so vermögen wir als wesentlich drei große Gruppen zu unterscheiden, von denen folgendes zu sagen ist:

1. Gruppe der Südachse stellt eine Zahlenmenge von 1—2 dar. Alle weiteren Zahlen werden durch Addition gewonnen. Während im Quellgebiet Ozeaniens sich nur schwache oder seltene Spuren (nai und be bei den Inlandstämmen von Malakka und Yapa-Yapa = 4 + 4 bei den Bewohnern Enganos z. B.) finden, ist dieses System auch heute noch das auf Neuholland einheimische und gebräuchliche. An der Südküste Neuguineas haben sich schwache Reste weiter ausgebildet. (Siehe Kiwai.) Ueber die Verwandtschaft der einzelnen Zahlenreihen untereinander ist erst weiter unten zu berichten.

2. Gruppe der Mittelachse stellt eine Zahlenreihe von 1—5 dar. Alle weiteren Zahlen werden durch Wiederholung derselben Zahlen an der anderen Hand gewonnen. Hauptsächlich noch verbreitet sind diese Zahlenreihen in Melanesien, wobei nicht übersehen werden darf, daß

von außen, von der Nordachse aus, zahlreiche Einflüsse der Zahlenreihen dieser Gegend zu verzeichnen sind. Reste auf Timor z. B. lassen erkennen, daß diese Gruppe auch einst in Indonesien einheimisch war. Die Wörter sind bei den einzelnen Stämmen verschieden.

3. Gruppe der Nordachse stellt einen Wörterreichtum von 1—10 dar. Diese Gruppe ist heute in Indonesien die einheimische. Sie ist aber auch über Mikronesien bis über Polynesien verbreitet und einzelne Elemente (zumal die 1 bis 5) sind im melanesischen Gebiet vertreten. Der Verwandtschaft der einzelnen Zahlwörter bei den verschiedenen Stämmen nach muß die ganze Gruppe in zwei große Kreise eingeteilt werden, nämlich einen östlichen, dem die nord- und ostindonesischen, mikronesischen und polynesischen, und einen westlichen Kreis, dem die südwestindonesischen, malajischen Sprachen zugerechnet werden müssen.

Unterabteilungen dieser drei großen Gruppen stellen folgende Erscheinungen dar: 1. Erweiterung der ersten Gruppe bis 10. 2. Erweiterung der zweiten Gruppe bis 10 durch selbständige Worte. (Ternate und Santa Cruz.) 3. Verküm-

68

merung der Zahlen unter 10 und Neubildung derselben der dritten Gruppe in Mikronesien und endlich 4. Vorkommen der ersten fünf Zahlen der dritten Gruppe. Das Ganze erscheint demnach folgendermaßen:

1. Gruppe. 1—2. Südachse.
 - a) Erweiterung der 1—2 bis zur 10 am Papua-Golf.
2. Gruppe. 1—5. Mittelachse.
 - a) Erweiterung der 1—5 bis zur 10 in Ternate und auf Santa Cruz.
3. Gruppe. 1—10. Nordachse.
 - I. Ostkreis (8 = dalapan).
 - II. Westkreis (8 = kaparu).
 - a) Verkümmern und Neubildung der 7—10.
 - b) Rest der 1—5 in Melanesien.

Nunmehr wollen wir im nächsten Teile die Beziehung der Formen untereinander eingehender prüfen, — unsere Hauptaufgabe.

ENTWICKLUNGSGESCHICHTLICHE UNTERSUCHUNG.

Allgemeines. Zählmethode und Rechenmethode.

Die Kenntnis der Zahlenreihen ist eine unbedingte Voraussetzung, die erfüllt sein muß, wenn es gelingen soll, einen Blick in die Entwicklungsgeschichte der Mathematik einer Völkergruppe zu gewinnen. Und in dieser Hinsicht haben wir entschieden auszugehen von der Erfahrung, daß auf der altangesiedelten Südachse das System der 1—2, in der jüngeren Mittelachsenkultur das der 1—5 und auf der Nordachse, die noch in enger linguistischer Beziehung zum Quellgebiet steht, die 1—10 herrschend ist. Wir werden ohne weiteres annehmen dürfen, daß die so erhaltenen drei Systeme mit drei in derselben Weise aufeinander folgenden Kulturrepochen zusammenfallen, daß sie also als Stufen einer entwicklungsgeschichtlichen Treppe sozusagen betrachtet werden müssen.

Die ganze weitere Arbeit wird nun darin bestehen müssen: 1. zu kontrollieren, ob diese Annahme stimmt, 2. die Uebergänge und Be-

ziehungen zwischen der 1—2, der 1—5 und der 1—10 festzustellen, und endlich 3. den Ursprung der Mathematik überhaupt, d. h. des Zählens, d. h. des 1—2-Systems aufzufinden. In bezug auf letzteres betone ich nochmals, daß Karl von den Steinen die Priorität der Aufklärung zusteht, daß ich aber selbständig zu einem gleichen Resultat wie der große Kariben-Kenner gelangt bin, daß ich aber hierzu auf anderem Wege kam, demgemäß meine Sache auch anders und unabhängig vorbringen werde.

Fassen wir das Problem der Erweiterung der kleineren zu größeren Zahlenreihen ins Auge, so ist zu beachten, daß dabei ein sprunghaftes Fortschreiten oder eine langsam vor sich gehende Vermehrung statthaben kann. Wir werden sofort und ohne Ueberlegung dazu neigen, die langsam erfolgende Vermehrung, sozusagen ein Wachsen der Zahlenreihen anzunehmen, wie dies die alte Wissenschaft denn auch tat. Raffles, nach dem das 1—2-System das älteste, schließt das bis 4 sich erstreckende System derer von Flores an, gelangt zu einer weiteren Stufe mit dem Endpunkte 5, dann zu den mit 6 abschließenden Systemen, rekonstruiert ein 7-System

bei den Sunda, weil 6 ganap = abgeschlossen oder fertig ist, und muß endlich doch einen Sprung bis zu 10 machen, weil die 8 unverstündlich und die 9 eine Subtraktion ist.

Vergleichen wir damit den Umfang der aufgefundenen Zahlenreihen, so dürfen wir uns zunächst, so verlockend es ist, derartigen Annahmen nicht anschließen, da die Uebergänge an Länge fehlen. Wie aber sollen wir überhaupt hinter das Wesen der Erweiterungen kommen?

Zunächst wohl, indem wir der Bedeutung der Zahlwörter näher treten, d. h. ihre Zusammensetzung aus einfacheren Werten aufsuchen. Daß das in vielen Fällen möglich ist, haben wir ohne weiteres bei den Kiwai (Englisch-Neuguinea), in Deutsch-Neuguinea und auf Neuholland gefunden. Hier werden die Zahlen nebeneinandergesetzt. Später werden sie verschmelzen, miteinander verwachsen, je höher die Zahlenreihe wächst und je mehr die Mathematik zur Anwendung gelangt. Das sind Erfahrungen, die jedes Schulbüblein beim Studium der lateinischen und französischen Sprache macht.

Das zweite Hilfsmittel zum Verständnis der Entwicklung bietet uns die Kenntnis der Zähl-

weise mit Hilfe von Maschinen, Rechenmaschinen nämlich. Da ist z. B. der Ati-ati von Holländisch-Neuguinea. Wir hören, daß die Zahlen 1—5 genau denen von 6—10 entsprechen, daß die einen aber an der einen Hand, die andern an der andern Hand gezählt werden. Also gehört die Gebärde ganz fraglos dazu. Wie würde der Tami-Insulaner zum Beispiel unterscheiden können, ob lu 2 oder 7, ob pat 4 oder 9 bedeutet, wenn nicht die Fingergeste dabei tätig wäre?

Das sind also die Merkmale und Kennzeichen, die sorgsam zu belauschen sind. Vor allen Dingen wird eine genauere Kenntnis der Entstehung der Zahlen von augenscheinlichem Nutzen sein. Nach dieser einfachen Ueberlegung sehe ich mich nach den Neubildungen der Wörter um.

Die Addition im Süden und in der Mitte.

Die Neuholländer haben größtenteils nur zwei Zahlwörter. Es kommen allerdings mehrfach Wörter für drei vor, diese bedeuten dann wohl mehr eine Begrenzung oder eine Fortfüh-

zung. Der Australier zählt außerdem nicht über seine fünf Finger hinaus. In dieser mehrfach vertretenen Angabe liegt der Beleg der Begrenzung durch den Umfang des Rechenhilfsmittels. Die Australier zählen an der Hand. Ihr System ist also ein sehr einfaches.

$$1 = 1$$

$$2 = 2$$

$$\text{a) } 3 = 2 + 1 \quad (\text{oder } 1 + 2)$$

$$4 = 2 + 2$$

$$5 = 2 + 2 + 1.$$

Festzuhalten ist der Unterschied, daß Zahlwörter nur bis 2 reichen, daß aber die Möglichkeit des Zählens bis 5 geboten ist.

Wir haben gesehen, daß in Melanesien fünf Zahlen existieren und wie diese bis zu 19 erweitert werden. Es stellt sich das System in seiner einfachen Gestaltung anscheinend folgendermaßen dar:

$$1 = 1$$

$$2 = 2$$

$$3 = 3$$

$$4 = 4$$

$$5 = 5$$

$$b) 6 = 5 + 1$$

$$7 = 5 + 2$$

$$8 = 5 + 3$$

$$9 = 5 + 4$$

$$10 = 5 + 5.$$

Ich kann dem aber nicht ganz zustimmen. Nehmen wir zum Beispiel Reihe 18 (Ati-Ati), so hören wir, daß einfach die andere Hand als zweiter Zähler dient und daß die Zahlen 1—5 und 6—10 gleich sind. Ich sagte schon im vorigen Abschnitt, daß wir nur auf diese Weise die Gleichheit der Zahlen wie in Reihe 21 (Tami) in 1—5 und 6—10 zu verstehen vermögen. Es ist also nicht von einer Addition zu reden und die Zahlen 1—5 und 6—10 sind zwar gleich, die Begriffe aber verschieden. Demnach ist die Zahlenreihe nicht durch Addition vollendet. Und wir müssen die Zählmethode noch eingehender erörtern. Ein Bericht über die Zählweise der Papua von Sekar (Holländisch-Neuguinea) ist sehr wichtig.

In Sekar sowohl als in den übrigen Gegenden des südlichen Holländisch-Neuguinea wird von 20 ab nach der Zahl der Finger und Zehen gerechnet. Die Zahlen von 1—10 heißen:

1 = sa; 4 = fat; 7 = wudäres; 10 = wusoa.
2 = nua; 5 = nima; 8 = nuderua;
3 = teni; 6 = näm; 9 = mas futi;

Von 10 ab findet dann bis 19 eine Zusammenstellung von 10 und den Einern statt, also wusoa sa, wusoa nua, wusoa teni usw. Zwanzig jedoch heißt: tomate sa und das heißt, da tomate gleich „Mensch“ ist, „Mensch einer“, alias also 10 Finger und 10 Zehen. Von hier aus wird nun mit Menschen und Fingern weiter gerechnet. So heißt zum Beispiel 21 = tomate sa isiri sa = Mensch einer Finger einer; 30 ist dann = Mensch einer und 10 = tomate sa wusoa; 31 jedoch = tomate sa wusoa isiri sa = Mensch einer 10 Finger einer; 40 = tomate nua = Menschen zwei.

Es ist also das Addieren erst an der Grenze der Zählmaschine nötig, eine nicht ganz unwichtige Sache, die wir festhalten wollen. Also so beginnt die Addition bei der Entwicklung der Zahlenreihen erst, wenn der Umfang der darstellbaren Zahlenreihe sein Ende erreicht hat. Die Geschichte der Zahlenreihe auf der Mittelachse ist also in drei Sprachen

zu zergliedern, von denen c die erste das Zählen an einer Hand, d die zweite das Zählen an beiden Händen und e die dritte das Hinzufügen der Füße bedeutet. Also

eine Hand	eine Hand	andere Hand	
1 = 1	1 = 1	—	
2 = 2	2 = 2	—	
c) 3 = 3	3 = 3	—	
4 = 4	4 = 4	—	Hinzufügung
5 = 5	d) 5 = 5	—	von tomate
	6 = —	1	e) = 20 oder
	7 = —	2	Mensch.
	8 = —	3	
	9 = —	4	
	10 = —	5	

Die Frage der Beziehung zwischen dem Verfahren im Süden und in der Mitte ist dahingehend zu beantworten, daß eine solche kaum besteht. Bedenken wir, daß da, wo Beziehungen zu den Sprachen der Nordachse fehlen, die Mittelachse lauter Zahlenreihen mit eigenen Wörtern aufzuweisen hat, daß aber andererseits anzunehmen ist, daß diese Vollendung der Reihen von 1—5 erst erreicht wurde, nachdem sich eine Zähl- und Rechenmethode mit Hilfe der

Finger einer Hand ausgebildet hatte, so erscheint es nicht so unmöglich, daß eine Zahlenreihe wie c aus einer solchen wie a hervorgegangen ist.

Dagegen ist der Unterschied der Additionsweise im Süden und in der Mitte ganz außerordentlich bedeutend und schwerwiegend. Es wird das augenscheinlich, sowie wir eine Reihe mit drei Zahlwörtern aus Australien betrachten, wie folgt:

40. Adelaide

1 = kumande

2 = purlaitye

3 = marakutye

4 = purlaitye-purlaitye

41. Dieyrie

cornoo

mundroo

pareoola

mundrula-mundrula.

Der auffallende Unterschied wird klar, sowie wir einmal fragen, wie der Papua der Mittelachse im Gegensatz zum Australier seine Zahlenreihe aus drei Wörtern bilden würde.

Neuholländer

1 = 1

2 = 2

3 = 3

f) 4 = 2 + 2

5 = 2 + 2 + 1

6 = 2 + 2 + 2 usw.

Papua

1 = 1

2 = 2

3 = 3

g) 4 = 3 + 1

5 = 3 + 2

6 = 3 + 3 usw.

Wir sehen, der Unterschied besteht nicht nur in der Bildung der 4 aus $2 + 2$ hier und $3 + 1$ dort, sondern das ganze System der Australier resp. Neuholländer besteht auf der 2. Das ist der höchste und auch der einfachste Begriff. Das Vorhandensein der 3 ist nebensächlich. Der Papua aber beginnt zu addieren, sowie er an der Grenze seines Systems, bei der 5 angelangt ist.

Addition, Multiplikation, Subtraktion im Osten und Norden.

In Indonesien, Mikronesien und Polynesien herrscht das Dezimalsystem, wenigstens gibt es in allen diesen Gebieten und Zahlenreihen zehn vollendete Wörter. Daß diese Vollkommenheit auch vielfach in Melanesien eindrang, ward erwiesen, ebenso daß auch die 1—5 der Melanesier im allgemeinen (hier eine Ausnahme!) der der Völker der Nordachse entspricht. Doch das ist hier weniger wichtig wie die Frage, wie denn die 1—5 bis zur 10 in diesen Gebieten erweitert worden sei. Wir sahen, wie bei den Völkern der Süd- und der Mittelachse ein solcher Prozeß vor sich gehen würde oder vorgegangen ist. Wie

nun also muß die Geschichte des nördlichen Zahlensystems verstanden werden?

Da nun die Lösung dieser Frage nur in den Wörtern 6—9 gesucht werden kann, 6 aber in Wegfall kommt, weil es überall gleich und, wie nachher zu erwähnen, nichts mit dem erwähnten Erweiterungsprozeß zu tun hat, so bleibt eine Untersuchung von 7—9 übrig. Es zeigt sich jedoch gleich im Anfange, daß gerade diese Zahlen verschieden und für die Teilung der Sprachen der Nordachse in zwei Gruppen ausschlaggebend waren. Für die ganze Ostgruppe (Polynesien, Mikronesien teilweise und Nord- wie Ost-Indonesien) sind die Zahlen 7 = fitu, 8 =, varu oder ualu usw., 9 = siwa oder iva, für die Westgruppe (nur die Malaienstämme auf den großen Sundainseln umfassend) die 7 = tuju, 8 = dalapan, 9 = salapan oder sambilan bezeichnend. Suchen wir die Entstehung der 8 als varu und als dalapan zu erkennen.

Als 8 der Westgruppe kommen vor: Sunda-inseln: ualu, walu, balloo (engl.), walo, waa, wallo, palu, fang, wo-aa, arru; Philippinen und Molukken: ballu, poall, piwahll, oall, allu, wallu, valo, oallu, i-wallu, ewaloo, wahlu, karua,

80



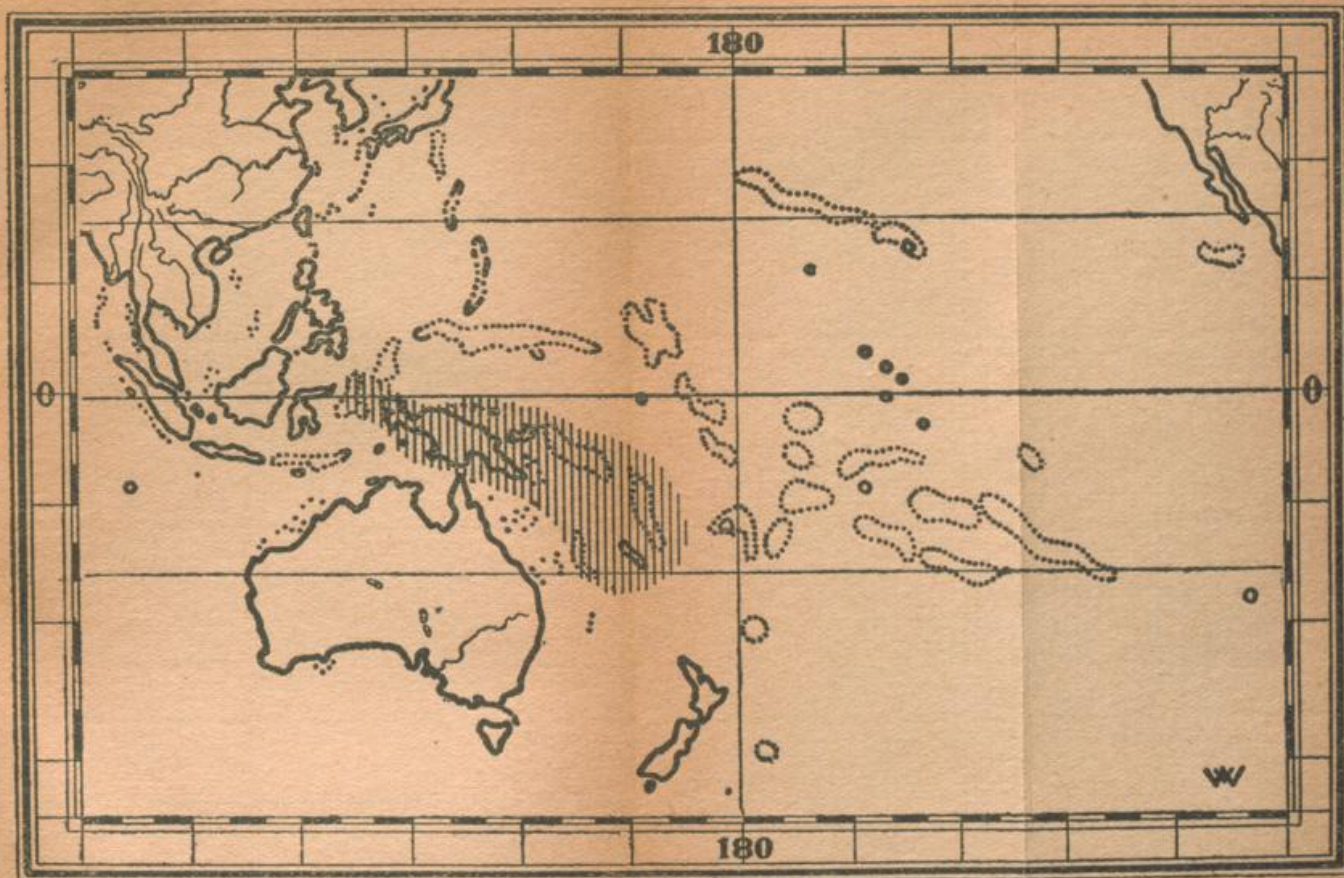
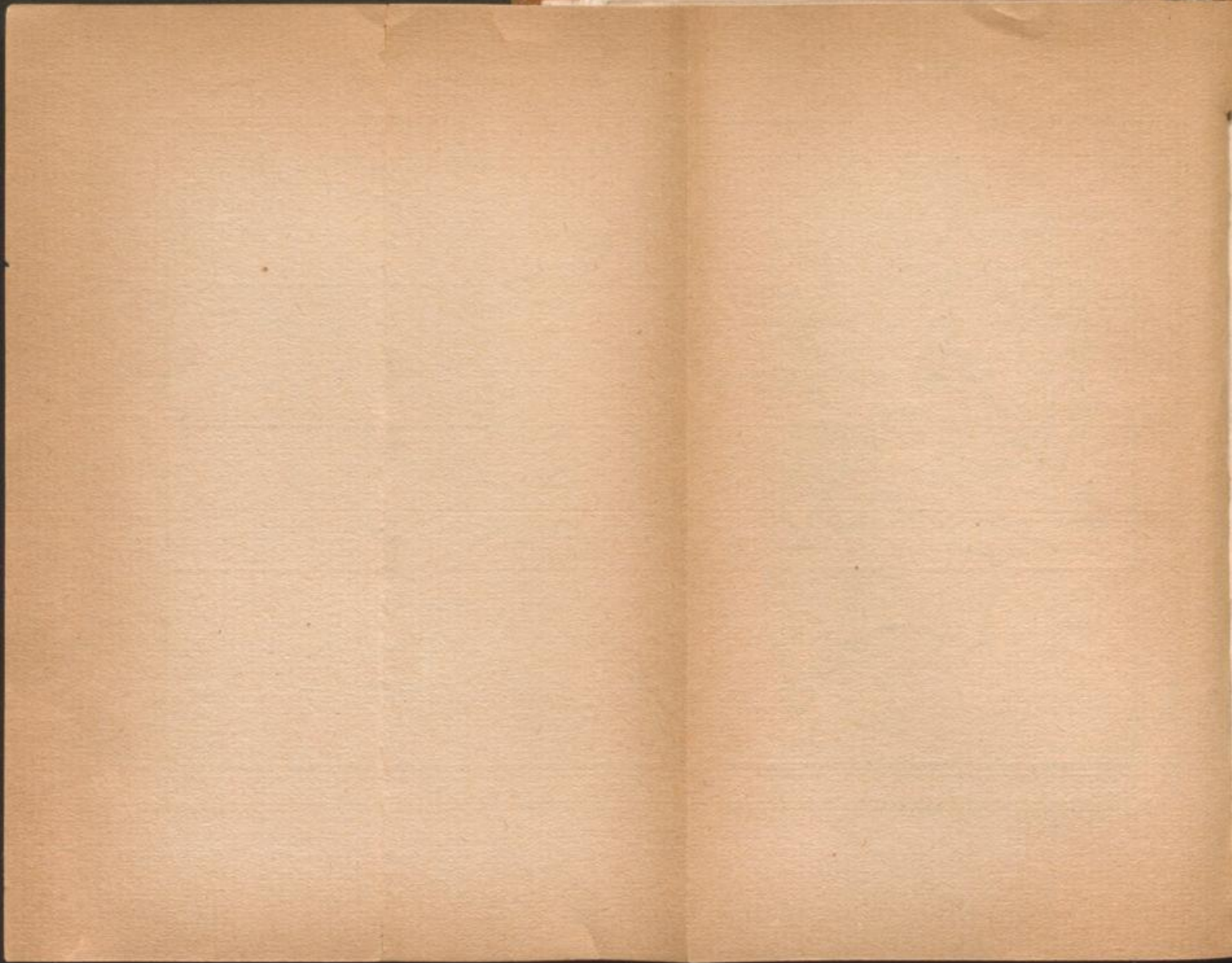


Abb. 1. Zahlen, System 1-5.



karugor, karoa, kaparua; Mikronesisch-Poly-
 nesisch: vollu, oweth (engl.), varuu, wato,
 wato usw., varu, walu, varoo (engl.), bo-wahoo
 (engl.), a-waoo (engl.), wau (engl.), aualu
 (engl.) usw. Dazu ist noch bemerkenswert yapa-
 yapa = 8 auf Engano. Dies erinnert an karua,
 karugok, karoa, vor allem kaparua = 8. Die
 Entstehung kennen wir auf Engano, denn da
 chapa oder gapa = 4 ist, so ist yapa-yapa =
 $8 = 4 + 4$. Das kah, kau, kaa = 4 auf den
 Molukken, (vor allem in den Aru-Dialekten)
 ist aber das gleiche Wort wie kapa = 4 auf
 Engano. Rua aber = 2. Prüfen wir jetzt vier
 Aru-Dialekte:

Aru-Süd	kah = 4	rua = 2	karoa = 8
„ —kopa	kau = 4	ruko = 2	karugor = 8
„ —hebi	ka = 4	rua = 2	karua = 8
„ — ?	kaa = 4	rua = 2	kaparua = 8

so wird die Entstehung aller dieser Wörter klar.
 Diese ualu oder waru oder paru ist gleich 4×2 ,
 wie yapa-yapa = $4 + 4$ ist. Kaparua = 8 be-
 deutet also Multiplikation.

Als 8 der Ostgruppe kommen vor: delapan,
 tlapon, delapan, lapan und dualapan bei malaji-
 schen Stämmen Sumatras und Borneos, dann bei

den Sunda im Norden Javas und endlich bei den Batjan. Es ist leicht, dies Wort aufzuklären. Denn es ist nach dem Modus der zu dualapan gehörigen 9 zu behandeln. 9 heißt bei den Malaien sambilan und bei den Sunda salapan. Sambilan heißt „eins nehmen“ und salapan „eins abgekürzt“ oder „davongekommen“. Heißt aber salapan ($sa = 1$) = -1 , so ist dualapa ($dua = 2$) = -2 . Demnach haben wir es mit einer Subtraktion zu tun.

Ich bleibe zunächst bei der jüngeren Subtraktion. Für solche gibt es noch eine ganze Reihe von Beispielen, alle aber liegen im Bereiche der Nordachse und erreichen Polynesian nicht. Man beachte von Westen nach Osten gehend:

1. in Indonesiens Westen also dualapan = $8 = 2 - (10)$,

2. in Indonesiens Osten. Eine Gruppe um Celebes herum und zwar dem Norden der Insel angehörend, ist ausgiebig: Da ist

Bugi	2 = dua	8 = arrua	Mischung mit anderen Elementen!
	2 = saadi	9 = azera	
Turadjes	2 = doewa	8 = aroea	
	1 = mesa	9 = amesa	

(In beiden Fällen gehört die 2 selbst der westlichen kleinen Gruppe (überall = dua), die 2 in 8 aber der größeren östlichen Gruppe (2 = lua oder rua) an. Es kann das auf der Grenze zwischen östlichen und westlichen Formen nicht Wunder nehmen, es ist aber doch interessant.)

Sula Bessi. 2 = gahu 8 = gattahua (ga ist
1 = hia 9 = gattasia Vorschlag.)

Auf den kleinen Sunda und Molukken ist wohl nur die 8 = kaparua vertreten, aber eine Beziehung ist entschieden zu finden in der 9. Nämlich:

Aru (koba) 1 = aetu 9 = cera
„ (hebi) 1 = eti 9 = sira

Das erinnert nicht nur an Bugi = 9 = azera, sondern auch an Makassar = 1 = saera. Ich begnüge mich mit der Erkenntnis, daß Beziehungen vorliegen.

3. In Mikronesien und zwar Karolinen:

Yap. 3 = talep 7 = medelip
2 = ru 8 = merru
1 = rep 9 = merep

was aller Erörterungen überhebt, denn hier ist offenbar 7 = - 3, 8 = - 2, 9 = - 1.

4. In Melanesien und zwar in Mikronesien
naheliegenden Gebieten:

Duke of York 3 = tul 7 = talakatul

(Kerrawarra). 2 = rue 8 = talakarue

1 = ra 9 = talakakai

(in letzterem kommt eine alte Form für eins,
nämlich die kai zum Vorschein; über kai auf
Malakka und Neuholland weiter unten).

Neulauenburg. 3 = tuldi 7 = telakedul

2 = ruadi 8 = talakarua

1 = ra 9 = toltegedai

(in letzterem kommt eine alte Form für 1,
Tageslicht; di in 3 und 2 ist Nachschlag und
wesenlos).

Koiari-Koita 2 = abu 8 = abuguveita

(Engl. Neug.) 1 = iga 9 = igaguveiti.

Wir sehen also eine ziemlich umfangreiche
Reihe von Zahlenreihen im Quellgebiete und auf
dem Gebiete der Nordachse die 7, 8 und 9
durch Subtraktion gewinnen. Natürlich ist das
nur ein anregendes und kein abschließendes
Faktum, denn die Fragen, die sich hierauf ein-
stellen, die Frage, was das für die Entstehung
der 10 bedeute, und wie weit sich das mit der

Jugend aller dieser Formen in Einklang bringen lasse, ist nicht ganz so leicht zu beantworten.

Nunmehr soll der Multiplikation als älterer Erweiterungsmethode ihr Recht werden. Als erstes und wichtigstes Belegstück muß also an die kaparua = 8 = 4×2 erinnert werden, wichtig, weil die Entstehung im östlichen Indonesien nachweisbar ist, die Form selbst aber bis zur Ostinsel, also über die ganze Nordachse in das Außengebiet gewandert ist. Ferner sind Formen dieser Art nachzuweisen in zwei Gebieten, einmal auf den Marschallinseln, also in Mikronesien und dann in Englisch-Neuguinea, wo gewohntermaßen Formen der Nordachse aufzusuchen sind.

Man beachte:

Radak.	3 = dillo	6 = dildinu
		7 = dildinem duon (1 = duon)
	4 = emmen	8 = eldinu
		9 = eldinemduon
Ebon.	3 = chilu	6 = chilehinu
		7 = chilehime (?)
	4 = emer	8 = twalithuk
		9 = twalmejuwon (juwun = 1)

Zu diesen Reihen ist zu bemerken, daß die Originalberichte älterer Reisender höchst fehler-

haft sind und die neueren auf meinem weltfernen
Posten schwer erreichbar sind. Deshalb wage
ich nicht, etwas Ausschlaggebendes zu sagen.
Bei Herrnsheim müßte die gute Zahlenreihe
zu finden sein. Jedenfalls scheint mir hier das
folgende an sich sehr einfache System vorzu-
liegen:

$$6 = 3 \times 2$$

$$7 = 3 \times 2 + 1$$

$$8 = 4 \times 2$$

$$9 = 4 \times 2 + 1.$$

Nun Neuguinea:

$$\text{Motu. } 3 = \text{toi} \quad 6 = \text{tauratoi}$$

$$7 = \text{hitu (polynesisch)}$$

$$4 = \text{hani} \quad 8 = \text{taurahani}$$

$$9 = \text{taurahanita}$$

(zu bemerken ist, daß $2 = \text{rua}$ und $1 = \text{tamona}$
ist. In taura möchte ich rua, in dem der 9 fol-
genden ta den Rest von tamona aufsuchen).

$$\text{Maiwa. } 3 = \text{aihau} \quad 6 = \text{awaihau}$$

$$7 = \text{awaihau hamomona}$$

$$4 = \text{vani} \quad 8 = \text{avavani}$$

(zu bemerken ist, daß $1 = \text{hamomona}$, daß also
 $7 = 2 \times 3 + 1$ ist, und daß 9 fehlt. Ebenso ist

das Folgende zu beurteilen. In Kabadi heißt
1 = kapea).

Kabadi. 3 = koi 6 = karakoi
 4 = vani 7 = karakoi kapea
 8 = karavani
Kerepunu. 3 = oi 6 = auravoi
 7 = mabere auravaivai.
 4 = vai vai 8 = auravaivai.

(Obgleich im Kerepunu 1 = obuna ist, zwingt
die Form mabere auravaivai = 7 zu der An-
nahme, daß mabere die Bedeutung von — 1 hat,
da auravaivai = 8 ist. Hier hat sich also die
Subtraktion eingemischt und es liegt die ver-
gnügliche Form vor $2 \times 2 \times 2 - 1$ oder 2×4
 $- 1$, denn vai vai wird wohl eigentlich 2×2
heißen. In dem verwandten nachfolgenden Dia-
lekt ist die Sache allerdings anders.)

Aroma. 3 = oi 6 = aulavi (v ?)
 7 = auraoi wabuna
 4 = baiba 8 = auravaivai

(da hier abuna = 1 ist, ist die Form auraoi
wabuna = $2 \times 3 + 1$, also verständlicher wie in
Kerepunu.)

Jedenfalls ist mit alledem eine ganze Reihe

von Multiplikationserweiterungen nachgewiesen,
die folgendermaßen aussieht:

$$6 = 2 \times 3$$

$$7 = 2 \times 3 + 1$$

$$8 = 2 \times 4$$

$$9 = 2 \times 4 + 1,$$

wobei allerdings zu bemerken ist, daß die 9 in
den meisten Fällen fehlt und nur bei den Motu
tatsächlich vorhanden ist.

Stellen wir die gewonnenen Resultate fest,
so erhalten wir für die Nordachse als charakteri-
stisch vor allem zwei extreme Bildungen, nämlich:

Ostgruppe	Westgruppe
1=1	1=1
2=2	2=2
3=3	3=3
4=4	4=4
h) 5=5	i) 5=5
6=2×3 oder „beendet“	6=6 oder „beendet“
7=2×3+1	7=-3
8=2×4	8=-2
9=2×4+1	9=-1

Ihrer Lage und Verbreitung wegen, aber auch
aus andern Gründen muß die westliche Gruppe als
die ältere erscheinen. Wir wollen diese Frage

aber nicht eher abschließen, ehe die „Zehn“ geprüft und ihrer Entstehung nach gewürdigt ist. Um dies aber zu können, muß nochmals zurückgegriffen werden auf die Geschichte der „Fünf“.

Die Geschichte der „5“.

Es zeigte sich, daß die 5 als Zählgrenze auf der Mittelachse herrscht und daß sie entstanden ist, als der Mensch sich daran gewöhnt hatte, an den Fingern eben bis zur 5 zu zählen. Eine selbstverständliche und allgemein bekannte Tatsache ist es, daß demnach bei derart entstandenen Systemen die 5 gleichbedeutend mit „Hand“ ist. Es ward ja oben das erweiterte Mittelachsensystem (Reihe d) dargelegt, daß erst die Hand gleich 5, beide Hände gleich 10, Hände und Füße gleich 20 usw. sind, daß dann die Weiterrechnung mit Hilfe der Extremitäten, Hände und Finger, vor sich geht. Will man demnach einen Blick in die Geschichte der 1—5-Reihen gewinnen, so wird man aufzusuchen haben, wo etwa die 5 gleich „Hand“ ist und in welcher Gegend die Hand so heißt wie in einer anderen die 5.

Es ist inzwischen mehrmals betont worden, daß die Reihen der Mittelachse überall einen

anderen Wortschatz haben, im Gegensatz zu derjenigen der Nordachse, wo nur wesentlich eine Wortreihe vorkommt. Das Wort für 5 heißt auf der ganzen Nordachse wohl — mit kleinen Ausnahmen — lima, riman, rima, ima usw. Ein Blick über eine auszugsweise wiedergegebene Tabelle lehrt nun das Heimatsgebiet dieser 5 = lima kennen. Es heißt nämlich „Hand“ in:

Sumatra (Malaien)	—	tangan
Java (Malaien)	—	tangan
bei Baju	—	tangan
Engano	—	uapo
Nias	lima	—
Sunda	lima	—
Dajak	lima (?)	gui, goe, tabul-, longong, palad, tichu, kama, bare- kng, agum, agam, — uwau, ende, tudjoh, tangan, — langan, angan, lan- gön, lenga.
Bugi und sonst		
Celebes	lima	—
Turadjes	—	katea

Flores	—	kikir(?)
Letti	—	loamme
Wetter	liman	—
Timor	lima	—
Tanimbar	limad	mumodd
Kei	liman	—
Halmahera	—	kornud, gia
Tidor	—	gia
Buru Inland	—	fahan
Buru Küste	lima	—
Seran Küste	lima	—
Saparua	lima	—

Daraus ist zu ersehen, daß drei Gruppen von Vorkommnissen zu unterscheiden sind, nämlich 1. malajisch, westlich: tangan, 2. östlich: lima, 3. auch östlich: verschiedene Wörter. Gerade die alten Inlandstämme haben die verschiedenen Wörter, die Dajak, Turadjes, die Bewohner von Flores, Letti, Halmahera usw. usw. Hand heißt also lima, auch nur auf sehr begrenztem Gebiet um das südliche Celebes herum, dann bei den im Inlande Nordjawas vorhandenen Sunda, darf also auch als älterer Sprachrest, wenn auch nur im südöstlichen Indonesien gelten, der einst vielleicht eine weitere Verbreitung hatte. Tangan

endlich ist ganz jung, ist das echt malajische Wort. Welche entwicklungsgeschichtliche Bedeutung die drei Wort-Arten für Hand haben, wird sich zeigen, wenn die 10 zur Erörterung gelangt, weil uns dann noch eine kleine Uebersetzung werden wird. Hier nur fürs erste die Notiz, daß der Nordachse, besonders dem großen Polynesian, das Wort für Hand = lima, rima, ima usw. angehört, daß danach also diese Zahlenreihe dem südöstlichen Indonesien zu entstammen scheint. Um aber auch über die melanesischen Verhältnisse ins Klare zu kommen, diese folgende Reihe:

Neuguinea.	5 =	Hand =
Sekar	nima	oniman tagatan
Salwatti	limm	kom
Mafoor	rim	erwasi
Augustafluss	{ uando und taambem	annier
Poom	mollemonni	mollenonging
Simbang-kei	memo*)	menonge

*) Für zwei Fehler halte ich zunächst: Jatim-kei: 4 = menengo; Hand = Menonge und 5 = bosongkanan; Manikam: 4 = bar, Hand = bar.

Neuguinea.	5 =	Hand =
Bokadschim	banganikobbo	bangk
Bongu	ibon-be	ibon
Kelana-kei	mete mane	metesse
Kelana	lemengtassili	lemengdap
Tami	lim	liman
Elisabethinseln	elema	kapuin
Maiva	ima	ima
Koiari-Koita	adakasiva	ada
Ostmelanesien.		
Kapsu	palmit	mittik
Talili-Bai	ailim	alima
Aneiteum	nikmak	nikmak usw.

Hieraus ergibt sich, daß zwar oftmals das polynesische Zahlensystem mit lima = 5 und lima = Hand sich eingeschlichen hat, daß aber sonst alle diese rein-melanesischen Formen selbständige Worte gleichzeitig für 5 und für Hand haben. Ich wage aus alledem einen Schluß zu ziehen, daß nämlich irgend einer der wortreichen Stämme der Mittelachse, die auch in Indonesien gesessen haben müssen, die Reihe bot, in der lima als Zählgrenze gleich 5 und gleich Hand war, die von Westen eine Befruchtung empfangend das Element für die Zahlen-

reihe bot, die die über die Nordachse strömenden Malajoasiaten bis nach Polynesien hinübertrugen, daß wir aber die Gegend, wo die Befruchtung stattfand und wo die Stammreihe der 1—5 mit 5 gleich lima heimisch war, im südlichen Indonesien, in Melanesien zu gelegenen Gegenden zu suchen haben, etwa auf dem Kreise jener Inseln, die die Südostspitze von Celebes umlagern.

Ich hoffe, daß wir bei der nunmehr folgenden Untersuchung der 10 und der 2 noch weiteres Material für diese Frage finden.

Der Ursprung der „10“ und der „2“.

Es gilt, sich erst klar zu werden über die Bedeutung der Frage nach dem Ursprunge der 10 auf dem bisher verfolgten Wege! — Im Süden herrscht die 1—2, in der Mitte die 1—5. Wenn nun die 1—10 im Norden überall nachweisbar ist im Bereiche der jüngsten dieser drei Kulturformen, so muß angenommen werden, daß diese letzte aus einer Verschmelzung der beiden ersten gewonnen ist, oder aber, daß die handzählenden Völker der Mittelachse es lernten, die andere Hand soweit auszunützen, daß die 10

erreicht ward. Sollte das erstere der Fall sein, so muß 1. die zwei der Südskala sich in der 10 der Nordskala wiederfinden, und 2. die 5 der Mittelskala in der 10 der Nordskala stecken, sodaß also die 10 Elemente beider Reihen enthalten muß. Aber nicht nur das ist wesentlich. Dann tritt auch die Frage auf, welche 5 oder Hand in dieser 10 steckt, also welches Licht auf den geographischen Ausgangspunkt damit fällt. Sollte dagegen das letztere der Fall sein, daß also die 10 der Nordachse nur eine selbständig gewonnene Erweiterung der 5 der Mittelachse durch Heranziehen beider Hände ist, so werden wir die 2 nicht auf der Südachse, sondern auf der Mittelachse suchen müssen. Jedenfalls also bedingt die Untersuchung der 10 eine Kenntnis der Formen der 2, die nun gewonnen werden muß.

Die 2 der Südachse. Schon Lumpholtz stellte fest, daß ein Wort für 2 weit über Neuholland verbreitet ist, nämlich: pule, bulli, bula, bular, bulara, buloara, budelar, burla, bulla, buled, buulrai, budlei, pullet, pular, pollai, bolita, bulicht, bullonin, bulari, bularo, buleru usw. Es kommen hierneben noch andere Formen vor, die

so weit von dem einfachen pule oder bule entfernt sind, daß kaum noch eine Verwandtschaft oder Beziehung nachweisbar ist. Auch Schnorr von Carolsfeld hat sich mit der Verbreitung dieser Formen beschäftigt, ebenso Gablentz usw.

Die 2 der Nordachse. Im Westen, im Gebiete der $8 = 10 - 2$ auf Borneo (bei Dajak), Sumatra (Batta, Redjan, Passumah usw.), Celebes (Bugi usw.), auf den Philippinen, bei Badjan herrscht die $dua = 2$. Im Osten dagegen, im Gebiete der $varu$ oder $kaparua = 8 = 4 \times 2$, also Molukken, auch auf Sula-Besi, den kleinen Sunda, Westneuguinea, Mikronesien, Polynesien und im melanesischen Interessengebiet der polynesischen Sprachen kommt dagegen nur die lua oder $rua = 2$ vor. Das deckt sich also ungefähr mit der Bildung der 8 und wir sind also noch mehr berechtigt, die Reihen der Nordachse in zwei Gruppen, nämlich die östliche Rua- oder Multiplikationsgruppe und die westliche Dua- oder Subtraktionsgruppe einzuteilen.

Die 2 der Mittelachse. Hier herrscht wieder die vielartige Wortbildung: *sinoto, romodidi, unsu, tuberi, hrari, gualu, bursi, vetti, virla, yahe, aiel, nger, neteva, oraokaria, aungi, abu,*



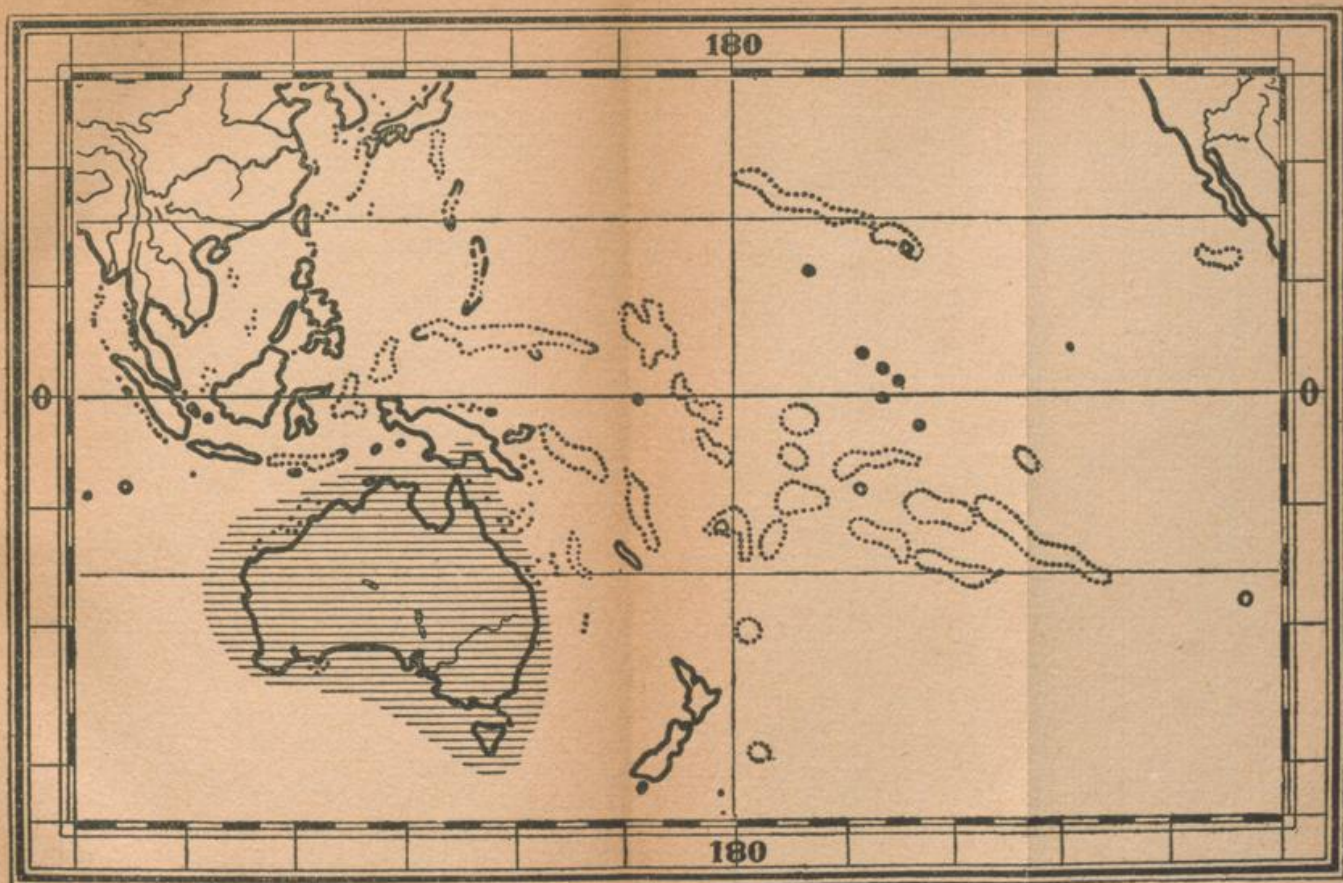
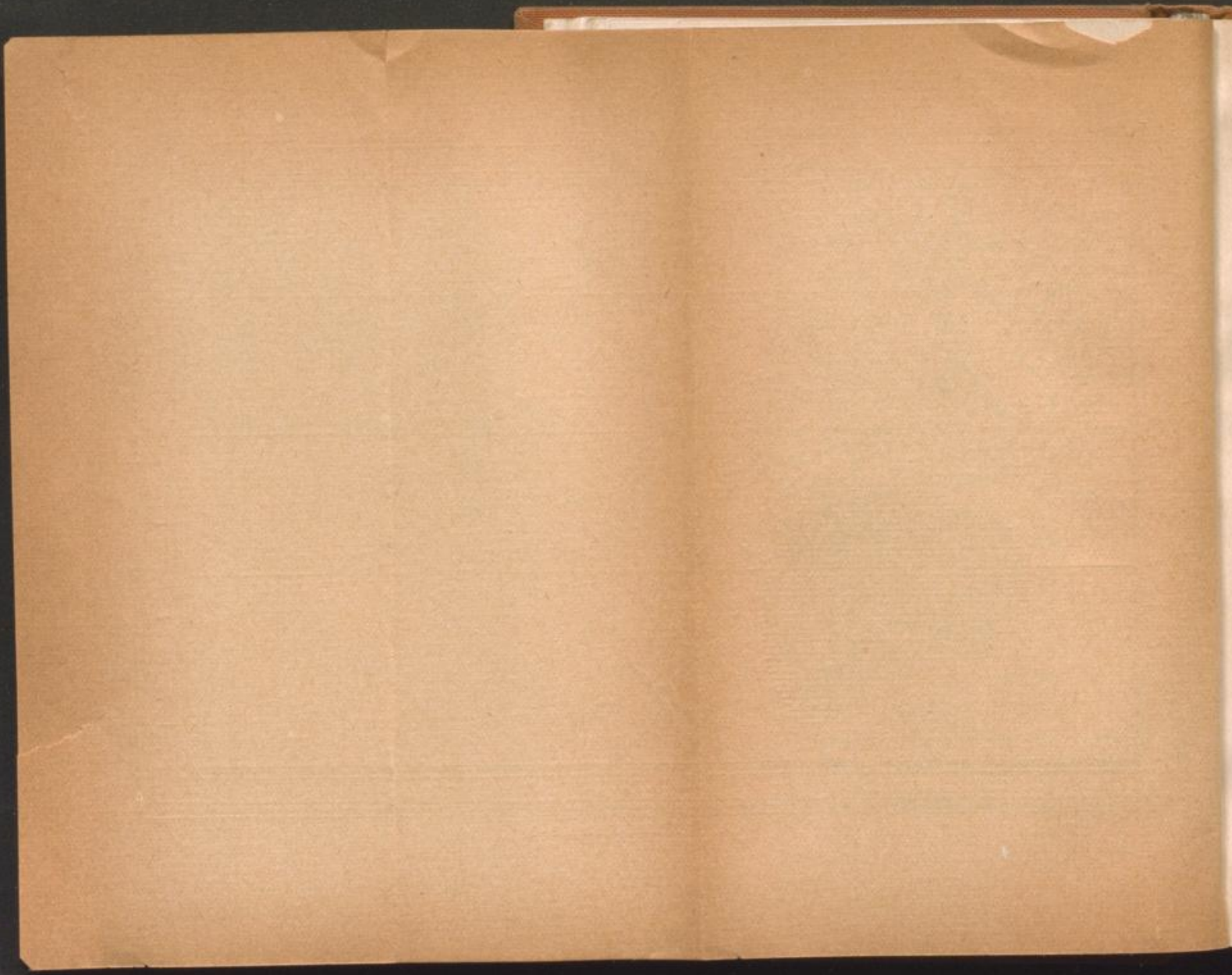
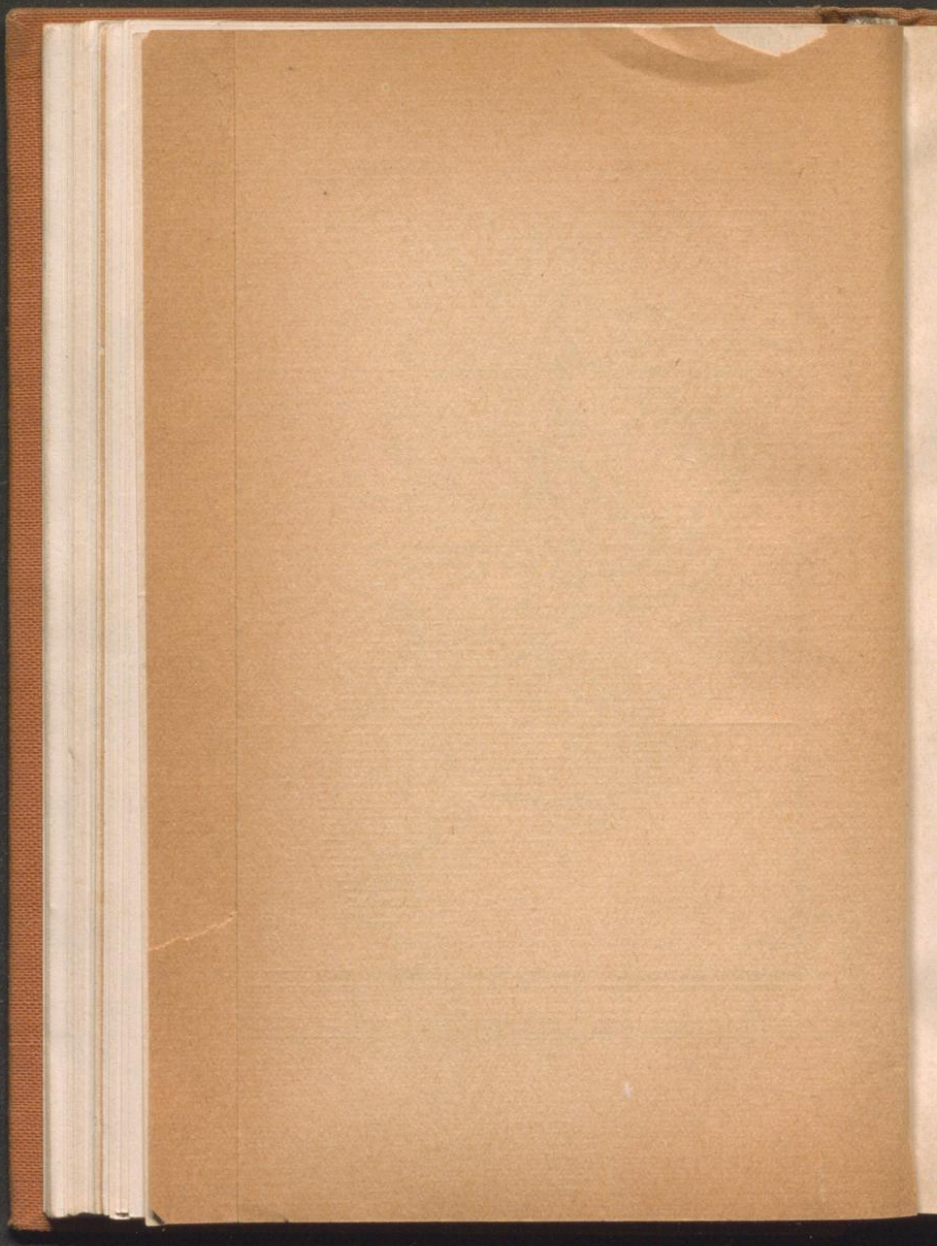


Abb. 2. Zahlen, System 1-2.





rabui, pauguck, luk, po, luete usw. Das stimmt mit der Verbreitung der vielen Wörter für Hand usw. ganz genau überein.

Danach ist die 10 zu betrachten, und zwar unter Berücksichtigung der 2 und der 5, erst auf der Nordachse, dann auf der Mittelachse.

	2.	5.	10.
Malakka	dua	lima	sapulu
Sunda	dua	lima	pulu
Engano	adua	aniba	kapawul
Dajak	dua	lima	sapulo
Philippinen	dalava	lima	pulu
Flores	rua	lima	pulo-ha (1 = ha)
Kei	eru	elima	esapulu
Tonga	ua	nima	hongafulu
Niua (N-H)	rua	rима	tanga furu
Fakaafo	ua	nima	sefulu

Soweit der Norden, nun die Mitte.

	2.	5.	10.
Aru (H.)	rua	lima	ruwapa
— (M.)	rua	lima	ru-awe
Skro	tuberi	tombu	{ helptumburu oder pra

	2.	5.	10.
Kiat	hrari	hratumbu	{ hrebtumbu oder bara
Sabamba	hrebrik	hrebtumbu	para
Simbang-kei	jaha	memo	memogahe- gahe
			(Hand = menonge)
Bokadschim	aiel	bangani- kobbo	bang aiel
			(Hand = bangk)
Borgu	ali	ibon-be	ibon-ali-ali
			(1 = be) (Hand = ibon).

In bezug auf die Mittelachse liegt die Sache sehr klar. Es sind eben immer die beiden Hände. Auch das pra, bara und para im holländischen Neuguinea ist nicht schwer zu entziffern, denn im Mannikam ist Hand = bar und das ruwapa resp. ru-awe als 10 erinnert daran, daß auf Engano die Hand gleich uapo ist. Also ist auch das deutlich.

Wie nun aber sollen wir uns mit der 10 der Nordachse abfinden? Zumal wenn berücksichtigt wird, daß pulo-ha auf Flores bei ha = 1 vorkommt, wird man annehmen können, daß in sapulu die sa = 1 (sa, satu usw. = 1 in den Dialekten des Westens) ist. Damit aber ist das Problem nicht einen Schritt weiter, denn

wie ist die pulu dann zu erklären? — Ich glaube, wir müssen in diesem Falle die Formen des Ostens heranziehen, die polynesischen. Hier ist z. B. auf Niua (Neuhebriden) 10 = tanga furu und das tanga ist vielleicht mit tangan = Hand bei den westlichen Indonesiern in Beziehung zu bringen. Dann ergibt sich ja allerdings die merkwürdige Tatsache, daß zwei Worte für Hand in dieser Reihe stecken, nämlich die lima in 5, die tangan in 10. Die Geschichte dieser Zahlenreihe wäre dann so aufzufassen, daß ein Stamm mit der 1—5 und Hand gleich lima von einem anderen mit der Hand gleich tangan die Anregung zur Erweiterung bis 10 erhalten hat. Daß die Möglichkeit in Indonesien geboten war, läßt sich nicht leugnen. — Die fulu oder pulu aber würde gleich 2 sein.

Dagegen muß ich die sich aufdrängende Vermutung, daß die sa aus der tanga entstanden sei, zurückweisen und dabei bleiben, daß die sa = 1 ist, denn 10 = sa-pulu und 20 = dua-pulu. Es muß also wohl ergänzt werden „Hände“, so daß also wäre:

10 = sa-pulu = einmal zwei (sc. Hände)

20 = dua-pulu = zweimal zwei (sc. Hände).

Soweit wäre alles ganz schön. Woher nun kommt diese pulu oder fulu = 2? — Ich bin so glücklich, auch dies beantworten zu können, muß aber, um den ganzen Umfang des nun Folgenden in das nötige Licht zu bringen, zwei verschiedene Fragen aufwerfen:

1. Hat die pulu oder fulu in Indonesien noch eine Bedeutung? Ei gewiß, und zwar eine ganze Menge solcher, nämlich:

pulu, fulu etc. gleich Haar,

bulu, hulu etc. „ Feder,

buru, bulu etc. „ Bambus,

uru, ulu etc. „ Kopf.

Da sind in der Tat wunderliche Bedeutungen und schwerlich würde man überhaupt eine Beziehung zwischen pulu = 2 und pulu = Haar, Feder, Bambus zu denken wagen, wenn nicht eine Analogie vorläge. Auf Java nämlich besteht noch eine alte Form der 4 = kawan; kawan aber ist ein Büschel Haare, was auf einen Kollektivbegriff hinweist. Das war offenbar einmal eine Zählgrenze, die höchste Zahl, was daher auch aus dem Engano 4 = chapa, 8 = chapa chapa und überhaupt der kaparua = 8 hervorgeht. Auf den Marianen finden wir

auch Haar = pulu, Haupthaar = gapanulo (ulu = Kopf) und was „überhaupt Haaren gleich, Fasern“ = gapu. Ganz ähnlich also müßte die pulu auf eine alte Zählgrenze zurückzuführen sein.

2. Hat die pulu oder fulu auf der Südachse irgend eine Verwandtschaft? Es wurde als 2 auf Neuholland vorgeführt pule, bule, pulai usw. Ich meine, da läge die Beziehung nahe genug zu Tage. Auch gibt es zwischen der neuholländischen pule = 2 und der indonesischen pule = 10 geographische und formale Uebergänge in dem woru = 2 auf Letti und plu = 2 im Makyan.

Es eröffnen sich demnach zwei verschiedene Aussichten für das Verständnis der pulu = 10, einmal nämlich als Zählgrenze und dann als 2. Sollte nun, so müssen wir noch fragen, denn diese Bedeutung des pulu als Kollektivbegriff und die Entstehung der 2 zusammenhängen, da das Wort offenbar dasselbe ist? Um das beurteilen zu können, müssen wir noch einige Bedeutungen für pule = 2 in Neuholland aufsuchen.

In Neuholland heißt die poole nicht nur 2,
was aus:

König Georgs-Sund poole = 5

Wurnus polet-uuk = 5

hervorgeht. Aber in beiden Fällen heißt poole
oder polet-uuk gleichzeitig „viel“. Wir finden
bei den Dieyrrie murla = mehr, bolya = dies,
zwei. Analog hierzu heißt taggin am Herbert-
River „viel“, „sehr viel“ oder — „4“. Und end-
lich steckt die endgültige Lösung der sich auf-
drängenden Frage in der „1“. Nämlich:

König Georgs-Sund: kain = 1;

kai-kain = wenig.

Es scheint mir nicht nötig, noch mehr Bei-
spiele anzuführen, da die Sache jetzt ja höchst
einfach ist. Wir haben es hier tatsächlich mit
der Entstehung der 2 zu tun, mit dem Beginn
des Zählens und Rechnens überhaupt. Aus dem
einfachen Gegensatz von „wenig“ und „viel“
lösen sich die Begriffe für die niedrige und die
hohe Zahl heraus und somit die beiden Zahlen
1 und 2. Daß aus diesem Begriffe „viel“ auf
der einen Seite die 2, auf der anderen der
halmenreiche Bambus, die fiedernreiche Feder

und das unzählbare Haar hervorgehen konnte, ist sehr naheliegend.

Haben wir so für das Quellgebiet Indonesien und die Nordachse ein wenn auch umgebildetes Element des nigritischen Südens nachgewiesen, so vermögen wir in den Vorkommnissen von 1 auch noch einen zweiten Beleg derartiger Verwandtschaft zu erbringen. Es heißt nämlich

kai = 1 — Neuholland

nai = 1 — Inland Malakkas

kai = 1 — Ralum

kai = 1 — Engano.

Auch steckt er noch hie und da in der 9.

Viel wichtiger aber ist es, die einmal gewonnene Aufklärung der 2 weiter zu verfolgen. Die 2 steckt nämlich nicht nur in der 10 als Zahlgrenze, sondern sie hat die ganze Entwicklungsgestalt der 6—10 auf der Nordachse geleitet. So lange nur zwei Zahlen wirklich eingebürgert waren — einzelne Dreibildungen konnten auf die ganze Mathematik keinen wesentlichen Einfluß üben, — also auf der Südachse wird jede Weiterbildung durch Addition von 1 und 2 erreicht. Wenn aber fünf Zahlen da sind, dann wird durch Multiplikation mit 2 und

Addition von 1 die Reihe fortgeführt. Das ist der gewaltige Einfluß der 2, der in der Paar-zählung einen Ausdruck findet.

Auf der ganzen Nordachse wird nämlich paarweise gezählt.

Wir wissen das nicht nur aus der Literatur, — („Gewohnheit der Neuseeländer, paarweise zu zählen.“ „Eingeborene von Tonga zählen Bananen und Fische ebenfalls paar- und zwanzigerweise“. „Die Tahitier und Hawaier zählten mit Zehnern Fische, Brotfrüchte und Kokosnüsse aber nach Paaren“ usw.) — sondern haben das schon vorher erwiesen. Denn $6 = 2 \times 3$, $7 = 2 \times 3 + 1$, $8 = 2 \times 4$, $9 = 2 \times 4 + 1$, $10 = 2 \times 5$. Demnach ist das ganze Rua-System (ualu = $8 = 2 \times 4$) nichts als ein durch Einschleiben der 1—5 erweitertes nigritisches Zahlensystem.

Auf diese Weise wird bis zur 10 aufgebaut auf der Nordachse. Das ist ein altes System. Wir lernten aber noch ein jüngerer kennen, das die 7—9 durch Subtraktion gewinnt. Das ist nicht nur der kürzeren Ausbreitungsfläche wegen jünger, sondern auch, weil es die Existenz der 10 schon voraussetzt.

SCHLUSS.

Ich will nunmehr den Versuch machen, die Ergebnisse dieser kleinen Studie zu einem Bilde der Entwicklungsgeschichte der Zahlenwerte und Zahlenreihen in den Gefilden Ozeaniens zusammenzufassen, wobei allerdings alle Einzelheiten nicht berücksichtigt werden können.

1. Epoche. Von Hinterindien über Indonesien und Neuholland hinweg bis nach Tasmanien, also auf der Südachse bildeten sich aus den schwankenden Begriffen von wenig und viel die Zahlen 1 und 2 heraus. Eine Erweiterung fand nur in einfacher Weise statt, nämlich folgendermaßen: 1, 2, 2 + 1, 2 + 2, 2 + 2 + 1 usw. Kaum weiter als bis 4 oder 5.

2. Epoche. Von Hinterindien über Indonesien und Melanesien bis nach den Neuhebriden und Santa Cruz, also auf der Mittelachse wanderte eine Zählmethode mit fünf Zahlen, deren Grenze also bei 5 oder 6 (Sunda = 6 = ganap = vollständig, beendet) lag, wie das das Zählen an den Fingern mit sich brachte. Die 5 war deshalb gleich Hand. Erweiterte dieses System sich, so geschah es durch Hinzufügen der gleichen Ziffern an der andern Hand. Also 1, 2, 3,

4, Hand = 5, 5 + 1, 5 + 2, 5 + 3, 5 + 4,
5 + 5.

3. Epoche. Im östlichen Indonesien gewann ein System, das durch die Benennung der 5 oder Hand = lima ausgezeichnet war, durch Anregung von einer nigritische und asiatische Elemente enthaltenden Mischung, die das Wort tangan gleich Hand hatte, einen Aufschwung in folgender Erweiterungsform: 1, 2, 3, 4, 5, 2×3 , $2 \times 3 + 1$, 2×4 , $2 \times 4 + 1$, 2×5 . Diese Formenreihe wanderte nach Aufnahme noch einiger fremder Elemente über die Nordachse bis nach Polynesien, hie und da auch in Melanesien umbildend wirkend.

4. Epoche. Im westlichen Indonesien bildete sich unter asiatischem Einflusse eine Zahlenreihe mit Voraussetzung der 10 aus. Diese lautete: 1, 2, 3, 4, 5, 6 oder beendet; — 3, — 2, — 1, 10. Sie gelangte auf ihrer Wanderung längs der Nordachse aber nur nach Mikronesien und in das westliche Melanesien.

Das sind die großen Züge der Entwicklung, die durchaus mit der Entwicklung und Verbreitung anderer Kulturelemente übereinstimmen.

(Vergl.: „Mutter Erde“, „Petermanns geographische Mitteilungen“ 1900 usw.)

Ich habe in dieser anspruchslosen Studie das Problem nach der Methode der Kulturlehre in naturwissenschaftlicher Weise behandelt, gebe mich aber der Hoffnung hin, an der Linguistik mich wenigstens nicht durch allzu schlimme Verurteilungen vergangen zu haben.

Von allen unterirdischen Besitztümern primitiver Völker ist der Regen wohl einzig und allein ein als wichtig anerkanntes und wehrlos vergebendes Studienobjekt der vergleichenden Völkerkunde geworden, obwohl es deren mehrern gibt, die gleich günstig für derartige Untersuchungen sind. Um nun in diesen Elementen, die eine eingehende Studie über meine naturwissenschaftliche Kulturlehre sowie eine Anwendung auf die Mathematik der Creation brachten, an einem recht klaren Beispiele einmal eine Probe der Auswahlfähigkeit einer Lehre zu bieten,

*) Erschienen erst in der Berliner „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ und dann separat als Nr. 24 der „Allgemein verständlichen naturwissenschaftlichen Abhandlungen“, Berlin 1888.

(Vergl. Müller, Ethn. 'L'ormannus regis'
phische Mitteilungen, 1900 usw.)

3. Epoche. In dieser Epoche haben sich die
Indonesischen Völker der Kultur der
Mittelmeerländer angenähert. Diese Völker
sind nicht nur der Kultur, sondern auch der
Sprache nach mit den Indoeuropäern
verwandt. Sie sind die Träger der
Kultur der Inseln und sind die
Vorfahren der Völker der Inseln.
Die Kultur der Inseln ist die
Kultur der Indoeuropäer.
Die Kultur der Inseln ist die
Kultur der Indoeuropäer.

4. Epoche. In dieser Epoche sind
die Völker der Inseln mit der
Kultur der Indoeuropäer
verbunden. Die Kultur der
Inseln ist die Kultur der
Indoeuropäer. Die Kultur der
Inseln ist die Kultur der
Indoeuropäer.

Dies sind die großen Züge der Entwicklung
der Kultur der Inseln. Die Kultur der
Inseln ist die Kultur der
Indoeuropäer. Die Kultur der
Inseln ist die Kultur der
Indoeuropäer.



3. Die Schilde der Ozeanier.*)

(1899.)

Formen. — Nigritischer Schild. — Asiatischer Schild. — Vormalajischer Schild. — Allgemeine Uebersicht über die Schilde Ozeaniens.

Von allen materiellen Besitztümern primitiver Völker ist der Bogen wohl einzig und allein ein als wichtig anerkanntes und mehrseitig verarbeitetes Studienobjekt der vergleichenden Völkerkunde geworden, obwohl es deren mehrere gibt, die gleich günstig für derartige Untersuchungen sind. Um nun in diesen Blättern, die eine eingehende Studie über meine naturwissenschaftliche Kulturlehre sowie eine Anwendung auf die Mathematik der Ozeanier brachten, an einem recht klaren Beispiele einmal eine Probe der Anwendbarkeit dieser Lehre zu bieten,

*) Erschienen erst in der Berliner „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ und dann separat als Nr. 24 der „Allgemein verständlichen naturwissenschaftlichen Abhandlungen“, Berlin 1900.

wende ich mich einem weniger durchforschten, ich kann wohl sagen, überhaupt von anderer Seite nicht eingehender betrachteten Gegenstande zu, dem Schilde, und will ihn in einem Gebiete, wo ihm sonst wohl noch niemand die gebührende Aufmerksamkeit schenkte, nämlich in Ozeanien, des näheren erörtern.

Indem ich eine Waffe wie den Schild betrachte, mache ich mir sogleich klar, daß ich es nicht nur mit der Entstehung und Umbildung einer oder mehrerer Formen zu tun habe, ferner daß dieser Schild nicht unabhängig und launig, sondern nach bestimmten, außerhalb der Schilde liegenden Bedingungen sich verändert. Der Schild ist sozusagen ein Negativ zu dem Positiv, das die Angriffswaffe darstellt. Nicht nur nämlich, mit welcher Waffe der Feind mich angreift, wie also dieser entsprechend meine Schutzwaffe am geeignetsten sein wird, ist von Wichtigkeit für meine Wahl, sondern auch, welche Waffe ich selbst führen will. Wenn z. B. fast alle Kassaivölker in Afrika den Schild aufgegeben haben, so kann ich überzeugt sein, daß dies damit zusammenhängt, daß diese Stämme meist mit Pfeil und Bogen schießen und kämpfen.

Nun liegt der Grund aber nicht etwa darin, daß die Schilde schlecht gegen Pfeilschüsse schützen, sondern darin, daß der Bogenschütze den Schild schlecht handhaben kann, zumal die eine Hand den Bogen, die andere den Pfeil erfassen muß. Diese einfache Ueberlegung zeigt schon, daß das Schildstudium in eine ganze Reihe von Problemen hineingreifen muß und auch, daß die Form des Griffes von außerordentlicher Bedeutung ist. Tatsächlich werden wir diesem Unterscheidungsmerkmal in Ozeanien, wo die Formen bunter durcheinanderlaufen als anderswo, mehr Beachtung schenken müssen als in Afrika.*) Denn kein Gebiet der Erde hat so viele Schildformen wie das Quellgebiet Ozeaniens, Indonesien.

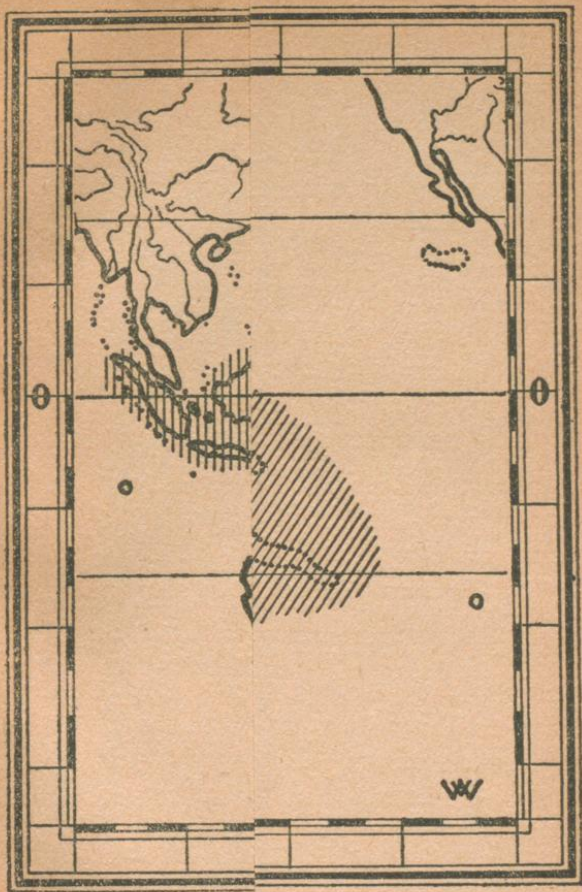
In der oben erwähnten Arbeit über die Mathematik legte ich schon das Bild der Kulturentwicklung in Ozeanien dar, soweit dasselbe für derartige Einzelstudien von Wichtigkeit ist. Daher darf ich hier darauf verweisen und mich kurz fassen. Es sind drei Achsen zu berück-

*) Die afrikanischen Schilde in: „Der Ursprung der afrikanischen Kultur“ 1898, C. 2, S. 23 bis 56.

sichtigen. 1. Die Südachse geht von Indonesien aus, läuft über Neuholland und endet in Melanesien, stellt also einen nach Norden offenen Bogen dar. 2. Die Mittelachse läuft in ziemlich geradem Streifen von Indonesien durch Melanesien, also über Neuguinea nach dem östlichen Melanesien. 3. Die Nordachse läuft als weite Fläche von Indonesien über Mikronesien (mit der Südgrenze am Nordrande Neuguineas) nach Melanesien und Polynesien, stellt also eine nach Südwesten offene Bogenfläche dar.

Die Gruppierung der einzelnen Formen kann nach folgenden Gesichtspunkten vorgenommen werden: 1. nach geographischen, 2. nach formalen; a) nach dem Griff, b) nach der Form der Schildfläche, c) nach dem Material. Eine eingehende Schilderung wird stets erst die Formen nach der geographischen Verbreitung, dann die Formen nach der formalen Zusammengehörigkeit erörtern müssen. Hier steht mir nicht der genügende Raum für eine solche eingehende Behandlung zur Verfügung, und ich muß mich auf eine Einteilung nach formalen Gesichtspunkten beschränken, der ich die Berücksichtigung der Form des Griffes, der Handhabe, zu

112



Alteres System 1-10.

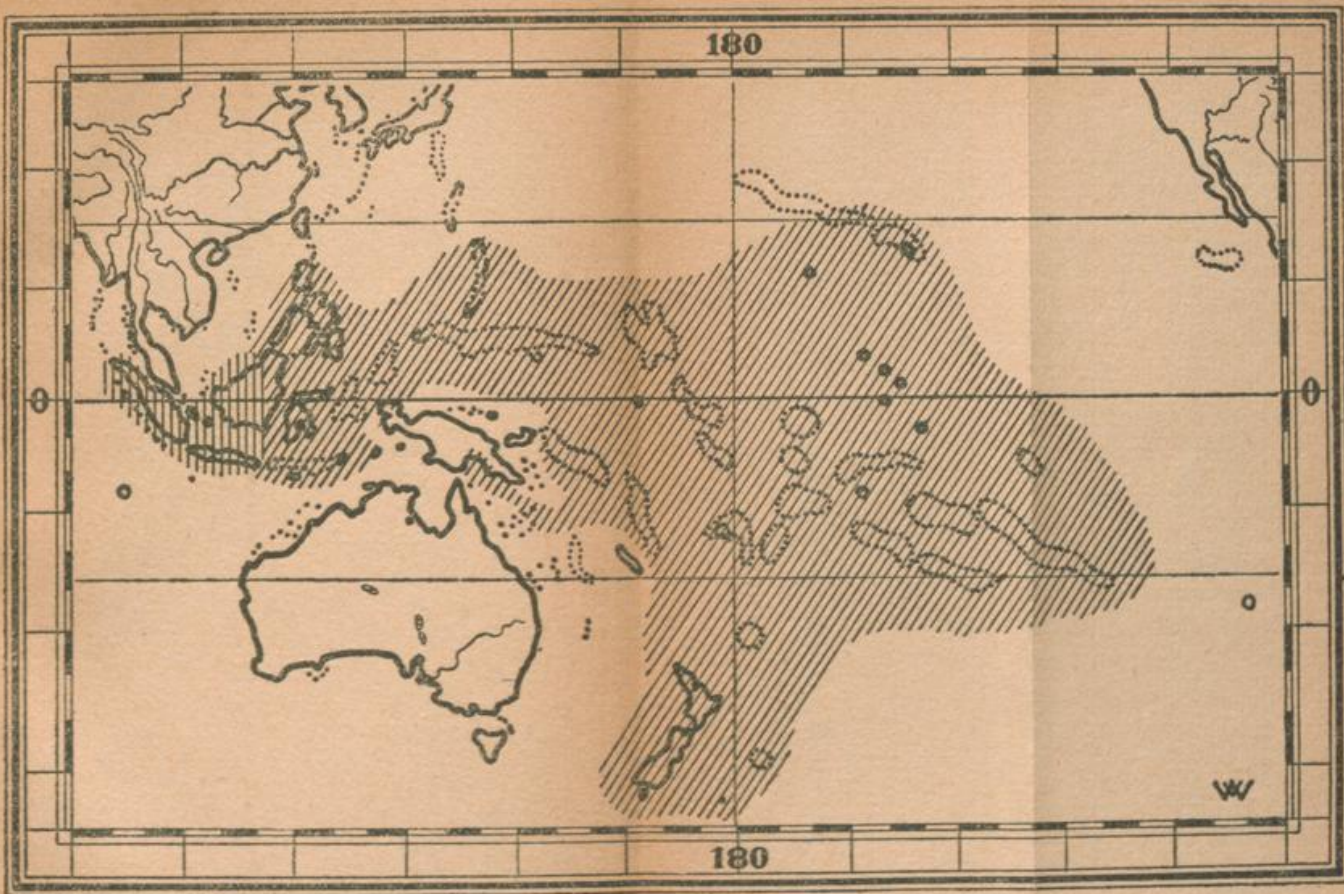
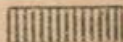


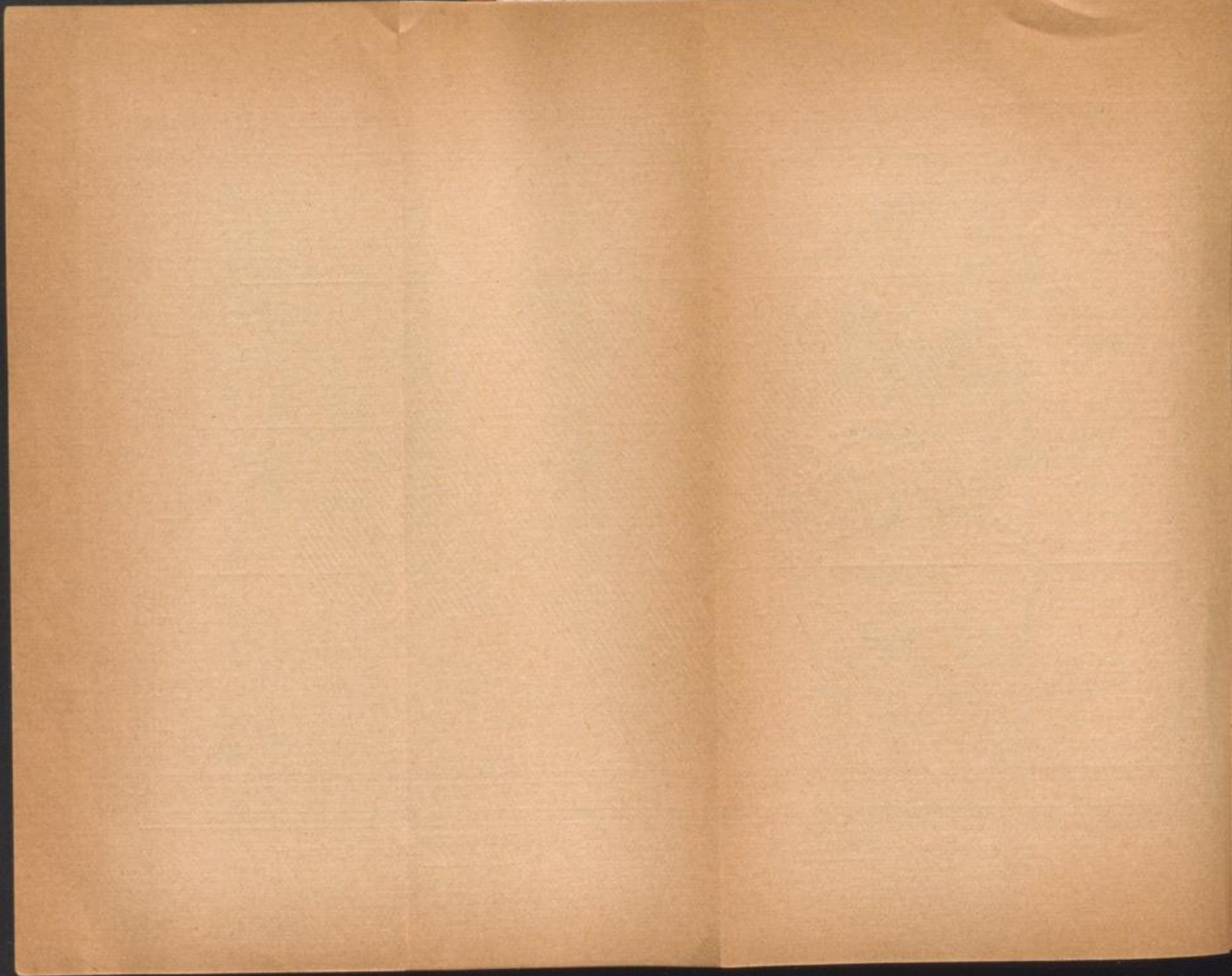
Abb. 3. Zahlen



jüngeres System 1—10



älteres System 1—10.



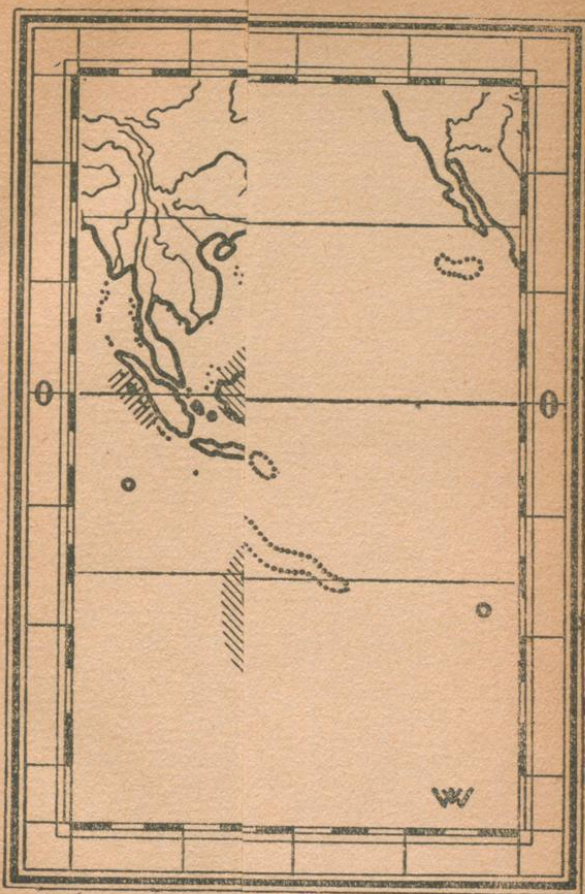


Abb. 4.  ältere F.  nigritische Pariermethode

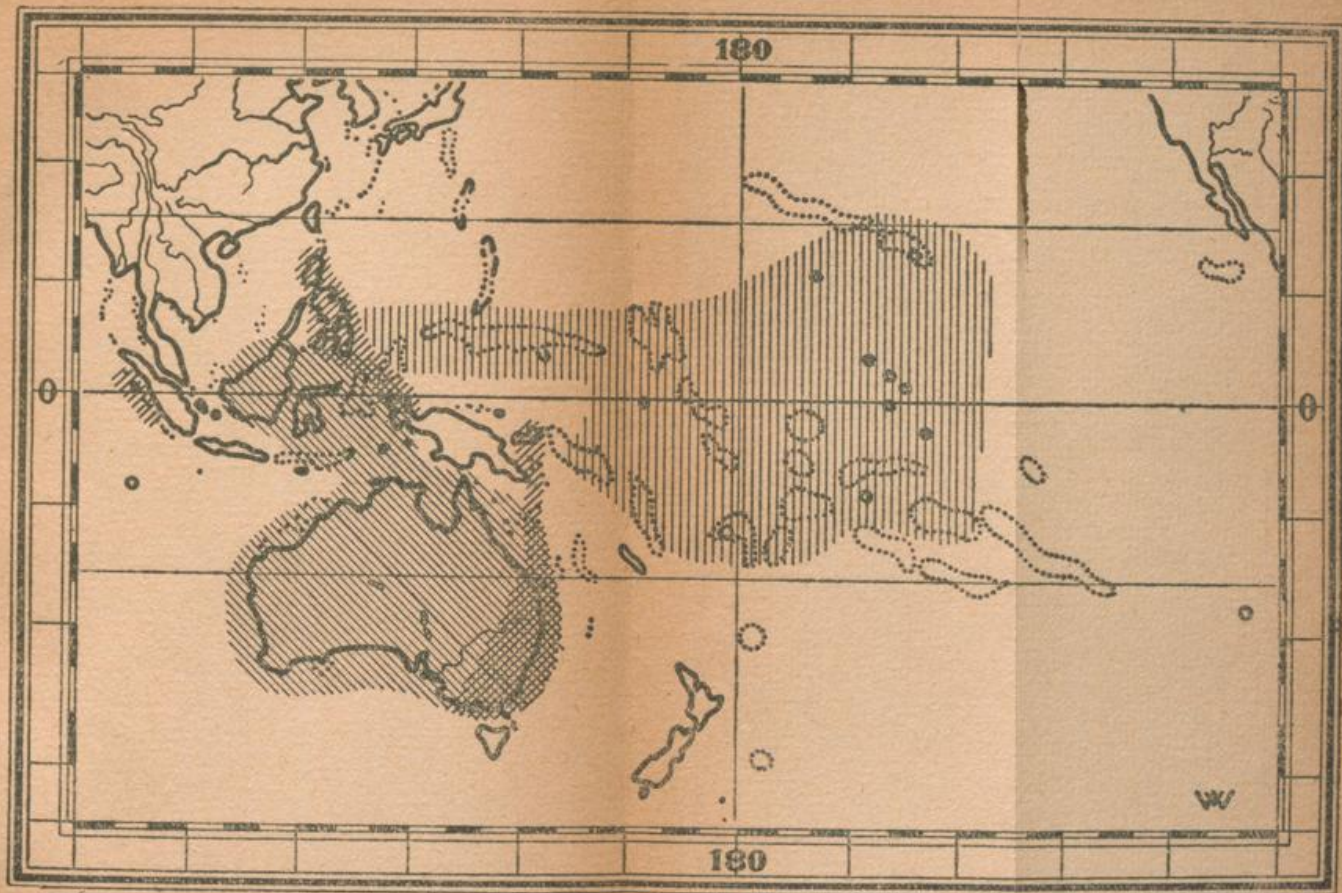
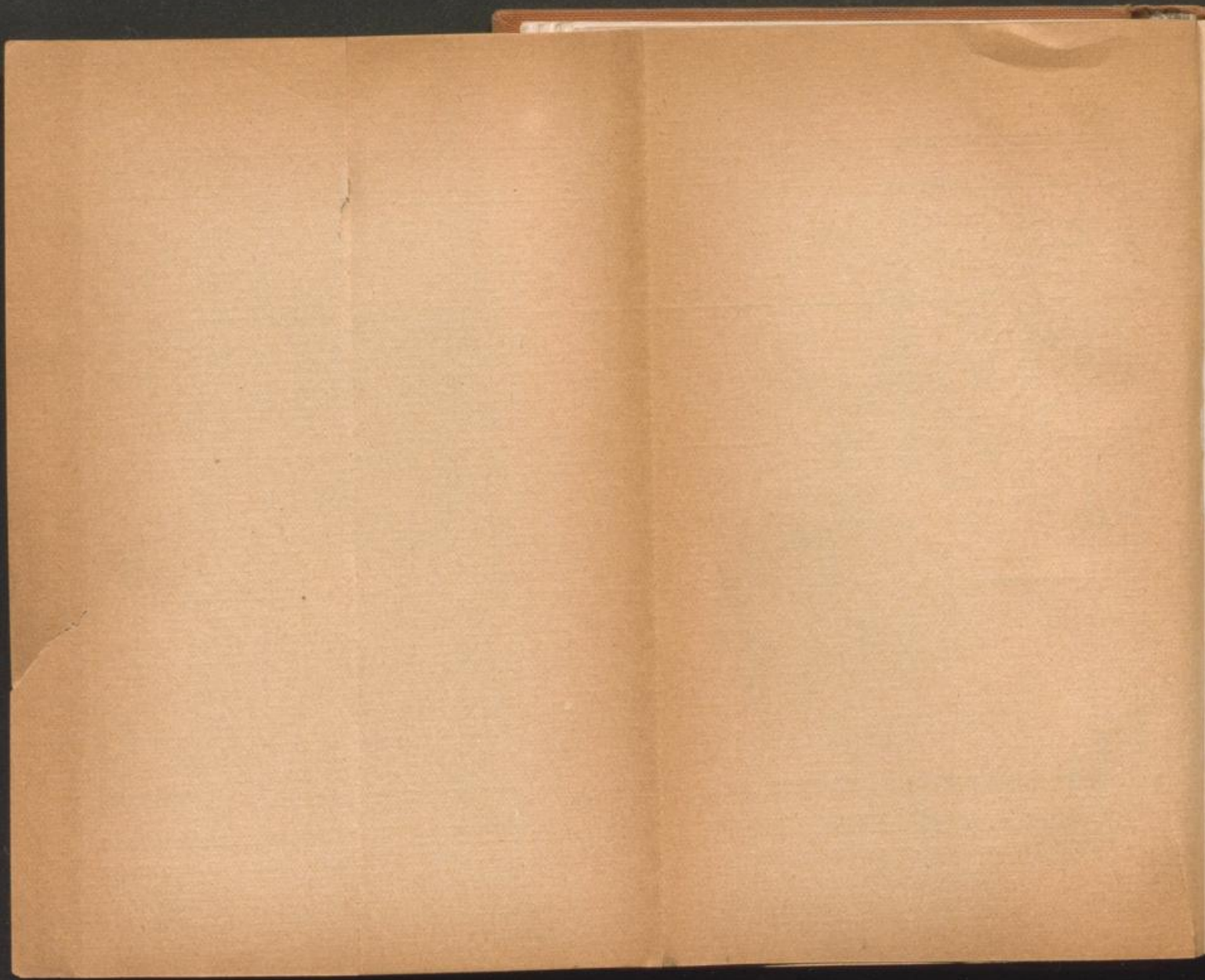


Abb. 4.  ältere Form der nigritischen Schilde  jüngere Form  nigritische Parietmethode



Grunde lege. Ich sende aber eine knappe Uebersicht der Hauptformen der Behandlung voraus, um mich so in Fragen des Mischungsproblems auf eine Vorkenntnis beziehen zu können. Ich unterscheide drei Formen:

1. Nigritische Form der Südachse. Hölzerner Parierschild mit senkrechtem, aus dem Vollen geschnittenem Griff.

2. Asiatische Form des Nordens. Runder Lederschild mit Wölbung und doppeltem Ledergriff für Arm und Hand.

3. Vormalajische Form der Mitte. Viereckiger, oben eingeschnittener Schild aus Rotang mit Schnur zum Umhängen oder einfach: Rotangpanzer.

NIGRITISCHER SCHILD.

Vor allem ist festzustellen, daß in Neuholand der Schild nicht allgemein gebräuchlich ist, sondern an einigen Orten, wie in König Georgs-Sund z. B., nach direkter Aussage fehlt*), daß die nigritischen Schildformen im Ausklang der Südachse, also in Melanesien, selten sind, in

*) Scott Nind: „Description of the natives of King Georges Sound“ in The Journ. of the Geogr. Soc. London. Band I, S. 32.

Indonesien dagegen außerordentlich häufig, daß endlich eine Beziehung zum nigritischen Schilde sich in der Waffenführung auf der Nordachse (in Mikronesien und Polynesien) nachweisen läßt. Nunmehr sind die Formen in diesen einzelnen Gebieten zu betrachten.

a) Neuholland. Es kommen bei demselben Stamme oft mehrere Schildformen nebeneinander vor. So sagt Taplin, der Schild der Narrinyeri bestehe entweder aus Holz oder aus der Rinde des roten Gummibaumes. Die Bewohner von Neusüdwaales haben ebenfalls Schilde von zweierlei Art nach Dumont d'Urville; die von Baumrinde schützen nicht so vor dem Lanzenstoß wie die von festem und im Feuer gehärtetem Holz gefertigten, welche inwendig mit zwei (?) Handhaben versehen, aber wegen ihrer Schwere nicht so gebräuchlich sind. Auch wird mir mitgeteilt, daß je nach dem Zwecke verschiedene Schilde vorhanden seien, so vor allem in Viktoria, wo alle drei Schildformen nebeneinander vorkommen, wie wir sie nunmehr besprechen wollen.*)

*) Taplin in „Nat. Tribes of South Australia“, S. 40. Dumont d'Urville: „Entdeckungsreise der

Die ursprüngliche Form des australischen Schildes (Fig. 5) treffen wir in dem einfachen dicken, vierkantigen, oben und unten spitz zulaufenden und mit einem infolge Durchführung eines der Handbreite und Handdicke entsprechenden Kanales in der Mitte von einer zur andern zweier nebeneinander liegenden Flächen gewonnenen Handgriffe versehenen Schilde an. Die Länge schwankt zwischen 45 und 90 cm. Das Holz ist hart, wahrscheinlich im Feuer gehärtet. Die beiden Flächen, die der Kanal oder Handgriff verbindet, stellen die glatte, konvex-

französischen Corvette Astrolabe. 1826—1829. Hist. Th.“ S. 30. Die Literatur über neuholländische Schilde ist außerordentlich kümmerlich. Das Beste hat Brough Smyth in seinem Buche über die „Aborigines of Victoria“ gebracht. Sonst finden sich noch einige Angaben z. B. bei Samuel Gason: „The Dieyerie Tribe“ Adelaide 1871, S. 33, Wyatt in „Nat. Tribes of South Australia“, S. 172. Bastian: „Ozeanien“, S. 130, 129. Watkin Tench: „Nachrichten von der Expedition nach Botany Bay“ 1789, S. 80. Turnbull: „Reise um die Welt 1776 bis 1780“, S. 49. Georg Angas: „Savage Life and Scenes in Australia and New Zealand“, Vol. I, S. 147, Vol. II, S. 214/5 und in der bekannten Literatur bei Cook, Eyre, Lumlholtz, Curr etc. Abbildungen bei Brough Smyth, Edge-Partington, Lumholtz etc.

dachförmige Hinterseite, die beiden andern die ebenfalls konvex-dachförmige, aber mit allerdahing eingegrabenen Linien verzierte Außenseite dar. Die Breite ist nicht über 6—9 cm. Daneben kommt noch eine längere und nach außen gewölbtere, aber noch schmalere Form bis ca. 1 m Länge vor, die aber wenig von der eben beschriebenen und skizzierten verschieden ist. (Fig. 1 A V.) — Als Ausschmückung kommt neben den eingravierten Ornamenten nur bei der ersten Variante noch ein Fellstreifen vor, der um die Mitte geschlungen ist, so daß er auch — wie die Hand von der andern Seite — den Kanal passiert. Diese Schilde dienen lediglich gegen Keulenwürfe und -Schläge.

Die zweite Schildform ist am besten ausgebildet in Queensland, während die erste wesentlich südwestlich ist. Dieser Schild (Fig. 2) stellt eine nach außen gewölbte, hinten absolut gerade Fläche von ovaler Kontur dar. Der Kanal für das Durchgreifen der Hand ist hinten in der Mitte angebracht. Der so ausgesparte Handgriff (Stab) liegt demnach genau in der Fläche des Schildes. (Siehe den Schnitt


116

durch die Mitte nach der Längsachse Fig. 2 IV.) Bei diesen Schilden liegt die Schwierigkeit im Herstellen des Kanales. Seinetwegen müssen sie außen gewölbt und in der Mitte dick sein. Die dritte Form dagegen geht, wie wir nachstehend sehen werden, von der geraden, ungewölbten Platte aus. Daher nenne ich diese die \frown -Form, die nächste aber die — -Form. Der Name ist vom Querschnitt durch die Mitte genommen (Fig. 2 V und 3 V) und es fehlen demnach eigentlich die Punkte in dem Halbkreise und unter dem Strich. — Von dieser \frown -Form gibt es mehrere Varianten, eine kleinere im Süden und im Zentrum Queensland, deren Form Fig. 2 entspricht und eine große aus der Rockinghambay und Nord-Queensland, deren Rand nicht streng oval ist, sondern mehr dem Durchschnitt eines Brotes gleicht. Diese sind außerdem mit mehreren Farben phantastisch bemalt. — Gemeinsam mit der \frown -Form wird meist das Holzschwert genannt, doch dient sie auch gegen Bumerang und Keule.

Die dritte — -Form der australischen Schilde (Fig. 3) zeichnet sich, wie schon angedeutet,

durch eine flache Wand und einen freistehenden Griff aus (Fig. 3 IV). Die Schwierigkeit, diese Form herzustellen, besteht demnach nicht in der Anlage des Griffkanales, sondern in der Herstellung des Griffholzes, das ausgespart werden muß. Und das ist für die ursprüngliche Form eine sehr komplizierte Sache, denn die Schildwand wird bei dieser aus Rinde hergestellt und der Griff aus einem mitsamt der Rinde aus dem Baum herausgelösten Holzblocke geschnitzt. Ueber das Verfahren hören wir schon von Cook: „Bisweilen fanden wir die ganze Form der Schilde in der Rinde wirklich ausgeschnitten, aber noch nicht von dem Baum losgelöst, sondern sie war nur rings um den Rand der Schilde ein wenig aufgehoben und wurde durch dazwischen hineingetriebene Keile in dieser Lage gehalten. Die Eingeborenen müssen demnach wohl wahrgenommen haben, daß Baumrinde dicker und stärker wächst, wenn man ein Stück davon rings umher ausschneidet und sie in diesem Zustande noch eine Zeitlang am Baum sitzen läßt.“ Damit ist die Vorbereitung zur Herstellung eines solchen Schildes beschrieben; später, wenn die Rinde ein gutes

118

Stück schon absteht, wird sie mitsamt einem Holzblock in der Mitte für Herstellung des Griffes mit dem Beile herausgeschlagen. — Eine jüngere und entschieden Nachlässigkeit vertratende Form oder Variante dieser Schilde zeigt nicht mehr Herstellung aus einem Stück. Es wird vielmehr einfach ein entsprechendes Stück Rinde mit zwei Löchern versehen und in diese ein gebogenes Holz als Griff gesteckt. (Fig. 3a IV.) — Während diese beiden Varianten wohl in ganz Neuholland mit Ausnahme einiger Gegenden des Ostens und Westens vorkommen, gehört die folgende wesentlich dem Westen an. Dem ganzen Typus nach gehört dieser Schild in diese Gruppe, es ist also eine —-Form. Derselbe wird aber ganz aus Holz hergestellt, also geschnitzt. — Alle diese Schilde der —-Form dienen nicht wie die ursprüngliche und die -Form dem Einzelkampf und gegen Keulen usw., sondern es sind die Schutzwaffen gegen den Speerwurf und in der Schlacht.

b) Melanesien. Wie schon oben erwähnt, klingt die Südachse in Melanesien aus, und wir müssen hier nach Verwandten der

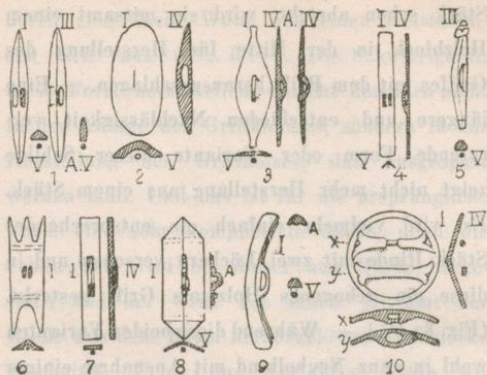




Abbildung 5.

1 = Schild aus Südost-Neuholland. (Ursprüngliche Form.) Die Bezeichnungen I—V bedeuten stets: I = Rückansicht, II = Vorderansicht, III = Seitenansicht (Griff stets rechts liegend), IV = Längsschnitt durch die Mitte, V = Querschnitt durch die Mitte. A ist der Schnitt durch eine andere Form dieser Schilde. — 2 = Schild aus Ost-Neuholland (die -Form). — 3 = Rinden-Schild aus Nord-Neuholland (die -Form). A ist ein Schild mit eingefügtem Griff. — 4 = Schild von den Forrestier-Inseln. — 5 = Schild (Tabangan) von Allor. — 6 = Schild von den nördlichen Philippinen. — 7 = Schild von Allor. — 8 = Dajakschild. A der Griff von der Seite. — 9 = Schild von den Molukken. A Querschnitt am oberen Ende. — 10 = Schild von den Sulu-Inseln.

nigritischen Schilde Ausschau halten. Es finden sich drei Formen und Beziehungen, von denen die auf den Salomonen heimischen später Erwähnung finden, die der Inseln zwischen dem

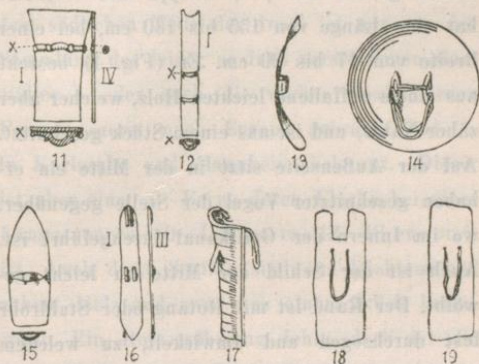



Abbildung 6.

11 = Battak-Schild (Sumatra). — 12 = Schild von Allor. — 13 = Schild von Finschhafen von der Seite. — 14 = Schild aus der Astrolabebai von hinten. — 15 = Schild von Mitrafels von hinten (unten der Rotanggriff von der Schildspitze aus gesehen). Der Rotangüberzug wurde fortgelassen. — 16 = Schild von Santa Anna. — 17 = Bogenschild von den Aru (nach Dr. Schmeltz). — 18 = Schild aus dem Papuagolf von hinten. — 19 = Schild von Angriffshafen von hinten.

Bismarckarchipel und Neuguinea sowie diejenige Neupommerns aber hier beschrieben werden sollen.


Der Schild von den French- und Forrestier-Inseln gehört der \bigcirc -Gruppe an. Derselbe hat eine Länge von 155 bis 160 cm, bei einer Breite von 17 bis 20 cm. Er (Fig. 4) besteht aus einem auffallend leichten Holz, weicher aber zäher Natur, und ist aus einem Stück geschnitzt. Auf der Außenseite sitzt in der Mitte ein erhaben geschnittener Vogel der Stelle gegenüber, wo im Innern der Griffkanal durchgeführt ist. Auch ist der Schild der Mitte zu leicht gewölbt. Der Rand ist mit Rotang oder Stuhlrohr fest durchzogen und umwickelt, zu welchem Zwecke eine Unzahl kleiner Löcher nun unweit des Randes um den Schild läuft. Auch ist der Rand mit feinen Flaumfedern garniert, die aber im Verfall sind. Die Schildfläche selbst ist auf dem größeren Teile hinten und vorn mit Rotangstreifen überzogen, die schräg verlaufen. Endlich ist eine reiche Ornamentierung mittelst eingravierter Linien und hinten Bemalung in roten, grünen, weißen und gelben Erdfarben zu vermerken. — Natürlich haben wir es mit einem

122

nigritischen Schilde der -Form zu tun, dessen Rotangüberzug aber an das Vorkommen im Gebiete der Mittelachse und der vor-malajischen Kultur erinnert.

Der Schild von Neupommern und zwar aus dem südlichen Teile der Insel ist mir aus der Sammlung des leider so früh verstorbenen Baumüller — der auch die vorher beschriebenen Formen zuerst nach Europa gebracht hat — in Karlsruhe und Mannheim bekannt. Dieser ist aber eine —-Form, deren Fläche bei einer Länge von ca. 80—120 cm ca. 12—18 cm breit ist. Auch diese Schilde sind aus leichtem und zähem Holz und zwar aus einem Stück hergestellt. Ein Rotangüberzug fehlt, doch ist die Vorderfläche mit allerhand Ornamenten in weißen, grauen usw. Farben bemalt. Nur ein Exemplar von vieren ist am Rande mit Federn geschmückt. Bei der Leichtigkeit und Zerbrechlichkeit dieser Geräte ist es kaum anzunehmen, daß es sich um ernste Kriegswaffen handelt, sondern wohl nur um Tanz- oder Kultuswerkzeug.

c) I n d o n e s i e n. Indonesien, das überhaupt an Schildformen reichste Land der Erde, bietet auch die meisten Formen der nigritischen

Schilde. Es ist aber nicht schwer, nachzuweisen, daß alle Vorkommnisse auf die drei in Neuholland vorgefundenen Formen, nämlich 1. die ursprüngliche, 2. die  - Form und 3. die — - Form zurückzuführen sind, in welcher Reihenfolge wir sie nunmehr betrachten wollen.


1. Die ursprünglichen Formen. Diese sind sehr selten und in dem in Neuholland einheimischen Typus nur auf den kleinen Sunda nachgewiesen. — Vor allem ist der Tabangan, der kleine Holzschild der Vorkämpfer, an der Küste Allors zu erwähnen. Das im Berliner Museum unter I e. 21029 befindliche Stück ist von dem bekannten Sammler Jacobsen erworben und hat eine Länge von $48\frac{1}{2}$ cm bei einer Breite von ca. 8 cm in der Mitte (vergl. Fig. 5). Das aus einem Stück Holz hergestellte Exemplar läuft den Enden zu spitz aus, oben noch einmal zu einem Knoten sich verdickend, der einen Menschenkopf mit in Perlmutterchale ausgelegten Augen darstellt. Eine leichte Bemalung in helleren und dunkleren Streifen ist unwesentlich. Sehr wichtig ist die Angabe des Sammlers, daß der Tabangan vom Vorkämpfer, einem sehr tapferen Manne, gebraucht wird, der ihn dazu

124

benutzt, die auf ihn abgeschossenen Pfeile abzuwehren. Es ist also ein Parierschild.*) — Auch der aus mehreren Teilen zusammengesetzte Schild der Insel Wetter bietet in dem einen seiner Elemente eine ursprüngliche Form des nigritischen Schildes. Die beiden Teile heißen Eralili und Kalau. Der Eralili ist aus 0,6 cm starkem Büffelfell verfertigt, in Kreuzform mit ungleich breiten Armen. Der untere als der breiteste mißt am Ende 24 cm und ist von da ab spitz abgeschnitten — eine abgerundete Form ist seltener, — während der obere an seinem Anfange 17 cm, an seinem Ende 23 cm breit ist und an letzterem gerade bleibt. Die beiden Seitenarme erscheinen gleichsam aus dem unteren herausgewachsen und sind mit lang herabhängenden Ziegenhaaren verziert. In der Mitte des Eralili ist ein Loch, vor das der Kalau mit seinem Griff so zu liegen kommt, daß die Hand ihn erfassen kann. Der Kalau besteht aus einem buckelförmigen Stück Holz, ähnlich dem Tabangan, welcher in der Mitte mit starkem Büffelleder überzogen ist, das

*) Jacobsen: „Reise in die Inselwelt des Bandameeres“ 1896, S. 93/94.

seinerseits wieder in Seitenflügelchen ausläuft, die auf dem Eralili befestigt sind. Der nach unten und oben spitz auslaufende Kalau ist mit den Spitzen durch an den entsprechenden Enden am Rande des Eralili angebrachte Löcher gesteckt, auch ist der Kalau oben und unten mit Lederstreifen überzogen. Der Kalau ist 53 cm lang (Höhe der Schilder), in der Mitte mit den Flügeln 17 cm breit und 6 cm tief. Durch einen Strick werden beide Teile vom Kämpfer fest zusammengehalten. Der Eralili ist 48 cm hoch, bei einer Grundbreite von 41 cm. Dieser Schild dient zur Abwehr der Klevanghiebe, wozu er durch die Lederbestandteile geeignet wird.*)

2. Die -Formen sind weit häufiger. Sie finden sich auf Nias und den Mentawej**), also im Südwesten, und auf den Philippinen und der

*) Baeßler im „Internationalen Archiv für Ethnographie“ 1891, Bd. IV, S. 74/75 und Taf. VIII, Fig. 9 und 10. Jacobsen: „Bandameer“ S. 108.

**) H. von Rosenberg: „Der malajische Archipel“ 1878, S. 164, 165, 191, 193. Ratzel: „Völkerkunde“. 2. I, S. 386. Albert S. Bickmoore: „Reisen im ostindischen Archipel“ 1869, S. 339. Modigliani: „Un viaggio a Nias“. Milano 1890, S. 229—231, Fig. 38 u. a. O. usw.

Nordostecke Neuguineas*), also im Nordosten Indonesiens. Der Schild von Nias ist zumal von Modigliani genau beschrieben. Nach ihm hat der auf Süd-Nias heimische Baluse die Form eines Bananenblattes, woran auch die Mittelrippe an der Außenseite und die quer über ihn laufende niedrigeren Rippen erinnern. Unten läuft der Schild in eine oft mit einem Eisenstiefel versehene Spitze aus. Die Mittelrippe ist in der Mitte zu einem dicken Knopf oder Buckel angeschwollen, der einen von innen oder hinten angelegten Kanal, das Griffloch, verdeckt. Der Kanal ist aber bei diesen wie bei den Schilden von Mentawej dadurch sehr bemerkenswert, daß er links, wo die Finger und der Handballen hineinfahren, viel größer eintritt, als er rechts, wo die Fingerspitzen herauskommen, ausläuft. Während die Hauptrippe auf der Außenseite

*) „Allgemeine Historien der Reisen zu Wasser und zu Lande“, Bd. XI, 8. 393. Ferdinand Blumentritt: „Versuch einer Ethnographie der Philippinen“, 1882, S. 26. A. B. Meyer und A. Schadenberg: „Die Philippinen“, Publ. Bd. VIII, Taf. V und Text. J. D. E. Schmeltz und F. de Clerq: „Ethnographisch Beschrijving van de West en Nordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea“, 1897, Taf. XXIX, Nr. 17.

aus Holz ausgeführt ist, sind die Querrippen aus Rotang hergestellt. Dieselben laufen um den ganzen Schild. Kinder lernen den Gebrauch dieser Schilde an Nachbildungen von Rinde, die an der Sonne gehärtet werden. Als Maß gibt Modigliani an: Länge 1,45 bis 1,10 m; Breite 34 bis 21 cm, Stärke mit der Mittelrippe 9,5 bis 6,5 cm. Aehnlich geformt sind die Schilde der Mentawej, die unten in eine Spitze auslaufen, während sie oben gerade abschneiden. Ein im Darmstädter Museum liegendes, von Rosenberg gesammeltes Exemplar mißt 165 cm Länge und ca. 23 cm Breite am oberen Rande. Den Griffkanal verhüllt außen ein kleiner Buckel, aber eine Mittelrippe fehlt. Dagegen ist die Kanalmündung wie bei dem Niasschild links größer als rechts. Außerdem ist der Mentawejschild nicht selten mit eigenartigen Ornamenten innen und außen bemalt. — Einen typischen Schild von den Philippinen bilde ich in Fig. 6 ab. Derselbe stammt aus dem Leipziger Museum: Sammlung Hans Meyer. Bei einer Breite von ca. 26 cm in der Mitte ist er 103 cm lang. Oben ist der Schild ein wenig breiter als unten. Zwei Einschnitte, die oben rechts und links

ca. 20 cm tief, einer, der unten ca. 20 cm tief einschneidet, geben dem Schilde oben drei, unten zwei Hörner. Der Schild ist leicht gewölbt, in der Mitte sogar ziemlich stark gebuckelt und so für den versenkten Griffkanal gut vorbereitet. Mehrmals sind Rotangbänder übergeflochten. Ein Igorrotenschild der gleichen Sammlung ist aus leichtem, schwarzbraunem Holz, 110 cm lang und ziemlich gleichmäßig ca. 20 cm breit, weniger stark gebuckelt, mehrfach mit Rotangflechtwerk verstärkt, aber ohne Einschnitte in den oberen und in den unteren Rand. Aber ein kleines, mit Rotang umflochtenes Holzzäpfchen auf dem oberen Rand in der Mitte fällt auf. Sonst ist der Schild leicht dachförmig, fällt also nach rechts und nach links leicht ab und zeigt allerhand Anzeichen einer kunstliebenden Hand, wie eine Ziselierung des unten und oben in Relief auslaufenden Griffstabes und erhabene Schlangenlinien an den beiden Rändern der Außenseite. — Wie aus der Beschreibung und Abbildung J. D. E. Schmeltz' hervorgeht, kommt in der Richtung nach Neuguinea eine verwandte Form vor. — Die Philippinen besitzen neben anderen, leichte-

Frobenius, Bd. II. 5

ren Varianten noch eine wichtigere, wie aus der Abbildung in Ratzels „Völkerkunde“ 2. I, S. 378 hervorgeht.

3. Die — -Form des nigritischen Schildes, also mit frei gearbeitetem Griff. Die Verwandten dieser Form beherrschen das gesamte innere Indonesien, also Borneo, Sumatra, die Molukken, das westliche Neuguinea und einige der nordöstlichen kleinen Sunda. Wir werden mehrere wichtige Varianten unterscheiden müssen, die aber alle durch die Eigenart des prognaten Griffes, also das Fehlen eines Griffkanales, zu einer Gruppe vereinigt werden.

Unterschieden sind sie nur durch die Form der Fläche, die gerade und nach den beiden Seiten auffallend, also dachartig, und dann noch nach unten und oben zurückgebogen sein kann, dann durch die Kontur des Schildes, die rechteckig, sechseckig, oval usw. sein kann, endlich durch das Material und zum Schlusse noch durch die Ausschmückung. Daß die Größe eine bedeutende Rolle spielt, ist selbstverständlich.

Die einfachste Gestalt wird dargestellt durch gewisse Schilde von Kisser und Allor. Das von letzterer Insel stammende, unter Fig. 7 abgebil-

180

dete Exemplar trägt im Berliner Museum die Nummer I c. 18 798 (Slg. Jacobsen). Es ist eine leichte Holzplatte mit eingeritzten Mustern. Die Höhe beträgt 98 cm, die Breite 15 cm. Die Form ist genau rechteckig, und der Griff hebt sich von der sonst gleichmäßig starken Platte ohne Griffkanal ab. Außer derartigen Schilden von den kleinen Sunda weiß ich als dieser Variante zugehörig nur Schilde von Borneo zu erwähnen, die eine gerade Vorderfläche besitzen. Soweit mir bekannt, kommen sie nur an der Westküste dieser Insel vor, sind aus schwarzem Holze hergestellt und auf der Vorderseite in Schnörkeln und Linien bunt und sogar golden und silbern bemalt. Sie sind stets sechseckig und daher oben unter einem Winkel von etwas über 90° zugespitzt, unten in einem Winkel von etwas unter 90° , so daß sie unten spitzer sind als oben. Die beiden langen Seitenkonturen sind gerade, die 4 Konturen an den oberen und unteren beiden Enden aber gewellt. Das Exemplar in Leiden S. 360/5275, Prov.: West-Borneo mißt bei 66 cm Höhe etwa 18 cm Breite. -- Der geraden Außenfläche zufolge kommen für diese Variante auch die zusammengesetzten

Schilde von Borneo in Betracht, die aber wegen ihrer Zusammensetzung in eigener Gruppe vereinigt werden mögen.

Dieser seltenen einfachen Gestalt des — Schildes stehen die komplizierteren der dachförmigen Vorderfläche, also die \wedge -Schilde in großer Uebermacht gegenüber. Zu diesen gehören 1. die breiten Schilde der Dajak und Toradjes, sowie schmalere von Ost-Celebes, 2. Schilde von Westneuguinea und endlich 3. die Schilde der Molukken. — 1. Der Literatur *) zufolge ist der Dajakschild von 3 Fuß bis 3 Fuß 4 Zoll lang und 15 bis 20 Zoll breit. Die Maße des in Fig. 8 abgebildeten Stückes sind: Länge von der oberen bis zur unteren Spitze 117 cm, Breite 37 cm, Länge der beiden Seitenränder 77 cm, der vier den oberen und den unteren Rand bildenden Konturen 27 cm, Länge des ganzen Griffstreifens wie unter a) abgebil-

*) Viele Abbildungen zumal bei Hein: „Bildende Kunst der Dajak“ und bei Ling Roth: „The Natives of Sarawak“, Bd. II, London 1896, vgl. auch Bock: „Unter den Kannibalen von Borneo“, 1882, S. 219/20. Franz Junghuhn: „Die Battaländer auf Sumatra“, Berlin 1874, Bd. II, S. 335 usw. usw.

det ca. 50 cm. Diese Schilde sind leicht dachförmig, d. h. die Wand des Schildes fällt von einer die obere mit der unteren Spitze verbindenden Firstlinie nach beiden Seiten sanft ab, so daß sie in einem Winkel von etwa 135° zu einander stehen. Außen und innen sind die Schilde meist mit reichem Schmuck an Malerei, den Bildern von Menschen, verziert, außen auch wohl mit Haaren.

Eine größere Festigkeit wird ihnen durch Rotangstreifen zuteil, die in Durchbohrungen befestigt sind und von rechts nach links resp. umgekehrt über den Schild laufen. Wir wissen auch Bescheid über den eigentlichen Zweck dieses Schildes. Derselbe soll nämlich nicht die Speerspitze auffangen, sondern der Dajak pflegt die Speere mittelst seines Schildes durch eine Drehung der Hand abzulenken. Gleiche Schilde besitzen Völker im Innern von Celebes, doch sind diese reichlicher mit Bambus und Rotangstreifen geschützt. Größenverhältnisse eines Toradjesschildes: Länge zwischen den Spitzen 120 cm, Breite 42, Länge der vier Konturen an den Enden 25 cm. Der Griff ist stärker und

kürzer gebaut, die Firstkante mehr abgestumpft und die Seiten mehr gewölbt, so daß der Querschnitt nicht die Winkelform, sondern eine Bogenform hat. Auf Celebes existiert aber auch noch eine schmalere Form. Dies sind Schilde, die aus einem ganz leichten und weichen, aber zähen Holze bestehen und deren dachförmige Wand einen weit kleineren Winkel besitzt. Maße: z. B. Länge 106 cm, Breite an den Enden 10 cm, in der Mitte 18 cm. Die Seitenflächen sind also nach oben und unten abgewölbt. Der Winkel ist unter 90° . Kurzum, der Schild nähert sich der Molukkenform, auch in dem Fehlen einer Zuspitzung oben und unten und in der reichen Perlmuttereinlage, die mosaikartig die Vorderfläche in Streifen schmückt, außerdem Verzierung mit roten, schwarzen und hellen Haaren. Starke Verwendung von Rotangstreifen. — 2. Schilde von Ron in der Geelvinkbai gehören ebenfalls hierher, wie die zwei Exemplare 48, 6 und 929, 777 u. a. in Leiden mich gelehrt haben.*) Die Länge verhält sich

*) Gute Abbildungen bei Schmeltz und de Clerq, Taf. XXIX, Nr. 10 und XXVIII, Nr. 10 nebst ausgiebiger Beschreibung ebenda S. 146/47.

zur Breite etwa wie 5 zu 1. Oben ist zuweilen eine sitzende Figur ausgeschnitten in durchbrochener Arbeit. Die Vorderfläche ist bunt bemalt. Der Abfallwinkel der Seiten ist sehr groß. — Endlich haben wir 3. die größte Familie der Molukkenschilde*) zu beschreiben. (Fig. 9). Derselbe kommt von Flores (Larantuka. Berlin. Mus. I c. 18 241, lg. 67 cm) bis nach Neuguinea vor, von den Banggai-Inseln und Halmahera bis nach den Aru. Seine Größe schwankt von 45 cm bis über 1½ m Länge (auf Tanimbar, Berlin. Mus. I c. 20 787), bei einer Breite in der Mitte von ca. 7—12 cm, an den Enden 10½—20 cm. Die meist abgerundete Firstkante ist unten und oben nach hinten gebogen, so daß der Schild zurückgewölbt ist. Eine Zuspitzung der Enden fehlt. Die Seiten-

*) A. Bastian: „Die Molukken, Reiseergebnisse und Studien“, S. 74. Bickmoore S. 148 u. 151. C. Ribbe: „Die Aru-Inseln“ in der Festschrift des Vereins für Erdkunde zu Dresden, 1888, S. 184. K. Martin: „Reisen in den Molukken“, 1894, S. 58, 104, 191, 192, 235, 285. Warnik 1899 i. A. H. d. R. Bd. VIII, S. 74. Kükenthal: „Im malajischen Archipel“ 1896, S. 147, 197 usw. J. G. F. Riedel „De Sluiken Kroesharige Rassen tusschen Celebes en Papua“ 1886, Taf. 4, Buru usw.

Konturen sind in Bogenform eingeschnitten, wodurch es kommt, daß der Schild in der Mitte schmäler ist als an den Enden. Meistens wird ein leichtes Holz genommen. Eine Verfestigung durch Rotangstreifen konnte ich nicht beobachten. Dagegen fallen alle möglichen Verzierungen auf. Auch reicht die Griffleiste, die im allgemeinen schon oben am Schilde beginnt, nicht immer soweit. Zumal auf Halmahera kommt reicher Besatz der Vorderfläche mit kleinen Perlmutter- und anderen Muschelstücken, in neuerer Zeit auch Porzellanstückchen vor. Kükenthal erwähnt für dieses Gebiet auch Benagelung mit Rotangstreifen, Martin eine solche auch für Seran, wo die Ausschmückung mit Muschelmosaik sich nicht auf alle Stücke erstreckt. Auf Seran auch schon Verzierung des Schildes mit aufgeklebtem Papier neben Federschmuck. Dieser Papiersmuck ist auf den Uliassern, die den kleinen Tanzschild von dem Kriegsschild der Buruer ererbt haben wollen, allgemeiner. Die Verwendung des Schildes ist in den meisten Gegenden auf den Tanz beschränkt, zumal auf den Aru, wo neben ihm bei festlichen Aufzügen Modelle von Klewangs

geschwungen werden, auf Luang, wo er beim Purkafeite auftritt (Berlin. Mus. I e. 19 804) und auch im Norden. Auf Tanimbar aber ist er ein „Kriegsschild zum Parieren“. Bemerkenswert ist, daß diese Schilde auf den Banggai eine ziemliche Breite haben und mit einem Mittelknau versehen sind (z. B. Berliner Mus. I e. 22038). Dieser letztere Schild erinnert an die merkwürdigen Schilde der Talaut (Leiden. Mus. z. B. 653/1 und 561/20), deren Länge zur Breite sich wie 8 zu 1 ungefähr verhält. Auf $\frac{1}{4}$ vom oberen Rande nimmt die sonst ziemlich gleichmäßige Breite plötzlich ab und der Schild läuft nach einer kleinen Einbuchtung nach oben spitz zu. In der Mitte vorne findet sich ein starker Buckel, der von innen ausgehöhlt ist und so eine Art Griffkanal bildet, von dem wir aber sonst nicht sprechen dürfen, da außerdem der Griff frei herausgearbeitet ist.

Es kommen für die — Schilde außerdem noch zweierlei Eigenarten in Betracht, nämlich einmal die zusammengesetzten Schilde von Borneo und dann eine Form des Tabangan mit eingezetztem Griff. Diese Schilde von Borneo neigen durchgehends der ovalen Gestalt zu, von der

sie hier und da durch Zuspitzung des unteren Endes und Abflachung des oberen (z. B. Berlin. Mus. I c. 713 über 60 cm lang „in Mittel- und Süd-Borneo“ gebräuchlich) oder nur Abflachung des oberen Randes (z. B. Berlin. Mus. I c. 10 Nordwest-Borneo) abweichen. Die richtig ovalen Schilde besitzen entweder Rotangwand oder Holzwand. Ein solcher Schild mit Holzwand in Leiden ist bei einer Länge von ca. 74 cm etwas über 30 cm breit (461/30) und stammt aus West-Borneo. Der äußere Rand ist von einem starken Rotangstreifen eingefasst. Der ganzen Längsachse nach ist ein etwa dem Drittel der größten Breite entsprechendes Holzbrett vorn aufgebunden, dem hinten ein ebensolches, nach oben und unten spitz zulaufendes entspricht. Das hintere ist das Griffbrett von der Form wie Fig. 3, nur ist der Griffstreifen in Relief vom oberen bis zum unteren Ende gearbeitet. Dagegen besteht die Wandung des Berliner Schildes I c. 9, Zentral-Borneo, Länge ca. 55 cm, Breite ca. 18 cm, aus einer Flechtwerkplatte, der aber wie bei dem vorigen Schilde ein Rand von Rotang, ein senkrechtes Streifenbrett wie eine Mittelrippe vorn und ein ähnliches Brett

138

mit dem erhabenen Griffe hinten nicht fehlt. Diese Schilde müssen unbedingt der — - Form zugezählt werden, bedeuten aber dennoch infolge der Zusammensetzung im wesentlichen Abänderung. Die Rotangflechtplatte erinnert an vormalajische Vorkommnisse. — Weiter gehört in die Gruppe der — - Schilde Berlin I c. 18797, ein Tabanganschild von Allor. Derselbe ist länger (nämlich 58 cm lg.) als der in Fig. 5 abgebildete Tabangan und in der Mitte auch breiter und flächenhaft gewölbt gebildet, wodurch die Gestalt sich der Fig. 3 I nähert. Wie das andere Stück ist dieser Schild nach unten und oben zugespitzt und oben mit einem geschnitzten Kopf versehen, ganz abweichend aber ist der Griff gebildet, nämlich genau wie bei Fig. 3a. Die Wand ist mit zwei übereinanderliegenden Löchern versehen und in diese der gekrümmte und sonst ganz regelrecht senkrecht stehende, mit Lederstreifen umwickelte Griff hineingesetzt. Es ist also genau das Prinzip des jüngeren australischen Rindenschildes.

Außer den beschriebenen und den später zur Beschreibung gelangenden Holzschilden asiatischer Verwandtschaft kommen in Indo-

nesien nun noch eine ganze Reihe vor, über deren Zugehörigkeit ich wegen mangelhafter Schilderung der Reisenden und wegen Mangels an musealem Untersuchungsmaterial kein Urteil zu fällen wage. So führten auch die Bewohner der Andamanen Schilde wie die von Engano. Letztere waren aus festem Holz gemacht, 5—6 Fuß hoch und 2—3 Fuß breit und auf der Außenseite mit Schnitzarbeit und Malerei verziert. Etwas über der Mitte waren zwei Löcher angebracht, um einen nahenden Feind dadurch beobachten zu können, ohne daß der Dahinterstehende genötigt war, sich bloßzugeben. Man brauchte diese Schilde nur als Brustwehr bei der Verteidigung von Häusern und Dörfern, da sie zu schwer waren, um ins Feld geführt werden zu können. Die von Forbes und Jacobsen erwähnten Timorlaut-Schilde gehören wohl zu der Molukkengruppe, aber weder die hölzernen Schilde Sumatras noch die Timors können irgend einer Gruppe ohne weiteres zugeteilt werden.*)

*) Rosenberg: S. 11, 59, 210, 350. Jacobsen: „Bandameer“ S. 131/132. Henry O. Forbes: „A Naturalists Wandering in the Eastern Archipe-

d) Polynesian. Weder Mikronesien noch Polynesian haben irgend etwas, was man mit Recht einen Schild nennen könnte.*) Dagegen kommt für diese Gegenden eine verwandte wichtige Erscheinung häufig vor.

Die Gilbert-Insulaner**) haben unter anderem Keulen an Länge bis über 1,18 m, die an beiden Enden zugespitzt sind und zum Abwehren der Speere dienen sollen. Auch gibt es ja auf den gleichen Inseln Wurfkeulen, die mit einem langen Stocke abgeschlagen werden. Die Hawaier kannten ebenfalls keinen eigentlichen Schild. Statt dessen diente ihnen der Wurfspieß, mit dessen unterem Ende sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit die Streiche des

lago, 1878—1883“. 1885, S. 314/315. Rienzi: „Ozeanien“ Band I, S. 125. Junghuhn: „Battaländer“, Band II, S. 320.

*) James Edge-Partington bildet im „Album of the Weapon, Tools, Ornaments etc. of the Natives of the Pacific Islands“ einen Zeremonialschild mit Federschmuck von Aitutaki ab, dessen prognater Griff das Recht der Bestimmung auf — Form gibt; das ist jedoch eine sehr vereinzelte Tatsache und die Abbildung recht mangelhaft.

**) O. Finsch: „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee“. Wien 1893, S. 311. Edge-Partington Teil II, Taf. 95, Nr. 12.

Gegners und sogar Schleudersteine parierten. Vancouver beobachtete solche Kampfesweise gelegentlich eines Gefechtes, das die Hawaier ihm zu Ehren aufführten. In der linken Hand hielten sie ihre Speere, mit denen sie die feindlichen parierten, mit der rechten fingen sie die abgeschickten auf und warfen sie sogleich mit großer Geschicklichkeit wieder zurück. Und ähnlich wird ein Gefecht zweier Tahitier geschildert, die beide mit Speeren und Keulen bewaffnet waren. Der eine griff an und der andere verteidigte sich. Der erste schwang den Speer und warf ihn oder stieß nach seinem Gegner damit, indem er zur gleichen Zeit seine Keule gebrauchte. Der, welcher sich verteidigte, steckte die Spitze seines Speeres in die Erde in einer schrägen Richtung, sodaß der oberste Teil über seinem Kopfe hervorragte, und indem er das Auge seines Feindes beobachtete, fing er seine Schläge und Stöße durch die Bewegung des Speeres auf, und so bestand die Geschicklichkeit hauptsächlich in der Verteidigung. Diese Kunst des Parierens des Speeres mit dem Speere wurde auch auf den andern polynesischen Inseln geübt. Bei einem der-

artigen, von Turner für Samoa geschilderten Kampfspiele stand ein Mann in einer Entfernung abseits und erlaubte anderen, den Speer nach ihm zu schleudern. Er hatte keinen Speer, wohl aber eine Keule, und er legte eine außerordentliche Gewandtheit an den Tag, mit dieser die heranschwirrenden Speere wegzuschlagen.*)

Diese charakteristische Waffenübung erstreckt sich von Polynesien ziemlich weit über das östliche Melanesien. Guppy betont, daß die oben blattförmig gebildeten und gekrümmten Keulen der Salomonen nicht nur zum Angriff, sondern auch für die Verteidigung benutzt werden, und Codrington sagt, daß die Eingeborenen von San Cristoval, die vor allem Speerkämpfer sind, keine Schilde benutzen, sondern die feindlichen Speere mit langen, gekrümmten Stäben abwehren. Cook und Forster fiel es schon auf, daß die Bewohner der Neuhebriden

*) George Vancouver: „Reisen nach dem nördlichen Teil der Südsee 1790—1795“. Bd. I, S. 335. J. R. Forster: „Uebersetzung der Tagebücher der Entdeckungsreise nach der Südsee 1776—1780“, 1781, S. 137. Bastian: „Ozeanien“ S. 16. Rienzi: „Ozeanien“ Bd. II, S. 131. George Turner: „Samoa an hundred years ago and long before“, 1884, S. 127, vergl. auch Cook, Forster usw.

mit ihren Keulen, die auf Tanna eine flammenartige Schneide hatten, die Wurfpeile der Gegner parierten, ganz ähnlich den Tahitiern.*)

Und schauen wir uns nun in Indonesien um, ob wir von solchen Angaben nichts finden, so entdecken wir, daß die Lampongs sich im Kriege eines langen, mit einem Kieselsteine besetzten Bambusstockes bedienten, mit dem sie feindliche Lanzenstiche abwehrten, und die Makassaren entweder mit Schild und Kri oder mit zwei Kris fochten, mit deren einem sie die gegnerischen Streiche auffingen und mit deren anderem sie selbst Stöße versetzten.***) — Diese Waffenkunst wurde also auf der ganzen Nordachse geübt. Wir sind berechtigt, auf sie einen besonderen Wert zu legen, zumal wenn wir die Bemerkungen über die Verwendung der nigritischen Schilde berücksichtigen, wie dies in dem folgenden Abschnitte geschehen soll.


*) H. B. Guppy: „The Salomon Islands and their Natives“, London 1887, S. 75. R. H. Codrington: „The Melanesians“ 1891, S. 305. Bastian: „Ozeanien“ S. 90.

***) Du Bois in der „Tijdschrift“ 1852 1, S. 318. Allg. Hist. d. R. Bd. XI, S. 486/487.

e) Geographische und formale Entwicklung der nigritischen Schildformen. Wir haben vom nigritischen Schilde somit im ganzen 4 Formen kennen gelernt, nämlich einmal die ursprüngliche Form, dann die \cap -Form, die — - Form und endlich den einfachen Stock wohl als Kümmerform. Es hat sich ganz klar erwiesen, daß dieser Schild unbedingt der Südachse angehört. Fragen wir nach der Gegend, wo die wenig veränderten Grundformen noch erhalten sind, so muß mit dem Hinweis auf Neuholland geantwortet werden. Denn abgesehen davon, daß Indonesien eine wahre Uebermenge von vergnüglichen Umbildungen hervorgebracht hat und noch heute besitzt, fehlt vor allem bis auf vereinzelte Vorkommnisse auf den kleinen Sunda die ursprüngliche Form (Fig. 1 und 5), und wir vermögen wohl in Neuholland, nicht aber in Indonesien die Entstehung der Schildfläche, „der Wand“, zu erkennen. Bei der ursprünglichen Form ist von einer Wand nicht zu sprechen. Betrachten wir nämlich die zweite der beiden ursprünglichen Formen auf Neuholland, die ich zwar nicht in einer Totalansicht, in 1 a aber wenigstens in einem Quer-

schnitt durch die Mitte vorstelle, so ersehen wir sofort, daß diese Schilde ursprünglich mehr zur Vertiefung als zur Verbreiterung neigen. Aber wenn der nigritische Schild ursprünglich kein Flächenprinzip besitzt, wie kommt es dann zur Fläche? Ich möchte die Frage mit einem Hinweis auf das Material beantworten, das Fig. 3 ins Leben rief. Die Herstellung der Waffe aus Baumrinde mit angefügtem Holzblock zur Ausföhrung des Griffes brachte anscheinend die Fläche hervor bei der — - Gruppe. Ich will aber ein „Anwachsen“ der Breite der ursprünglichen bis zur \bigcirc -Form nicht in Abrede stellen. Es ist immerhin zu bemerken, daß auch in Indonesien die Entwicklung zur Fläche keine ununterbrochene ist. Die bisweilen größte und verbreitetste Gruppe ist diejenige mit der dachartigen Rückbiegung der durch eine senkrechte Mittelfirste in zwei Flächen geteilten Wand. Auch hier wieder dringt die Kante durch und tritt das Flächenprinzip zurück. Wir müssen den Grund hierfür im Wesen des nigritischen Schildes, in seinem Zweck aufsuchen und sehen uns demnach nach Notizen über seine Anwendung um.

Auf Neuholland dienen die ursprünglichen

und die -artigen Schilde nur im Einzelkampf mit Keule, Bumerang und Holzschwert, die —-Form aber gegen den Speerwurf und in der Schlacht. Die ursprüngliche Form in Indonesien ist der Tabangan, der dazu benutzt wird, die feindlichen Pfeile abzuwehren. Der Dajak verwendet seinen breiten, zu solchem Verfahren unter allen noch weitaus am besten geeigneten Schild nicht zum Auffangen der Speerspitzen, sondern wir hören, daß er die Speere mittelst des Schildes durch eine Drehung der Hand abzulenken pflegt. Die Bewohner der Molukken können mit ihrem Schilde gar nichts anfangen als parieren, und an alles das reiht sich die Bemerkung an, daß sogar Stock und Schwert als Schutzwaffe in Indonesien zur Anwendung gelangen, wenn diese Kampfweise in den westlichen Gebieten vielleicht auch nicht so blüht wie in den östlichen, in Mikro-, Poly- und dem östlichen Melanesien.

Damit wird die Sache ganz einfach. Der nigritische Schild ist als Parierschild entstanden und kehrte mit seinen Eigenarten auch immer wieder zu diesem Zwecke zurück. Daß er sich in dem mit Eisenwaffen reich ausgestatteten

Indonesien außerordentlich stark umgebildet hat, kann nicht irre machen. Daß er aus Indonesien nicht vollkommen nach Polynesien mitgenommen wurde, sondern nur in der Kampfesweise eine verwandte Erscheinung über die Nordachse entsandt hat, darf ich aber wohl damit begründen, daß der Seekrieg die Führung des Schildes nicht recht gestattet.

ASIATISCHER SCHILD.

Der asiatische Schild wurde von den Europäern auf der ganzen Erde im Vordringen angetroffen, sowohl in Nordamerika als in Afrika, wo er sich langsam auf der Südachse fortschiebt. Dasselbe ist also auch für Ozeanien anzunehmen. Der asiatische Schild ist ein Lederschild, der in Indonesien zur Zeit der polyneesischen Wanderung, die später durch den Abbruch der Verbindung des Weges über Mikronesien sich von Indonesien vollkommen isolierte, wohl noch nicht einheimisch und eingebürgert war und wohl aus diesem Grunde auch heute noch den Polynesiern fehlt, obgleich sie ihn ganz gut in Rotang oder Holz hätten nachbilden können. Anders ist die Sache in Melanesien,

148

und wir werden in diesem Gebiet rege Umschau halten müssen.

a) **Indonesien.** Der asiatische Schild ist in seiner ursprünglichen Form ein gewölbter oder gebuckelter, aus starkem Leder bestehender Rundschild mit zwei Griffen, einem für die Hand und einem für den Arm, dessen Widerstandskraft auf der Wölbungselastizität beruht. Die drei maßgebenden Gesichtspunkte, die die Verwandtschaft verraten, sind demnach: 1. die runde Form, 2. die Art der wagerecht angebrachten Griffen, 3. das Material: Leder. Das Wichtigste von diesen beruht in der Anlage der Griffen, das Unwichtigste in dem Material, denn es ist natürlich, daß in einem Lande wie Indonesien, dessen Industrie meistens die Pflanzenfaser bevorzugt, alsbald das Leder von einem anderen Material verdrängt werden muß. Immerhin wollen wir uns erst über die Verbreitung von Lederschilden orientieren, dann aber der Reihe nach erst die runden und endlich die viereckigen Schilde in Indonesien ins Auge fassen.

aa) **Lederschilde.** Vor allem wird — um in geographischer Anordnung zu bleiben — auf Sumatra bei den Battak ein Lederschild er-

wähnt. Im Anschluß hieran steht eine Bemerkung aus dem Jahre 1595: „Ihre Schilde sind hölzern oder sie spannen auch Leder über einen Reif.“ Ferner sind Lederschilde auf Flores und Timor und endlich eine ganze Reihe von verschiedenen Formen auf Kisser, Letti, Allor, Baber zu erwähnen, so daß diese Verbreitung sich genau auf die das innere Indonesien umgrenzende südliche Inselkette beschränkt. Nur Ueberzüge von Leder und Fell auf Holzschilden bei den Piraten von Sulu und Mindanao, sowie den Stämmen des nordwestlichen Neuguinea werden in der Literatur erwähnt.

bb) Rundschilde. Die Verbreitung des Rundschildes deckt sich im Süden mit der des Lederschildes, sie zieht sich aber auch über das westliche Borneo und Sulu, Mindanao und die Talautinseln, so daß sie sich in einer nördlichen und einer südlichen Zunge nach Indonesien hineinerstreckt. Ein vereinzelt Vorkommen ist ein Tanzschild auf Seran und Saparua. — Obwohl dies nicht solche der ursprünglichen Form sind, sondern Schilde eines selbständigen Typus, wollen wir die Besprechung mit einer Beschreibung derer von Sulu beginnen.

Der Sulu-Schild besteht nach Baebler aus trockenem Holz, ist rund und hat einen Durchmesser von ca. $\frac{3}{4}$ —1 m. An der Innenseite sind zwei Griffe angebracht, durch deren ersten man den Arm steckt, während man den zweiten mit der Hand umfaßt; die Außenseite ist meist mit Schnitzwerk verziert. Der in Fig. 10 abgebildete Suluschild des Leipziger Museums ist wie alle Verwandten dieser Gruppe aus einem Stück geschnitten und hat bei einem Durchmesser von etwas über 70 cm eine Tiefe von der Außenseite gemessen von ca. 12 cm. Außen auf der Mitte prangt ein kleiner Holzknopf. Um den Rand ist mit Holznägeln eine Einfassung von Stuhlrohr angebracht. Innen sind nun bei der Herstellung zwei starke Querleisten ausgespart, die in Schwalbenschwanzform in den etwas abgesetzten Rand übergehen. Der untere behält auf der ganzen Länge seine Breite, ist aber seitlich rund ausgeschnitten zum Durchstecken des Armes. Der obere verliert in der Mitte auf einer Länge von ca. 10 cm seine Breite. Auch ist er der Wandung zu viereckig ausgeschnitten; das restierende Verbindungsstück ist abgerundet zu einem Griffstab, den

die Hand leicht erfassen kann. Demnach sind Arm- und Handgriff durch die Form unterschieden. — Diese Schilde sind verbreitet bis Borneo (Katalog von Webster 1895, Vol. I, Nr. 5, S. 7. Leiden, Reichsmuseum S. 761, Nr. 222), Benkoelen (Leiden S. 939, Nr. 51a), Mindanao und bis zu den Labo- oder Talautinseln. (Ein entsprechender Schild von den Philippinen in Leiden!) Ling Roth, der diesen Schild bei den Seedajak als „pricei“ erwähnt, sagt von der Verwendung leider nichts Näheres.*) — Bei einem Reihentanze der jungen Burschen Serans haben die meisten kleine, runde, bunt beklebte und an den Rändern mit Federn verzierte Schilde, wie Martin solche auch auf Saparua gesehen hatte. Der Lage dieser Inseln und sonstigen zum Norden weisenden Bezeichnungen zufolge möchte ich an einen kümmerlichen Verwandten des kräftigen Sulu-Schildes denken.

Die Schilde der südöstlichen kleinen Sunda

*) Baeßler im Internationalen Archiv für Ethnographie 1891, Bd. IV, S. 68. Blumentritt a. a. O. S. 54. Allg. Hist. d. R., Bd. XI, S. 1159. Forrest, Deutsche Ausgabe S. 172. Ling Roth Bd. II, S. 139. Martin: „Molukken“ usw. usw.

bestehen, soweit sie in diese Gruppe gehören, aus Leder und sind in der Ausgestaltung und Verwendbarkeit von außerordentlich verschiedenem Werte. Da sind die Lederschilde von Flores aus starkem Leder und ca. 1 m im Durchmesser mit kräftiger Rotangumrandung, zwei festen Holzbügeln und ordentlicher Wölbung. Und daneben die kümmerlich kleinen Schilde aus Timor, einfache Scheiben aus gelbem Leder, einem einfachen Riemen, durch zwei Löcher gezogen, als Griff, ohne Wölbung, ohne Randversteifung. Und als Spielzeug erscheinen sie auch, wenn sie oben in Schwalbenschwanzform auswachsen. Das sind keine Kriegswaffen, das sind kümmerliche Ausklungsformen. Mitteldinge befinden sich auf den nordöstlichen kleinen Inseln. Auf Kisser kommen Formen ähnlich denen von Timor, aber mit einem Rotangrande vor. Auf Baber tritt zu dem einen Griffriemen ein Holzbügel, und dann macht auch der Riemen einem zweiten Holzbügel Platz. An Stelle des ledernen Griffriemens finden wir häufig einen Rotangstreifen. Auf Letti endlich kehrt der kräftige Schild von Flores wieder. — Auf Sumatra und Java

kommen nun noch verschiedene Variationen vor. Von Java stammt ein großer, geflochtener Rundschild mit Bügel aus Holz, von den Atjeh auf Sumatra ein Rundschild aus Flechtwerk (Berliner Mus. I c. 9558) mit zwei Ringen als Handhabe. Bei letzteren erwähnt Junghuhn auch kleine, hölzerne Rundschilde, das Leipziger Museum besitzt aber sogar einen Atjehschild aus Messing, von 35 cm Durchmesser. Derselbe ist in zwei Reihen je dreimal durchbohrt zur Aufnahme von Metallknöpfen, die innen mit ebensovielen, also im ganzen 6 Ringen versehen sind, offenbar zur Aufnahme von Schnüren als Handhabe. Auf der Außenseite ist ein Halbmond als Schmuck angebracht. Offenbar ist der Schild von auswärts gekommen; aber es interessiert uns, ihn hier an der Grenze Asiens zu treffen.

cc) Langschilder. Langschilder asiatischer Verwandtschaft kommen in Indonesien vor: auf Sumatra, Nias, Flores, Solor, Allor. Das ist die gleiche Verbreitung wie die der Lederschilder, es ist das südliche Gebiet der Rundschilder.

Der Schild von Nias, der den Reigen eröffnen mag, gehört dem Norden dieser Insel an, während auf dem Süden die besprochene, Baluse

genannte Form nigritischer Verwandtschaft einheimisch ist. Dieser Dagne ist nicht wie der Baluse leicht, handlich und geeignet, im Handgemeine gebraucht zu werden, sondern vielmehr schwer und groß, eine wahre Festung, hinter welcher die Krieger sich verstecken, wenn sie auf der Verteidigungsmauer ihrer Ortschaft stehen. Modigliani vergleicht ihn in der Form mit dem Dajakschild; wie dieser ist auch er oben und unten zugespitzt, aber er ist verhältnismäßig schmaler. Der Dagne ist aus solidem Holze hergestellt, sehr schwer und gewohnheitsgemäß mit Büffelfell überzogen, und zwar ist dieses mit Rotangstreifen angenäht. Die beiden Seiten sind mit einem Stocke als Randverstärkung versehen. Der Griff des Dagne besteht aus vier untereinander mit Rotang fest verbundenen Holzstücken, nämlich den beiden wagerecht liegenden Griffhölzern, die wir vom Sulu- und Floresschild kennen, und zwei kurzen, sie verbindenden und senkrecht zwischen beiden angebrachten Holzleisten. Da es sehr schwer ist, den Schild zu handhaben, wird er zum Gebrauche auf den Kopf gestellt, die Hand fährt durch die Oeffnung des nunmehr oben sich be-

findenden, für den Arm bestimmten Griffholzes und packt das untere, eigentlich nach oben gehörige Griffteil. Alsdann drehen sie ihn herum und vermögen ihn nun leichter zu heben, da er ausbalanciert ist. Bei einer Länge von 1,57 m und einer Breite von 0,37 m hat der Dagne ein Gewicht von 5,7 Kilo, bei einer Länge von 1,51 m und 0,34 m Breite ein Gewicht von 3,7 kg. — Der nächste Verwandte ist ein Battakschild, wie etwa in Fig. 11 abgebildet. Derselbe besteht aus einer Lederplatte, einem breiten, quergelegten Griffholz und einer auf der Außenseite davor angebrachten Querleiste. Das außerordentlich dicke Leder ist viereckig, fast rechteckig, 68 cm hoch, unten 31 cm und oben 36 cm breit. An Ornamenten sind außen Spuren kleiner Sterne eingekratzt. Unten links (nicht mitabgebildet) ist eine kleine Schelle angebracht. Mehrere unregelmäßig am Rande angebrachte Löcher und quer über den Schild laufende Schnuren haben wohl einer Garnierung mit Federn, die heute nicht mehr vorhanden ist, gedient. Wenigstens ist ein Schmuck von (oben) Haaren und (unten) Federn an einem sich, wie der eben beschriebene, im Leipziger

156

Museum befindenden Stück erhalten, das außerdem gewölbt ist, d. h. im Längsdurchschnitt einen dem Träger zugekehrten offenen Bogen von 17 cm Tiefe darstellt. Sonst ist der Schild in den Dimensionen gleich. — Der nächste Schild gleicher Zugehörigkeit ist der von Allor. (Dazwischen einige schwächliche Instrumente auf Flores und Solor.) Dieser stellt (Fig. 12) eine Holzplatte von ca. 124 cm Länge und 17 cm Breite dar. Sie ist fast rechteckig oben, aber mit einem flachen Einschnitt versehen. Zwei Holzbügel dienen als Griff, von denen der fast genau in der Mitte der Hinterwand angebrachte dem Arme, der unten auf $\frac{1}{4}$ der ganzen Länge ungefähr angebrachte, nur halb so starke Griff für die Hand bestimmt ist. Also wie bei dem Dagne von Nordnias greift der Arm beim Erfassen von oben nach unten, dann wird der Schild umgedreht, so daß der Einschnitt nach unten kommt. Die Schildplatte ist ganz leicht gewölbt, sodaß die konkave Seite dem Träger zu sich befindet. Außen ist der Schild „mit der Abbildung des Vorvaters (des Ahnen) als Schutzgeist“, dazu noch mit Haarbüscheln ausgeschmückt. Das Gerät heißt Krabi

und stammt von den Bergbewohnern Allors. — Zwischen Sumatra und Allor kommen auf Flores und Solor noch schwächere Schilde vor, so z. B. (Berliner Mus. I c. 18 244) in Laran-tuka und Flores ein Holzschild von 87 cm Länge und 11 cm Breite, unten wagerecht, oben aber im Bogen abgerundet. Der Rand ist von Rotang eingefast, der Griff ist ein wagerecht, 42 cm von oben angebrachter Rotangring. Die Außenseite ist mit Muscheln ausgelegt. Aehnliche Form sind in Ratzels „Völkerkunde“ 2, Bd. I, S. 378 und bei Jacobsen S. 77 abgebildet. Im Reichsmuseum in Leiden trägt eine große Modellfigur einen solchen Schild von Solor. Hier ist aber hinten eine Mittelrippe angebracht und es liegen rechts und links von derselben je ein Griffband, durch deren eines der „Vorkämpfer“ den Arm gesteckt hat, den Schild mit der Außenfläche der Hand, den Daumen auf der Mittelrippe, zurückdrückend. Sonst habe ich für diese Gegenden keine Formen dieser Verwandtschaft entdecken können.*)

*) Modigliani: „Nias“ S. 131/132. Rosenberg S. 161 und Abbildung S. 57. Jacobsen: „Bandameer“ S. 77, 93. Gaimard bei Rienzi I. Bd., S. 226.

Der asiatische Schild tritt also von Indien aus wohl ausgerüstet und in altbekannter Form ein, bildet sich im nördlichen Indonesien zum festen Typus aus (Suluschild), wandert aber sonst auf der südlichen Sundakette bis in das Bandameer, auf dieser Bahn sehr variierend, hie und da aber doch immer wieder zur alten Form zurückkehrend. In Verbindung mit dem nigritischen Schilde tritt er häufig auf, von diesem die Holzplatte entlehrend. Wichtig nun wird es sein, wie der Schild sich in Melanesien umbildet.

b) *Melanesien*. Es sind die mannigfachen Schilde von Neuguinea, dann die selteneren von den Salomonen zu besprechen. In bezug auf erstere kann ich mich ganz auf Finschs ausgezeichnete Schilderungen berufen, und es bedarf nur einiger Nachträge, wie Beschreibung des Schildes von Mitra und ähnlichen mehr.

Es ist bemerkenswert, daß der größere Teil Neuguineas und zwar gerade der Indonesien zu gelegene keinerlei Spuren eines Schildes asiatischer Verwandtschaft aufzuweisen hat und daß solche nur dem östlichen Teile der Insel angehören. Das erste Vorkommnis ist in Hatzfeldthafen zu erwähnen, wo Schilde der in mei-

nem Werk über die afrikanischen Kulturen Seite 23 abgebildeten Form vorkommen. Dies sind außerordentlich hohe Schilde, deren Breite nur ein Sechstel der Länge beträgt. Das obere Ende ist ganz abgerundet, unten sind nur die Spitzen gekrümmt. Die Seite ist von einem Rotangstreifen umsäumt. Reiche Ornamentieren die Vorderseite. Außerlich betrachtet würde man den Schild unbedingt zur — Gruppe Indonesiens zählen und zwar ihn der Celebes-Neuguinea-Verwandschaft zuteilen, denn er hat eine ausgeprägt dachartige Wand. Dennoch müssen wir ihn den asiatischen Schilden angliedern, da er einen doppelten asiatischen Griff hat. Der äußeren Form nach würde man dagegen die Schilde der Astrolabe-Bai unbedingt der asiatischen Gruppe zuteilen. Dies sind nämlich Rundschilde (Fig. 13). Die Schilde werden aus schwerem Holze und zwar aus den Wurzelstöcken hoher Bäume geschnitzt. Es gibt große Exemplare von 80—92 cm Durchmesser und kleine von ca. 40 cm Durchmesser, die in einem Netze getragen werden. Dem außerordentlichen Gewicht, bis 10 Kilo, zufolge nimmt Finsch an, daß sie nicht mit in den Kampf ge-

160

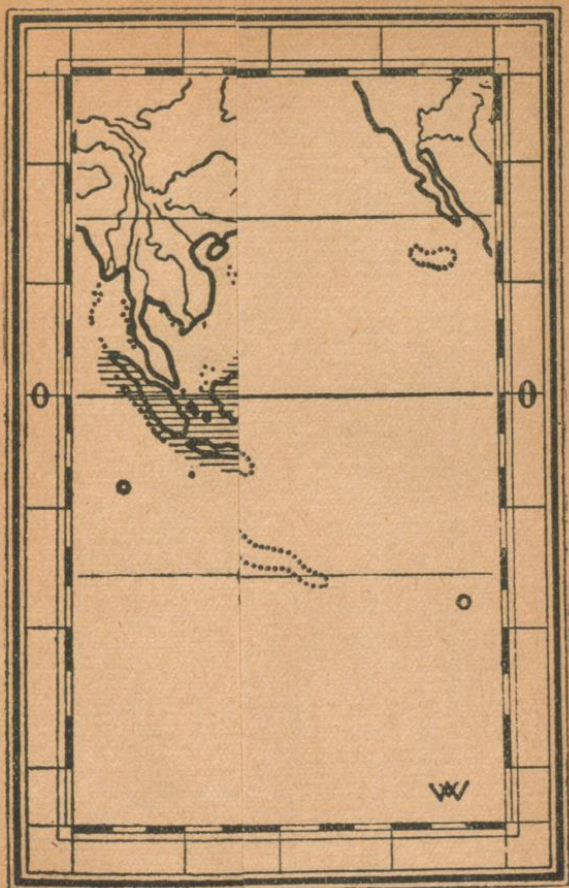


Abb. 7. Schil Formen im Osten.

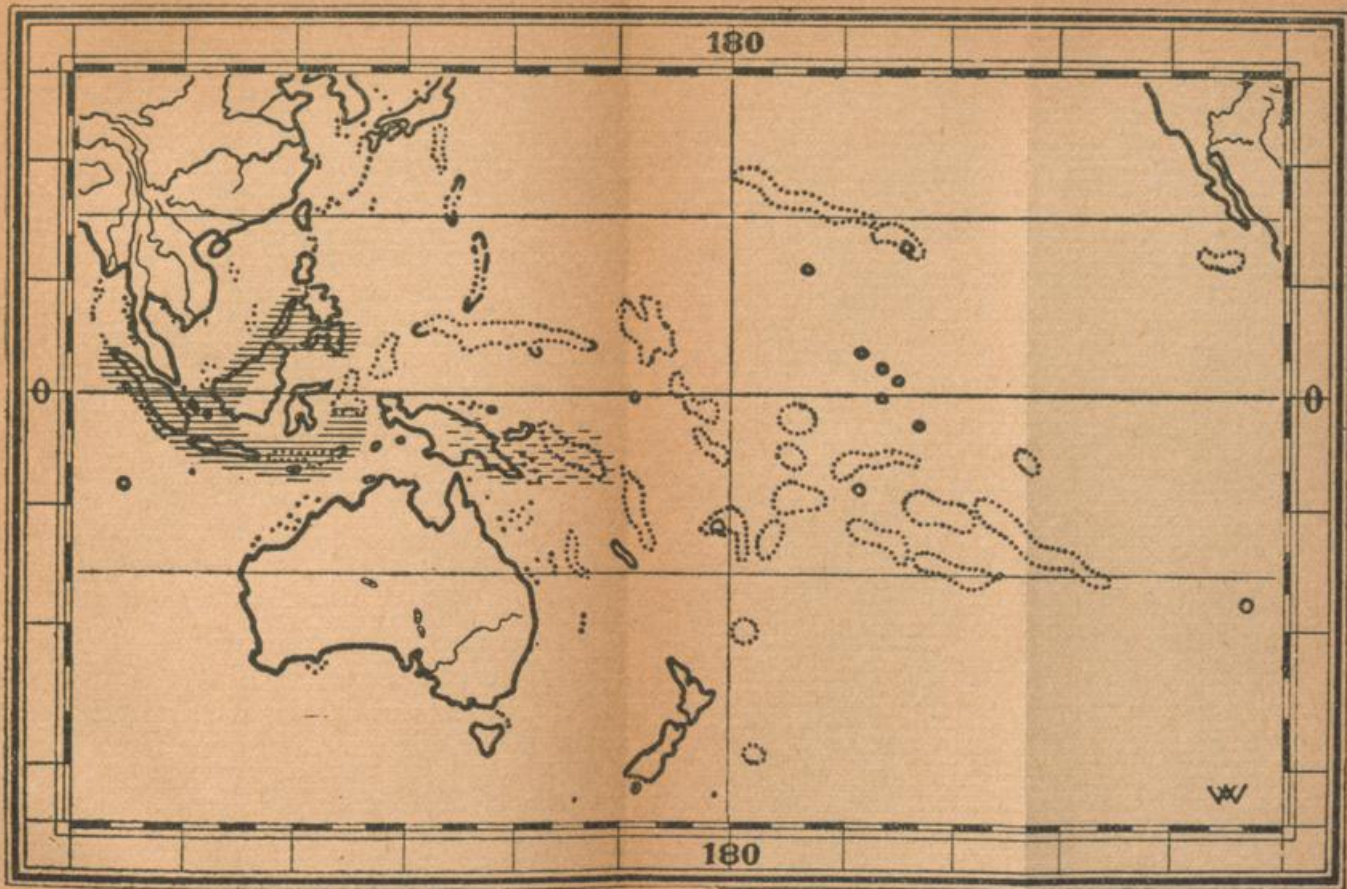


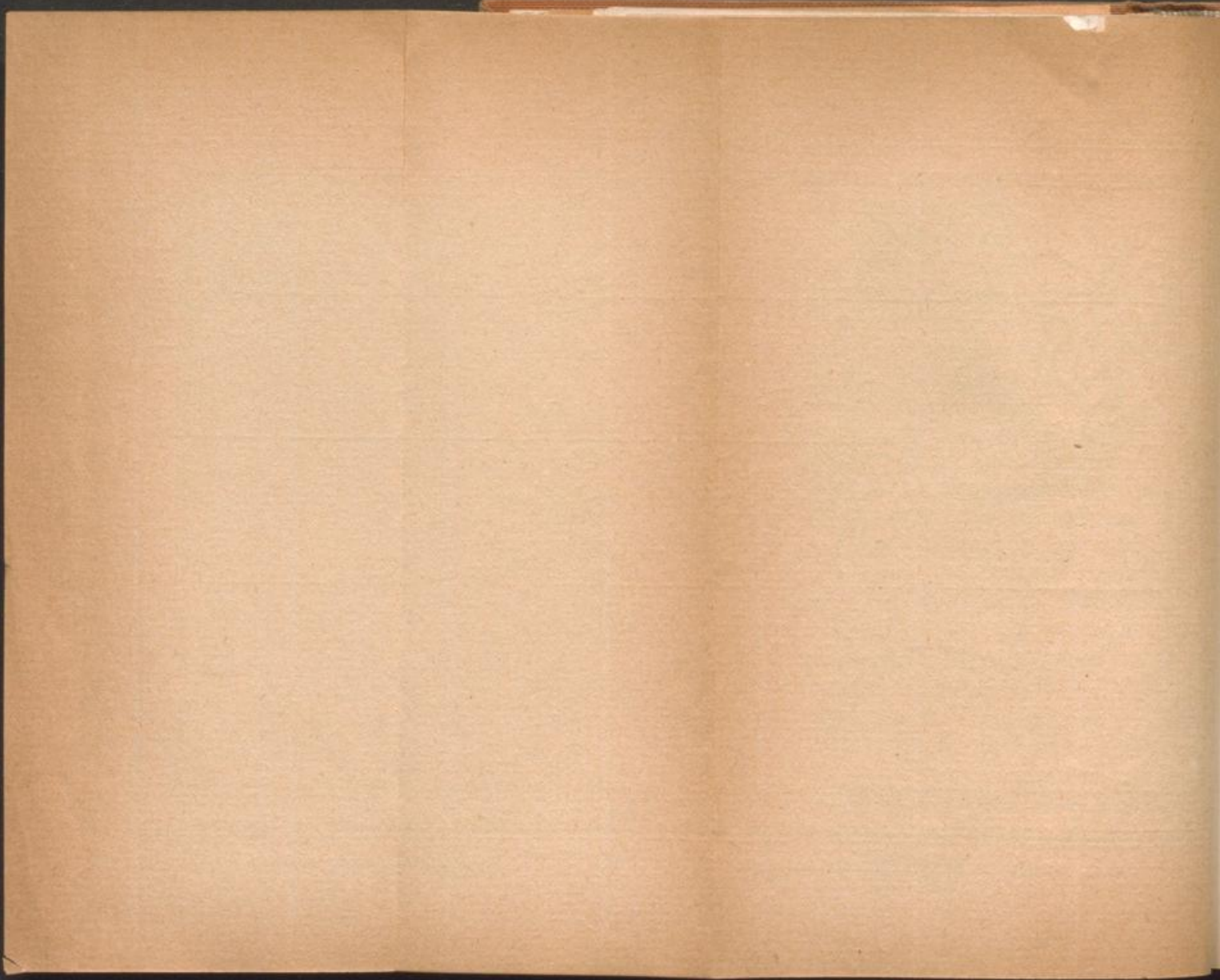
Abb. 7. Schilder

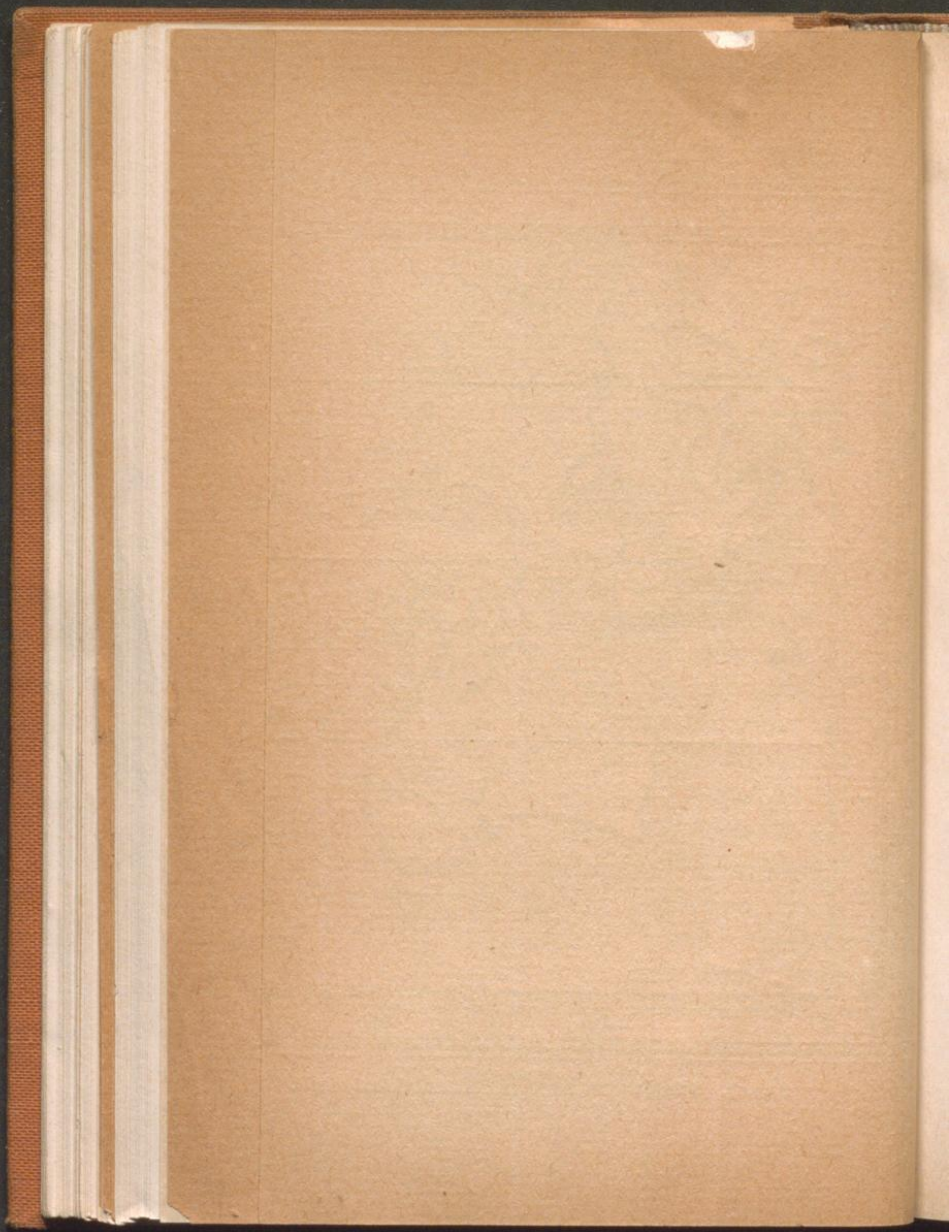


malajo-asiatische



abgeschwächte Formen im Osten.





nommen werden, sondern bei der Verteidigung der Dörfer Anwendung finden. Sie werden in den Gemeinhäusern aufbewahrt und sind Dorfeigentum. Außen sind sie in Relief mit einem Kreuz und sonstigen Linien ornamentiert. Der Griff ist sehr eigenartig. Auf der inneren Fläche erheben sich zwei längliche Buckel, aus dem Ganzen gearbeitet und jeder mit einem Bohrloch versehen, durch die die Schnur gezogen wird, die nach Finsch als Handhabe (?) dient. Es wird niemand, der diese Schilde genau betrachtet hat, ganz so scheinen, als ob dieser ziemlich lange Strick eine geeignete Handhabe darstelle und daß er somit ein zweifelloses Argument für die asiatische Verwandtschaft sei. In der Tat ist die Sache kompliziert. Nach einer in meinem Besitze sich befindenden Photographie wird der Schild auch ganz eigenartig gehandhabt, nämlich vom Bogenschützen über die linke Schulter gehängt. Ich habe darauf später zurückzukommen. — Viel eher ein asiatischer Schild in der von Finschhafen (Fig. 14). Diese Schilde sind 1,60 m bis 1,80 m lang und ca. 40 cm breit, so daß sie einen Mann ziemlich decken. Dabei sind sie auch sehr

schwer. Zuweilen zeigen sie auf der Vorderseite originelle Bemalung in Farben. In Adolphshafen sah Finsch ähnliche Schilde, lang, schmal, an einem Ende abgerundet, an dem andern gerade, mit schwarz und weiß bemalt. Der Längsachse nach sind die Schilde gebogen, zurückgewölbt; sie tragen zwei Griffe aus Rotang, einen breiteren unteren und einen einfachen oberen. Das ist echt asiatisch. — Der Schild von Mitrafels (Fig. 15) stammt aus dem Museum in Leiden. Das Reichsmuseum hat zwei derartige Schilde 1168/3 von 68 cm, 1156/4 von 87 cm Höhe bei $\frac{1}{4}$ größter Breite. (Ein Exemplar bei Edge-Partington hat 35" Länge bei 12" Breite.) Es sind Holzplatten mit einem Rotangüberzug und einem Bügel für die Hand. Oben sind sie zugespitzt, unten stark abgeschnitten. — Im südöstlichen Gebiet sind mehr Formen zu erwähnen. Solche von Teste sind rechteckig, etwas konkav, mit feiner Schnitzarbeit in Relief. Daneben tritt ein länglich ovaler, außen mit feiner Schnitzarbeit und Bemalung und vor allem mit einem echt asiatischen Griff aus Holzstäben und Strickwerk auf. Erstere sind ca. 1 m hoch und 40 cm breit, letztere bei 90 cm bis 162

1 m ebenso breit. Doch gibt es hier an der Ostspitze auch runde Schilde. — Ferner der Schild von Trobriand. Derselbe besteht aus leichtem Holze und ist 75 bis 80 cm lang, oval und zwar unten breiter und an der breitesten Stelle etwa 28 bis 32 cm breit. Der Griff: zwei querliegende Rotangbänder auf $\frac{2}{3}$ vom oberen Rande. Zuweilen auf der Außenseite eine zierliche Bemalung in veränderlichen Mustern. — Endlich als letzte Form der ovale Schild von Keraepunu. Er kommt nur in der Nord- und der Kappel-Bai vor und ist für diese Gegend charakteristisch. Es ist das eine oben und unten abgerundete Holzplatte meist in 8-Form, also seitlich eingeschnürt in der Mitte. Maße: Länge 85 cm, Breite auf ein Viertel von oben und von unten ca. 45 cm, in der Mitte, also auf einhalb, ca. 30 cm. Die Hälfte der Holzplatte ist so, daß nur oben und unten ein Viertel frei bleibt, mit einer feingeflochtenen Rotangdecke umgeben, die mehr Festigkeit bieten soll. Hinten in der Mitte ein wagerechter, ins Holz eingebogener Rotanggriff.*) — Wir sehen also, daß

*) Finsch: „Ethnol. Erf.“ S. 119, 168/169, 172, 216, 645. „Samoafahrten“ S. 78, 108, 178, 271,

die Verbreitung der Schilde dieser Verwandtschaft, wie ja überhaupt der Schilde, eine sehr beschränkte ist und daß sie mehr Lücken aufweist, als wir bisher kennen gelernt haben. In dem Schilde von Hatzfeldthafen macht sich ein Uebergang zu indonesischen Formen bemerkbar; das ist eine Mischform (dachartig mit asiatischem Griff), wie sie aus Indonesien selbst mir nicht bekannt ist. Dabei ist bemerkenswert, daß die Griffe auf Neuguinea zum größten Teile schwächlich sind, und daß summa summarum ein einheitlicher Typus, wie ihn doch z. B. der Bogen Neuguineas darstellt, sich nicht herausgebildet hat. Daher dürfen wir die kleine Gruppe von Verwandten der asiatischen Schilde, die wir auf Neuguinea gefunden haben, als eine schwächliche Nachkommenschaft der asiatischen Schilde in Indonesien bezeichnen. Es wäre in Melanesien zu prüfen, ob sich hier die Verhältnisse ebenso erweisen, also ob die ausgesprochene Ansicht hier noch weitere Belege findet.

282. Edge-Partington T. I, Taf. 282, Nr. 3; Taf. 283, Nr. 1, 4; Taf. 284 Nr. 3. T. II, Taf. 157, Nr. 1. A. B. Meyer und Parkinson: „Masken und Schnitzereien“ Taf. VIII, Fig. 2. Bastian: „Sumatra“ Taf. I, Nr. 2.

Im östlichen Melanesien und zwar auf dem Uebergangsgebiet von Neuguinea nach den Salomonen trafen wir nigritische Schilde an (Abb. 5). In den Marawatschilden von der Gazellenhalbinsel, die vor allem aus Rotang bestehen, ist ein Uebergang zum Schilde von Neuguinea vertreten, der auf der andern Seite nach den Salomonen weist. Auf einer andern Gruppe sind Schilde nicht nachgewiesen; wenn auch Quiros solche in Merena und d'Entrecasteaux auf den Luisiaden solche gesehen haben will, so hat doch eine nähere Durchforschung dieser Gegenden keinen tatsächlichen Beleg hierfür erbracht.

Auf Florida, Guadalcanar, Isabel, San Cristoval und, wenn auch weniger allgemein, auch auf der Insel Malanta wird hauptsächlich mit dem Speere gefochten. Man pflegt im allgemeinen den Schild als Begleitwaffe des Speeres zu bezeichnen, aber auf San Cristoval fehlt er, und statt seiner dient hier, wie schon oben erwähnt, die Keule. Auch auf Bougainville und den benachbarten Inseln fehlt der Schild. Da, wo er vorkommt, mißt er im allgemeinen (nach Guppy) 3 Fuß der Länge und 9—10 Zoll der

Breite nach. Gewöhnlich bestehen sie aus einer Schilf- oder Rohrplatte, die durch Rotang zusammengehalten wird. Auf einigen Inseln, wie auf Florida und Guadalcanar, sind sie mit feinem Flechtwerk bedeckt und die den Häuptlingen gehörigen Stücke mit Perlen geziert. Auf andern Inseln, wie auf Isabel und Choiseul, sind sie roher und der zierliche Ueberzug fehlt. Auf diesen beiden genannten Inseln sind sie in der Form rechteckig, während sie auf Florida und Guadalcanar mehr oval und in der Mitte zusammengezogen sind. In den deutschen Museen finden sich mit unbedeutenden Ausnahmen nur die Schilde von Florida usw., die aus einer rotangdurchflochtenen Rohrplatte von 85—90 cm Länge bei ca. 25 cm größter Breite (nach unten zu) und ovaler Gestalt bestehen. Der Griff wird durch einen horizontalen, rotangumsponnenen Ring dargestellt, der wohl als asiatischer Abkömmling aufzufassen ist. Ein außerordentlich kunstreich und zierlich auf der Außenseite mit Muschelstückchen in Mosaikarbeit ausgelegter Schild im Leidener Reichsmuseum (924/55) von 72 cm Höhe hat aber noch einen andern Halt. Auf der Rückseite

166

sind nämlich in ziemlich gleichen Abständen 7 hölzerne Querleisten angebracht. Sie werden zusammengehalten von einem starken, oben und unten spitz zulaufenden, der Höhe der Schilde an Länge entsprechenden runden Stabe, der auf dem Rücken der Querleisten liegt und somit durch sie vom Schilde getrennt wird. Zwischen der dritten und der vierten Querleiste ist außerdem ein asiatischer Querriemen aus Rotang angebracht. Der Stab erinnert an die nigritischen Griffhölzer. — Einen rechtwinkligen Schild von Flechtwerk, 35 Zoll hoch, oben 7, unten 9 Zoll breit (also oben schmaler als unten) bildet Edge-Partington ab, ebenso einen stark zurückgewölbten, reich ornamentierten Schild aus Holz usw. — Unser ganzes Interesse nehmen aber die merkwürdigen Schilde von Santa Anna in Anspruch, deren sich einige im Leipziger Museum befinden. Edge-Partington bildet die beiden wichtigen Formen ab. Beifolgend abgebildetes Stück (Fig. 16) gehört einer Privatsammlung an und ist genau 1 m lang. Die Breite beträgt oben etwa ein Siebentel, unten fast ein Sechstel der Länge. Nach beiden Enden ist die Fläche zugespitzt. Das

Merkwürdige an diesen, aus einem Stücke geschnittenen Holzschilde ist der Griff und der Oberteil. Für den Griff sind nämlich zwei Holz buckel, ähnlich wie beim Astrolabe-Schilde (Fig. 13) hergestellt. Der Griff selbst fehlt. Oben an der Spitze befinden sich aber zwei längere, mehrfach durchbohrte Holzstreifen im Sinne (aber länger als sie) der beiden Griffbügel. Wozu diese dienen (vielleicht zur Anbringung von Pfeilen, also quasi als Köcher?) ist unbekannt. Besonders bei andern Formen, deren unteres Drittel bis auf einen Stab ausgeschnitten, so daß der Schild wie gestielt ist, und bei denen die Spitze bis auf die oberen Leisten ausgeschnitten ist, erinnert das an nigrische Formen (Neuholland!). Und die Buckelbildung entspricht ja durchaus dem Prinzip des ausgesparten Griffes der — Schilde. Liegt darin eine Annäherung an nigrische Formen, so erinnert doch der quer angebrachte Riemen als Griff an die asiatische Schildform und, sobald der Schild aus Geflecht besteht, dieser an die Hauptindustrie der vormalajischen Kultur. — Endlich sei noch erwähnt, daß Surville einen Schild von Port Praßlin auf Isabel

168

abbildet, der oben sehr stark ausgeschnitten und seitlich zusammengedrückt, sonst aber von ovaler Gestalt ist. Nach Angabe des Seefahrers bestand er aus gespaltenem Rotang und war wie Korbmacherarbeit geflochten. An der einen Seite waren zwei Griffe angebracht, durch die man die Arme steckte. „Sie bedecken sich damit, wenn sie in ihren Canots sitzen, den Rücken und den Kopf, und bedienen sich ihrer auch als Regenschirm. Einige von diesen Schilden sind an den vier Ecken mit Quasten und Troddeln besetzt, die aus einer Art Band von gelbem und rotem Stroh verfertigt werden.“ Guppy hat diese Schilde nicht angetroffen.*)

c) Geographische und formale Entwicklung der asiatischen Schildformen. Das Entwicklungsbild ist verhältnismäßig klar. Der asiatische Schild zieht in kräftiger und ursprünglicher Form im westlichen Indonesien ein; auf einem zungen-

*) Guppy S. 75. Codrington S. 305. Parkinson: „Zur Ethnographie der nordwestlichen Salomoinseeln“, S. 2. Surville bei Bligh „Reise in das Südmeer“ 793, S. 311, 326. A. B. Meyer und Parkinson Taf. 18. Siehe auch Schmeltz: Cat. Mus. God usw.

artigen Streifen pilgert er durch die nördlichen Gebiete, hier einen festen Typus im Suluschilde hervorbringend. Im südlichen Gebiet Indonesiens zieht er bis zu den äußeren kleinen Sunda, hie und da in ursprünglicher Gestalt, bald aber auch in Mischformen Stationen der Wanderung gründend. Nach Osten zu kommt dann ein großes Gebiet, auf dem die Schildform fehlt, und endlich tritt er im östlichen Neuguinea und im anschließenden Melanesien, auf einer ziemlich großen Fläche also, aber arg verkümmert und variantenreich, auch nicht gleichmäßig, sondern nur ab und zu, also verstreut auf, nicht in einem festen Typus, sondern in allen möglichen schwankenden Gestalten. Das ist ein Außengebiet, eine Ausbreitung über das eigentliche Machtgebiet der asiatischen Kultur in Ozeanien. Der Anschluß fehlt ja nicht; er ist in dem dachförmigen Schilde von Hatzfeldthafen geboten. Es ist aber kein fester Zusammenhang, sondern nur der trümmerhafte Ueberrest eines einmaligen Einfalles.

Der asiatische Schild ist ein echter Speerschild und ist es auf der ganzen Wanderschaft fast geblieben. Wir sahen aber im Astrolabe-

170

schild, daß er in dem Außengebiet auch seiner Bestimmung untreu geworden ist. Und dies nicht nur in der Astrolabebai. Auch vom Schilde der Eingeborenen in Port Praëlin sagt Surville, er diene zum Schutze gegen Pfeilschüsse.

Demnach ist alles leicht verständlich: Im Westen stark. Dann abgewandelte Formen. Im Osten abgeflacht, kümmerlich. Das ist das Bild eines nach Osten vorrückenden Gerätes.

VORMALAJISCHER SCHILD.

Vom vormalajischen „Bogenschild“ sind noch kümmerliche Reste vorhanden, die arg aufgesucht sein wollen. Wir wollen daher von vornherein an die Frage denken, ob die Erscheinungen, die wir auf den Bogenschild hindeuten, nicht vielleicht sporadisch, nebensächlich sind und im Zusammenhange mit anderen Tatsachen eine einfachere Erklärung finden; ob es nicht also unberechtigt sein könnte, eine eigene Entwicklungsreihe anzunehmen. Wir wollen diese Frage also nicht vergessen und sie uns bei jeder einzelnen Form stillschweigend ins Gedächtnis zurückrufen.

1. Der Schild der Aru-Inseln. (Fig. 17). Der Wichtigkeit halber wollen wir alle hierher gehörigen Notizen zusammenstellen. Schon Wallace bemerkte: Einer der Kriegsschilde wurde mir zum Ansehen gebracht; er war aus Rotang gefertigt und mit Baumwollgarn bewickelt, sodaß er leicht, stark und zugleich sehr fest war. Ungefähr in der Mitte befand sich ein Armloch mit einem Verschuß oder einer Klappe darüber; der Arm kann hindurchgesteckt und der Bogen gespannt werden, während der Körper und das Gesicht bis zu den Augen hinauf bedeckt blieben, was nicht geschehen kann, wenn der Schild an Schlingen, welche hinten in der gewöhnlichen Weise befestigt sind, am Arme getragen wird. — Nach Bastian tragen die Orang Gunung auf den Aru einen halben Harnisch aus Rotang, um beim Bogenschießen geschützt zu sein. — Neben dem „großen“, mit Kasuarfedern umsäumten Schild von Baumbast erwähnt Rosenberg den aus biegsamen Zweigen geflochtenen Küras, den Djabi. — Ribbe, der den ersten dieser Schilde nach Europa brachte (Museum in Leipzig!) schreibt: Zu seinem Schutze benutzt der Arunese einen

172

Schild, Djabi genannt. Es ist dies ein vier-eckiges, in der Mitte gebrochenes, nach den Seiten abgedachtes, festes Geflecht aus spani-
ischem Rohr, in dessen Mitte sich ein Loch mit
Deckel befindet. Er ist sehr selten. Der Djabi
wird mit der Schnur fest um den Hals über
die Schultern gebunden, demnach ragt der Kopf
über den Schild hinaus; in das in der Mitte sich
befindende Loch wird der linke Arm gesteckt,
somit also der Schild von dem dahinter Schutz
Suchenden an der linken Seite getragen. Mit
der durchgesteckten Hand hält der Kämpfer
seinen Bogen in der Mitte fest, während er
mit der rechten Hand den Pfeil an die Schnur
setzt und den Bogen beim Schießen spannt. In-
dem der Kämpfende auf der Erde kauert, findet
der Körper Schutz hinter dem Djabi. — Der
Baron van Hoevell, Resident von Amboina, hat
sowohl dem Berliner als dem Leidener Museum
je ein Exemplar dieser seltenen und seltsamen
Waffe geschenkt, und Schmeltz gebührt die
Ehre, als erster ihn eingehend erörtert und ab-
gebildet zu haben. Schmeltz schreibt: Der
Panzer ist über einer Grundlage von Rohr
(Rotang) aus Kokosfaserschnur geflochten

(hierdurch wird die Angabe bei de Hollander, als bilde Baumrinde das Material, berichtigt), von außen konvex, von innen konkav und am unteren Ende viel schmaler als am oberen. Als Verzierung sind Stückchen roten Baumwollstoffes in Querreihen eingeflochten. Den oberen Rand bildet ein dicker Wulst von Tau und Rotang, dessen eines Ende in eine dicke Schnur und dessen anderes in eine Schleife von demselben Material übergeht. Etwas unterhalb dieses Wulstes befindet sich an der Außenseite eine Oese für die Aufnahme eines Rohrschaftes, eines Büschels von Paradiesvogelfedern (diesen Schmuck habe ich in meiner mehr schematischen Zeichnung fortgelassen. L. F. —) und noch weiter unten auf der Mittellinie eine vierseitige Oeffnung, hinter einem vom oberen Rande derselben ausgehenden, schräg gestellten Stück von Flechtwerk. Innen ist am oberen Rande der Oeffnung ein von Blattstreifen geflochtenes Band befestigt. Herr Baron van Hoevell teilt uns mit, daß dieser Panzer, dessen einheimischer Name „Djabi“ ist, im Innern von Trangan bei den Alfuren im Gebrauch sei. Mittelst des am oberen Rande

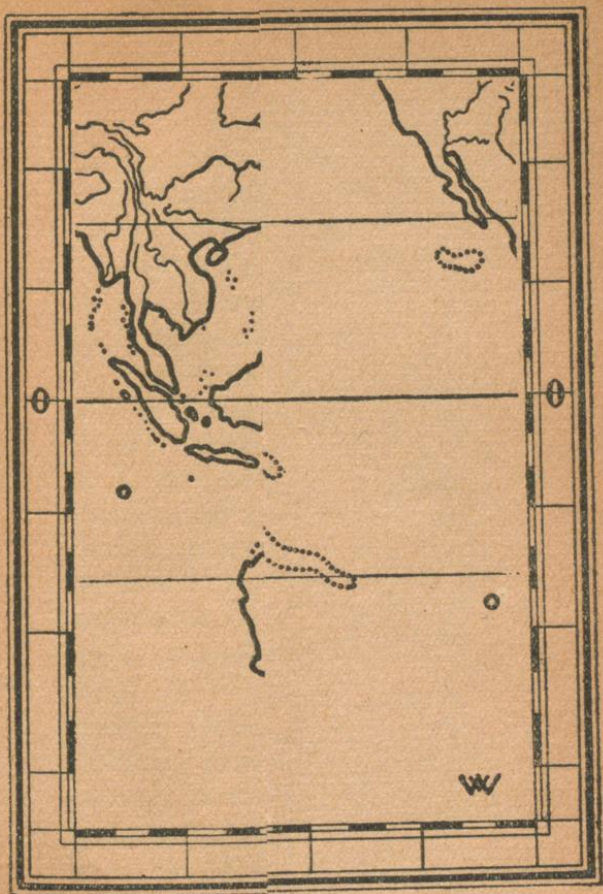
befindlichen Taues wird er über der linken Schulter befestigt und der linke Arm durch das Loch gesteckt, behufs Hantierung des „Fir“ genannten Bogens. Die solchergestalt gedeckte linke Seite wird dem Feinde zugekehrt; in die Schleife am oberen Rande hängt der Krieger sein entblößtes Schwert, um es nötigenfalls mit der rechten Hand leicht greifen zu können.*) — Wir haben es hier mit einer Schutzwaffe, halb Schild, halb Panzer zu tun, die entschieden besonders geeignet erscheint, dem Bogenschützen ein Schutz zu sein, und die andererseits keinerlei Beziehungen zu einer der bisher besprochenen Schildformen verrät, weder im Material, noch in der Gestalt, noch in der Griffkonstruktion. Jetzt gilt es, Verwandte dieser einsamen Bogenschilde anzufinden.

2. Weitere Bogenschilde. Im Pappagolle ist ein eigenartiger, Käs oder Lana genannter Schild heimisch, wie er sonst in Neuguinea nicht nachgewiesen wurde (Fig. 18).

*) Wallace: „Der malajische Archipel“ Bd. II, S. 244. A. Bastian: „Timor“, S. 339, Rosenberg S. 339. Ritte: „Aru“ S. 183/4. Schmeltz im Intern. Archiv für Ethnographie, Bd. VIII, S. 893, S. 59/60. Schmeltz und de Clerq S. 235/36.

Es ist das entweder eine langrechteckige — meist unregelmäßige — oder eine ovale Schildfläche. Die Länge dieser Schilde zur Breite schwankt zwischen $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{3}$ zu 1, wobei die Höhe um ein Beträchtliches einen Meter sowohl überschreiten wie nicht erreichen kann. Die Vorderfläche ist mit eigenartigen Mustern in Relief verziert und mit schwarzer, roter und weißer Farbe bemalt. Am oberen Rande ist ein rechteckiger Einschnitt angebracht und zwar in der Mitte und bei etwa $\frac{1}{3}$ der ganzen Breite des Schildes stets tiefer als breit, so daß der Schild oben in zwei Rechtecken oder — bei den ovalen Formen — in zwei Hörnern ausläuft. Unter dem Einschnitt sind zwei Löcher durch das Holz gebohrt, die ein langes Band, den Tragurt, festhalten, dessen beide Enden hindurehgeschlungen und auf der Außenseite in dicke Knoten geschlagen sind. Dazu sagt Finsch: „Der rechtwinklige Ausschnitt am oberen Rande wird für die Form dieser Schilde charakteristisch und ist für den linken Arm freigelassen, da der Schild an dem in der Rückseite befestigten Bande über die linke Schulter getragen wird.“ Das ist offenbar ein

176



le.

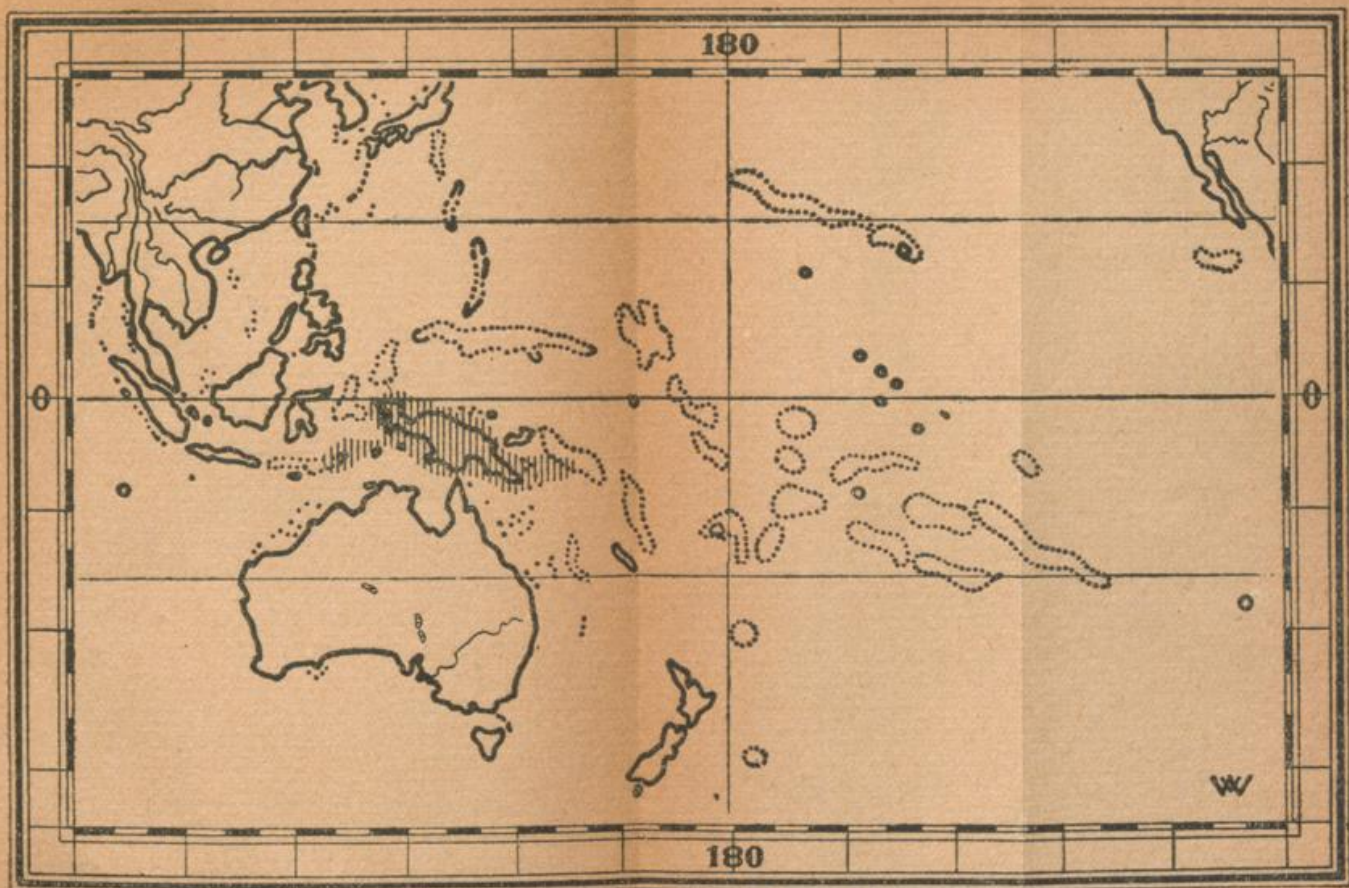


Abb. 8. Schilde, vormalajische (äquatoriale) Bogen-, Brust- etc. Schilde.

ganz echter Bogenschild, der dem Aruschilde im Traggurt sowohl als in dem Ausschnitt für den linken Arm durchaus verwandt ist. — Im Leidener Museum befindet sich unter 1016/4 ein in die gleiche Gruppe gehöriger Schild von Solor. Derselbe stellt eine Holzplatte von 69 cm Höhe und ca. 20 cm Breite dar. In den oberen Rand greift von oben nicht ganz 20 cm tief ein einem Drittel der Breite des ganzen Schildes entsprechender, rechteckiger Ausschnitt ein, unter dem der Schild zweimal zur Aufnahme des Traggurtes durchbohrt ist. Auf der Mitte der Vorderseite, also von dem Ausschnitt bis an den unteren Rand läuft eine ganz schmale erhöhte Leiste. Sonst ist die Vorderseite mit Muscheln und Malerei geschmückt. Der ganzen Form mit den beiden Konstruktionsprinzipien des oberen Einschnittes und des langen Traggurtes zufolge muß dieser Schild als der nächste Verwandte der Papuaschilde bezeichnet werden. — Ferner ist hier zu nennen I c. 18 804, ein Schild im Berliner Museum, von den Bergbewohnern der Insel Allor stammend, mit Namen Kalili. Es ist dies eine 93 cm hohe und ca. 23 cm breite Lederplatte

von rechteckiger Gestalt, die oben in der Mitte mit einem rechteckigen Ausschnitt, an Breite einem Drittel des ganzen Schildes entsprechend, versehen ist. Darunter sind als Zierat wohl einige Löcher und Ritzen angebracht. Ein langer Schultertraggurt, aus einem Zeugstreifen bestehend, der wieder durch zwei Löcher geführt ist, hängt hinten in der Mitte herab. — Damit ist die Zahl der mir bekannt gewordenen Schilde mit den beiden bezeichnenden Merkmalen des oberen Einschnittes für den linken Arm und des Traggurtes erschöpft und es sind nun die Schilde zu erwähnen, die nur das eine, das andere Merkmal aber nicht aufzuweisen vermögen. Als wichtiger erscheint dabei unbedingt der Traggurt. Ich kenne folgende Schilde mit Traggurt: In Angriffshafen auf Neuguinea (Nordküste) ist ein viereckiger, verhältnismäßig schwerer, gestreckter Schild heimisch (Fig. 19). Als Länge gibt Finsch 1,10 m, als Breite 48 cm an. Länge zur Breite verhält sich meist wie 3 zu 1. Zuweilen geht von der Mitte des oberen Randes ein kleiner flossenförmiger Fortsatz aus. Jedenfalls fehlt ein Einschnitt stets. Die Vorderseite ist in

Relief mit allerhand Schnitzwerk bedeckt, zumal häufig mit den Bildnissen des Menschen oder vielleicht auch eines Reptils. In der Mitte ist der Schild zweimal durchbohrt und der aus Bast- oder Tapastreif bestehende Schultergurt hindurchgezogen sowie außen verknotet. Weiterhin sind die oben beschriebenen Schilde der Astrolabebai von runder Gestalt, aber mit zwei Buckeln zur Aufnahme des Riemens oder vielmehr Strickes hierher zu rechnen (Fig. 14). Denn wie aus der andernorts wiedergegebenen Abbildung eines Bogenschützen der Astrolabebai hervorgeht, wird der Schild mit dem Stricke über die Schulter gehängt. Hinge das schwere Gerät über dem Arm, so würde die Sicherheit beim Schießen außerordentlich behindert. Andere Schilde aus Deutsch-Neuguinea stellen langgestreckte Rechtecke aus Weidengeflecht mit einfachem oder gar doppeltem Tragstrick dar. Es ist auch möglich, daß Schilde wie Fig. 16 von Santa Anna einen Schultertraggurt besessen haben. Zu dieser Annahme führt mich wenigstens die Analogie der Griffbuckel, die denen der Astrolabe-Bai entsprechen. — Weniger Gewicht möchte ich auf das Vorkommen

eines oberen Ausschnittes an Schilden mit nigritischem und asiatischem Griff legen. Immerhin verdient das Vorkommen eine Erwähnung, zumal wenn dies bei Schilden wie dem von Surville abgebildeten (Isabell) beobachtet wird, die aus Rotang bestehen. Einschnitte dieser Art kommen weiterhin auf Flores und anderen kleinen Sunda vor. Endlich muß an die Schilde von den Philippinen (Fig. 6) erinnert werden. — Wichtig ist die Frage nach dem ursprünglichen Material der Bogenschilde. Nur der Aruschild besteht aus Flechtwerk, die meisten aus Holz und der Schild von Allor sogar aus Leder. Und dennoch halte ich die geflochtenen Schilde für die ursprünglichen, aus Gründen, die sich im nächsten Abschnitt von selbst ergeben.

Aus Flechtwerk besteht eine verhältnismäßig große Anzahl dieser Schutzwaffen. Da sind die schönen Salomonenschilde, die Maravotschilde von Neupommern, Schilde aus Deutsch-Neuguinea. Der Schild von Keraepuno ist mit feinem Flechtwerkbezug, der von Mitrafels mit kräftigerem bedeckt. In Indonesien wäre vor allem an die aus Flechtwerk und Holzgriff zusammengesetzten Schilde von Borneo zu erinnern.

nern. Jacobsen sagt: „An der Ostküste von Djampea (zwischen Celebes und Flores) sollen aus Rotang geflochtene Schilde in Gebrauch sein, der Art, wie wir sie später nur ein einziges Mal auf Bonerate erwarben. Die Besitzer der Rotangschilde sollen Ureinwohner sein, Reste einer heidnischen Bevölkerung, die wohl nie ein Europäer aufgesucht hat.“ Der Schild von Bonerate ist mir in Jacobsens Sammlung entgangen. Aber es gibt nach der Literatur auch sonst Rotangschilde auf den kleinen Sunda, so daß die Verbreitung derselben sich weit über die Mittelachse nachweisen läßt. *)

3. Brustschilde. Von Neupommern bis in das westliche Indonesien ist ein merkwürdiges Gerät heimisch, das gewöhnlich unter dem Namen „Kampfschmuck“ aufgeführt wird. Dieses Gerät stellt eine meist herzförmige Rotangplatte von ca. 30 cm Länge und etwa 22 cm Breite — das sind die großen Dimensionen — dar. Mit Eberzähnen und Abrusboh-

*) Haddon: „Decorative Art“ Taf. VI, Nr. 89, 90, 93—97 usw. Finsch: „Ethnol. Erf.“ S. 119, 216. „Samoafahrten“, S. 237. — Jacobsen: „Bandameer“ S. 30.

nen ist die Vorderseite zierlich geschmückt. Auch ist die Platte manchmal keilförmig ausgeschnitten und die Lücke durch Reihen von Hauern ausgefüllt. Diese Brustschilde, als welche ich sie aufführen möchte, werden um den Hals getragen, so daß sie die Brust decken, auch wohl auf dem Rücken und im Kampfe mit den Zähnen. — Polynesianer hatte ganz entschieden ähnliche Schutzaffen, obgleich mir noch keine zu Gesicht gekommen ist. Sie spielen in der Literatur eine ziemlich bedeutsame Rolle. Wilson und Cook erwähnen von Tahiti die „geschmackvollen“ und „schön befiederten Brustschilde“. In Forsters „Tagebuch“ treten Brustschilde mit Federn von den hellsten „Farben geziert“ auf. Der alte Zimmermann berichtet, daß die alten Hawaier die Götterbilder „in Form eines Brustschildes von einer Art dünnen und biegsamen Holzes flochten“. Aber mehr hören wir nicht, können jedoch feststellen, daß die Polynesianer geflochtene und mit Federn gezielte Schilde, die auf der Brust getragen wurden, besaßen. — Im Anschluß hieran wären dann einerseits die hölzernen wohlbekannteren Brustschilde der Osterinsel — Jacobsen fand

182

Aehnliches auf der Timorlaut-Gruppe — und die Perlmutterchalbrustschilder der östlichen Melanesier und Polynesier zu vermerken. Dies alles gewinnt einen gewissen Wert, wenn wir hören, und zwar aus so guter Quelle wie Rosenberg, daß die Bogenschützen von Dorey (Neuguinea) zur Verteidigung platte Schalen der Perlmuschel an der linken Seite trugen.*)

4. Panzer usw. Im Anschluß an die letzte Notiz sei an die Panzer aus zusammengesetzten Muschelschalen sowie solche aus Rotang mit aufgesetzten Muscheln erinnert, die in Celebes, auf den Sulu und auf Mindanao getragen wurden. Ich glaube nun, daß, wenn man die Panzer heranziehen will, man sich auf bestimmte Vorkommnisse beschränken muß. Bedenken wir, daß die Lederpanzer in Indonesien genau die Verbreitung der Rundschilder auf der südlichen Inselkette haben, nämlich von hier bis in die kleinen Sunda, daß im Norden fertige „Jacken“ und sogar Hosen (auf Celebes und Philippinen

*) Vor allem Abbildungen bei Schmeltz und Finsch, dann Cook, Forster, Zimmermann, Wilson usw. Rosenberg: „Malajische Archipel“ S. 447. Jacobsen: „Bandameer“. S. 241.

sogar Panzerhemden) einen Anschluß an asiatische Merkmale bilden, so wird man sich hüten müssen, z. B. die Kürasse der Gilbertinseln (vergl. Schmeltz im Cat. Mus. God.) und die Jackenpanzer der Dajak mit bestimmten einfachen Rotangpanzern in Beziehung zu bringen, die sich nur vom westlichen Melanesien an östlich nachweisen lassen. Da sind z. B. die Pa-ite genannten Leibgurte von Allor, von etwa 13½ cm Breite und an Länge dem Tailenumfange entsprechend,*) die um den Leib geschlungen wurden und als Schutzmittel gegen Pfeile dienten. An der Küste hießen sie „bana“ und das erinnert an „Pana“ = Pfeil oder noch öfter Bogen. In Buton erwähnt Jacobsen eine Art Panzer aus feinem Rotang. Und daran reihen sich dann die Rotangpanzer, die d'Albertis am Fly-Fluß und Finsch in Angriffhafen entdeckten und die aus einem breiten Ringe aus Rotanggeflecht bestehen. Die von Angriffhafen haben am unteren Rande eine Tailenweite von 77—83 cm, sind also sehr eng. Diese Panzer müssen über die Hüften ge-

*) Berliner Museum Ic, 19 059.

zogen werden, derart, daß die höhere hintere Seite den Nacken deckt, und werden mit zwei Bändern über den Schultern befestigt. — Ich kann mich an dieser Stelle nicht eingehend mit dieser Schutzwanne beschäftigen und beschränke mich demnach auf den Hinweis auf diese Gruppe von Vorkommnissen, die durch die Gemeinsamkeit des Materiales und der Konstruktion sowie das gemeinsame Grundprinzip eines Schutzes gegen Pfeile zusammengehalten werden.

5. Zusammenfassung. Es sind im wesentlichen die Tatsachen, aus denen man das Bild des Wesens und der Verbreitung des vormalajischen Schildes wird ergänzen müssen. Kehren wir zur Kapitelfrage zurück, ob das Angeführte auch wohl alles zusammengehört und in derart enger entwicklungsgeschichtlicher Beziehung steht, daß es unter einem Titel vereinigt werden darf, so können wir wohl mit gutem Recht bejahen. Denn:

a) Es läßt sich doch das alles auf ein Ausgangsmaterial, nämlich den Rotang resp. das Rotanggeflecht zurückführen.

b) Allen diesen Schutzvorrichtungen liegt

das Prinzip der Entlastung der Hände sowie der Belastung der Schultern zu Grunde.

e) Wirklich „florieren“ tut die Menge dieser Erscheinungen nur im eigentlichen Bogengebiet, wo also der Bogen die Hauptwaffe ist.

Für die Entwicklung des Bogenschildes ist aber eines maßgebend und zu bedenken, daß der Schild nur und lediglich dem Bogenschützen von absolutem Werte ist, daß er also bei einer Waffenteilung überall, wo noch der Speer dazutritt, wertlos wird, weil er hindert. Daher die Neubildung des Astrolabe- und Attaque-Baischildes. Heute aber ist er auch in Melanesien in Gegenden selten, wo nur mit dem Bogen gekämpft wird. Deshalb die geringe Verbreitung des Bogenschildes und noch mehr die ausgeprägten Anzeichen einer Verkümmernng und des Verschwindens. Es ist das eine Ueberlegung, die wir anstellen müssen und deren Ergebnis sehr wichtig und auch notwendig ist, wenn wir die Verbreitungsart und das Formproblem des vormalajischen Bogens überhaupt verstehen wollen. Sicher ist, daß der vormalajische Krieger sich mit Rotangflechtwerk wappnete.


ALLGEMEINE ÜBERSICHT ÜBER DIE SCHILDE OZEANIENS.

Fassen wir nunmehr nochmals die wesentlichsten Punkte zusammen zu einem geschlossenen Bilde.*)

Ozeanien besitzt drei verschiedene Schildformen, die in keinerlei Beziehung hinsichtlich ihres Ursprunges stehen, nämlich den nigritischen Holzschild, den asiatischen Lederschild und den vormalajischen Rotangschild. Der erstere ist charakterisiert durch das Prinzip der Kantenwirkung in senkrechter Richtung, ist demgemäß gestreckt und mit einem senkrechten

*) In Anmerkung soll wenigstens noch eine knappe Uebersicht der Formen geboten werden.

I. Nigritische Gruppe.

1. ursprüngliche Form,
2. -Form.
3. --- Form.

II. Vormalajische Gruppe.

1. Aruschild,
2. einfache Bogenschilder,
3. Brustschilder, Rotangpanzer usw.

III. Asiatische Gruppe.

1. Rundschilder (meist Leder),
2. Langschilder (meist Holz),
3. Melanesische Formen (verkümmert).

Griff versehen. Der asiatische Schild ist durch das Prinzip der Wölbungselastizität ausgezeichnet, ist demnach rund und besitzt zwei Griffe für Arm und Hand. Der vormalajische Schild ist gekennzeichnet durch das Prinzip des Flächenschutzes, ist demnach gestreckt und mit Vorrichtungen zum Tragen über der Schulter, dabei Freihalten des linken Armes usw. versehen.

Die Verbreitung ist eine einfache. Der Südachse gehört der nigritische und der Mittelachse der vormalajische Schild an. Der asiatische Schild dagegen beschränkt sich noch auf Indonesien, hat aber im östlichen Indonesien ein Lehngbiet verkümmelter Formen.

Der Zweck der drei Schildformen geht aus der Konstruktion hervor. Der nigritische Schild dient dem Parieren, der asiatische dem Auf- fangen der Hiebe und Stiche. Dem nigritischen Schilde entspricht eine hölzerne Waffe und mehr der Einzelkampf, dem asiatischen die Eisen- klinge an Schwert und Speer. Der vormalajische Schild endlich ist nur für einen Bogenkampf geeignet, da für Speerstich und Schwert- oder Keulenschlag der Griff zu schwach ist.

Das Alter der Schilde ist nicht schwer zu bestimmen: Bedenken wir, daß der nigritische Schild noch einer Kampfweise der primitivsten Art, nämlich dem Einzelkampf oder Zweikampf sein Dasein verdankt, daß der asiatische Schild von der Eisenbewaffnung begleitet ist und der vormalajische Schild einem Bogenkampfe, der zwischen beiden steht, angehört, so ist die Reihenfolge: nigritischer, vormalajischer und asiatischer Schild eine der Natur der Sache am nächsten kommende.

Die Verwandtschaft betreffend ist zunächst das Fehlen eines Zusammenhanges untereinander bedeuksam. Sie verändern sich wohl oberflächlich, nämlich nur im Material, treten aber nur nebeneinander auf (z. B. auf Allor, wo alle drei Schildformen nachgewiesen wurden). Ueber die Abstammung ist nur hinsichtlich des asiatischen Schildes, der wie auf der ganzen Breitseite der in allen Erdteilen siegreich vordringenden asiatischen Kultur auch in Ozeanien noch bei der Wanderung über die Grenzen der engeren Heimat heraus angetroffen wurde, etwas Abschließendes zu sagen. Der nigritische Schild ist auch in Afrika heimisch,

ohne daß wir jedoch sagen können, daß er von Ozeanien nach Afrika oder umgekehrt gewandert sei. Der vormalajische Schild jedoch ist auch bei Abai, Padam und nördlichen Naga, also im Innern Hinterindiens angetroffen. Wir ahnen also wenigstens etwas hinsichtlich des Ursprungslandes der vormalajischen Kultur. Daß der Schild nach Afrika in den afrikanisch-malajischen Kulturbesitz gelangte (U. d. afrikanischen Kultur Abb. 16), wurde andern Orts besprochen.

Ich will damit weiter nichts bewiesen haben als aufs neue das „organische Wesen“ materieller Kulturbesitze. Daß eine Anhäufung derartiger Studien zuletzt die weitgehenden Schlüsse über die Geschichte der Kulturen und auch der Völkerbeziehung gestattet, habe ich in diesen Blättern dargelegt.

4. Die Bogen der Ozeanier.*)

(1899.)

Die Probleme des Objektes. — Die Bogen Indonesiens. — Die Bogen Mikro- und Polynesiens. — Die Bogen Melanesiens. — Schluß.

Unter allen Waffen und Geräten der Menschen gibt es nicht einen Gegenstand, der in gleichem Maße intensiv und allseitig von der Ethnologie behandelt wurde wie der Bogen. Da ist Morse über Bogenspannen, Henry Balfour über den zusammengesetzten Bogen, Murdoch über den Eskimo-Bogen, Ratzel über den afrikanischen, Mason über den nordamerikanischen und Hermann Meyer über den südamerikanischen, Pleyte über die Beziehung des Bogens zum Blasrohr im indonesischen Archipel und endlich eine ältere und eine ganz neue Arbeit

*) Erschienen erst in der Berliner „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ und dann separat als Nr. 28 der „Naturwissenschaftlichen Abhandlungen“, Berlin 1901.

von v. Luschan über zusammengesetzte und verstärkte Bogen nachzulesen. Anuehins Arbeit über die russischen Bogen ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Die meisten dieser Arbeiten berücksichtigen das Museumsmaterial und sind demnach als Quellstudien zu erklären. Auf diese Weise sind wir denn heute so ziemlich über die afrikanischen, amerikanischen und wohl auch die asiatischen Bogen aufgeklärt, wenn auch zu bedenken ist, daß von den asiatisch-europäischen mehr oder weniger nur die komplizierteren bearbeitet wurden, die einfacheren dagegen wenig Beachtung fanden. Die vierte Gruppe der ozeanischen Bogen ward im Verhältnis zu den anderen recht vernachlässigt. Nur im Anhang seiner großen Bogenabhandlung hat Ratzel solche der Negritos und von Neuguinea behandelt und Pleyte hat lediglich das Verbreitungsproblem der indonesischen Bogen besprochen. Der Tonga-Bogen gab Balfour und v. Luschan Anregung zu einigen Darlegungen und letzterer hat endlich als erster denn auch einen zusammengesetzten Bogen von Neuguinea nachgewiesen. Damit ist dann alles wesentliche, was mir an Vorarbeiten bekannt

192

wurde, erschöpft. Ich aber möchte heute den Versuch machen, die Lücke in der Bogenliteratur auszufüllen und ein Bild der ozeanischen Bogen wie nachfolgt zu entwerfen.

Der Bogen bietet drei Probleme: 1. das Verbreitungs-Problem, 2. das Form-Problem und endlich 3. das Abstammungs-Problem, von denen die ersteren beiden ziemlich unabhängig von einander, das dritte aber erst nach deren Erörterung und im Anschluß an dieselben besprochen werden kann.

1. Das Verbreitungsproblem beschäftigt sich mit der Frage, wo der Bogen überhaupt vorkommt. Danach wird erörtert werden müssen, wo er einst heimisch gewesen, heute aber verschwunden ist. Beide Fälle werden durch eine ganze Reihe von Vorkommnissen verbunden. Denn bald ist der Bogen noch ein Spiel-, bald noch ein Jagdgerät. Wissen wir über diesen Tatbestand Bescheid, so drängt sich im Falle einer Verkümmernng in der Verbreitung die weitere Frage auf, wodurch denn der Bogen verdrängt worden sei oder werde. Diese Seite der Probleme ist bislang nur von Professor Ratzel sehr glücklich behandelt worden.

2. Das Formproblem unterscheidet die beiden Systeme des in den bekannten Krümmungen sich bewegenden und aus mehreren Teilen zusammengesetzten Bogens und andererseits des einfachen gestreckten Bogens. Daß beide vielfach in einander übergehen, ist klar und erwiesen, aber unsere Bogenliteratur hat sich im Laufe der letzten Jahre zu sehr auf das Studium der Zusammensetzung kapriziert, hierin allerdings erfreuliche Resultate erzielt, aber andererseits wichtige Momente, zumal der Wölbung des Bogens und der Sehnenlagerung, zu sehr übersehen.

3. Das Abstammungsproblem endlich fordert einen Vergleich der Formverwandtschaft unter strenger Berücksichtigung der geographischen Verbreitung.

Diese drei Probleme werden stets zu berücksichtigen sein, wenn wir nachgehend die Formen Ozeaniens, ihre Verbreitung und Verwandtschaft erörtern. Auf dem begrenzten Raume einer provisorisch angelegten Studie, wie es die vorliegende ist, kann unmöglich ins Kleine geführte Detaillierung erreicht werden, wie es auch undenkbar ist, das ganze Material textlich

und bildlich wiederzugeben. Daher beschränke ich mich auf Wiedergabe nur der wichtigsten Typen in Abbildung und Beschreibung der allgemeinen Formen. Seltene und unbestimmte Ausnahmebeschreibungen können keinen Platz finden. Endlich aber muß auch die Darstellungsweise dadurch eingeschränkt werden, daß die eigentlich wünschenswerte Zweiteilung des Stoffes (1. Beschreibung der Formen, 2. Untersuchung der Beziehungen) einer schlichten entwicklungsgeschichtlichen weichen muß, der eine kurze Erörterung vorausgesandt wird.

Ozeanien besitzt zwei extreme Bogenformen, deren bekanntere den Namen der „asiatischen“ nach ihrem Ursprungsgebiete erhalten hat, deren zweite sich aber auf die vormalajische zunächst und nur provisorisch bezieht, weil sie sich hauptsächlich in den Händen einer Bevölkerung befindet, die schon vor der malajisch-polynesischen Wanderung in der Südsee und im speziellen in Melanesien ansässig war. Der asiatische Bogen hat folgende Merkmale: 1. Die Sehne liegt im Ruhezustande auf dem Rücken des Bogens (Abb. 9 C) und im gespannten Zustande (Abb. 9 D) sind die Seiten stark herab-

gebogen. 2. Diese Eigenart, die „Reflexe“, wie
Luschan sie nennt, bedingt ein doppeltes Seh-

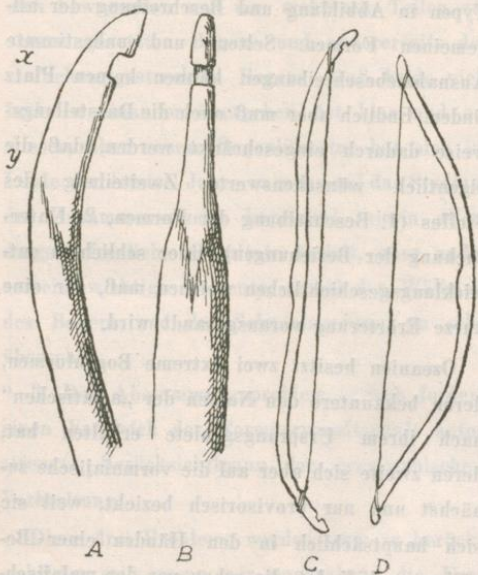


Abbildung 9.

Asiatischer Bogen. A = Ende von der Seite, B = Ende von außen, C = in Ruhespannung (Sehnenlager auf den Schultern), D = Gebrauchsspannung (Sehnenlager in den Rückenkerben).

nenlager, nämlich: im Ruhezustand liegt die Sehne auf den „Schultern“ (Abb. 9 A und B γ)

im gespannten in der „äußeren Kerbe“ (Abb. 9 A und B x.) 3. Der Bogen ist zusammengesetzt, d. h. vor allen Dingen auf dem Rücken mit Sehnen, Hornstreifen oder Holzstreifen verstärkt. Diese Verstärkungsmittel üben naturgemäß eine sehr wuchtige, federnde Kraft aus. 4. Hängt ganz eng hiermit die eigenartige Biegung des Bogens zusammen. Die beiden Schenkel sind erst stark herab-, dann wieder am Ende ein wenig aufgebogen. Die Bogen asiatischer Verwandtschaft haben daher alle auch im Ruhezustand eine Biegung.

Dagegen ist beim vormalajischen Bogen zu berücksichtigen: 1. Die Sehne wird im Ruhezustande abgenommen. Während beim asiatischen Bogen die Sehne in beiden Lagen festsetzt, ist dies bei den vormalajischen nicht der Fall. 2. Die Befestigung der Sehne verlangt Verdickungen am Bogen, auf denen die Sehnen schleife ruht. Es werden solche entweder aus dem Vollen geschnitten oder auch Ringe von Flechtwerk oder Holzkragen übergeschoben. 3. Der Bogenstab ist, soweit er aus Holz besteht, innen meist mit einer Abflachung versehen, die sogar in einer Art Rinne sich merk-

lich macht. 4. Der Bogenstab ist im Ruhezustand ganz gerade und gespannt beschreibt er einen einfachen Kreisbogenteil.

Jetzt werden wir der Reihe nach die Bogen Indonesiens, Poly- und Mikronesiens und Melanesiens besprechen.

DIE BOGEN INDONESIAENS.

Der Bogen ist in Indonesien vom Blasrohr, das vom Nordwesten aus sich verbreitet, zurückgedrängt. Er ist demnach auf Sumatra, Java, Borneo, Celebes keine gebräuchliche Kriegswaffe, sondern ein seltenes Gerät, auf den kleinen Sunda und auf den Philippinen dagegen noch häufig. Je näher wir Melanesien kommen, desto häufiger treffen wir den Bogen auch als mächtige und wichtige Waffe. Als Ausnahmen im Vorkommen sind zu erwähnen: 1. der Bogen bei den wilden Stämmen Formosas, 2. bei denen der Nikobaren und Andamanen, 3. auf den Pogi, Page oder Mentawej-Inseln westlich von Sumatra und endlich 4. auf den Suluinseln und auf den diesen gegenüberliegenden Küsten Borneos. Es folgt nun die Be-

198

sprechung der Haupttypen der indonesischen Bogen:

1. *Formosa*-Bogen. Ich konnte vier Exemplare im Berliner Museum prüfen. ID 4495 ist aus Holz, innen konvex gewölbt, außen flach, ca. 145 cm lang. Die feine gedrehte Schnursehne ist oben unter einer Verdickung des Endes in seitliche Einkerbung, unten dagegen, wo sie in doppelter Schlinge ausläuft, über ein scharf verdünntes Ende gehängt (vergl. Abb. 10 a). Das Merkwürdigste an diesem wie anscheinend an den meisten Bogen von *Formosa* ist, daß die Sehne im Ruhezustande auf den Rücken des Bogens gelegt und hier durch Einbettung in einen mit einer Längsrinne versehenen Knoten auf der Außenfläche des Bogens festgehalten wird. Das ist ein ausgeprägt asiatisches Merkmal an einem sonst gestreckten Bogen. Berlin ID 4495 von 140 cm, in der Mitte mit Rotang und Schnur umwickelt, braunes Holz, sowie Berlin IC 30 916 von 159 cm, anscheinend (?) Bambus, aufbewahrt in Spannung (9 cm Spanntiefe) haben die gleichen Eigenschaften. Letzterer ist auch auf der Außenseite wie innen im Querschnitt konvex. Bei

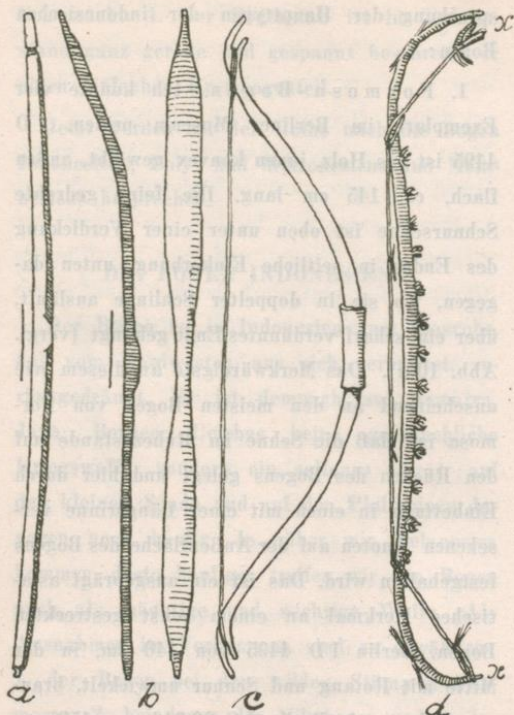


Abbildung 10.

Indonesische Bogen. a = von Formosa (die Sehne liegt auf dem Rücken), b = von den Nikobaren, Längsschnitt durch die Mitte (l = Innen) und Innenansicht, c = Java, d = Nordost-Borneo.

allen Bogen, auch bei dem folgenden, ist die Breite des Holzes in der Mitte $2\frac{1}{2}$ — $2\frac{3}{4}$ cm. Letzterer, Berlin I D 7344, Bambusbogen von 116 cm Länge, ist in Spannung mit 7 cm größter Spanntiefe aufbewahrt. Die Innenseite des Bambus liegt außen, die Scheidewände sind fein abgeschliffen, aber noch erkennbar. Querschnitt genau rechteckig, $1\frac{1}{2}$ cm tief und $2\frac{3}{4}$ cm breit. Die Sehne aus gedrehter Schnur ist oben in doppelter Schlinge über eine scharf abgegrenzte Verdünnung, der eine Verdickung, respektive Ausladung nach innen folgt, unten durch einfach scharf abgesetzte Verdünnung festgehalten. Wie gesagt fehlt diesem Bogen der äußere „Lageknoten“ in der Mitte. (Grund: Material Bambus.)

2. Nikobaren- und Andamanen-Bogen. Auf den kleinen Inseln nördlich von Sumatra kommt eine sehr wunderliche Bogenform vor (vergl. Abb. 10 b), die bisher des näheren nur von den Andamanen bekannt war. Im Leipziger Museum und zwar in der ausgezeichneten Sammlung von Man befinden sich aber zwei Bogen von den Nikobaren, deren Beschreibung ich geben will. Beide bestehen aus

einem Stück Holz mit zwei breiten, flachen Schenkeln, die in der Mitte in eine im Querschnitt oblonge oder runde schmale Einschnürung übergehen. Oben und unten laufen die Schenkel in Spitzen aus. Von der Mitte des oberen Schenkels bis zum unteren Ende stellt der Bogen eine absolut gerade Waffe dar. Die obere Hälfte des oberen Schenkels ist aber in einem Winkel von etwa 120° (im Ruhezustand) nach innen gebogen. Die Sehne ist am unteren geraden Ende festgelegt, am oberen leicht angebunden, da die Bogen im Ruhezustande aufbewahrt sind. Ueber der geknoteten Sehenschlinge ist der untere Schenkel mit feiner Schnur umwickelt. Die ganze Sehne ist mit feinem Bast umwunden bis an die obere Schlinge, die nicht wie unten geknotet, sondern geflochten und dazu mit feinem Strickwerk zierlich umflochten ist. Der Bogen I der Sammlung Man (Bezeichnung: kârama) ist von Spitze zu Spitze gemessen ca. 190 cm lang. Breite der Schenkel = $7\frac{1}{4}$ cm, Tiefe = $1\frac{1}{2}$ cm, Dicke der Mitte = 2 cm, Tiefe = $2\frac{1}{2}$ cm. Der Bogen I a (Angabe: Chókio) ist nur 170 cm lang. Schenkelbreite = $6\frac{1}{4}$ cm, Schenkeltiefe = $2\frac{1}{2}$

202

em. — Dies sind charakteristisch asiatische, wenn auch einfache aus einem Stück Holz bestehende Bogen. Nicht nur die Form des Bogens, die Schenkelbildung ist hierfür maßgebend, sondern auch die oben geflochtene Sehlinge der Sehne.

3. Java- und Bali-Bogen. Java hat größere Bogen aus Holz und kleinere aus Horn. Beide Arten sind ziemlich stark gekrümmt, in der Mitte mit einer Verdickung versehen und an den Enden leicht aufgebogen. Das aufgebogene Ende ist eingekerbt im Sinne der Holzfasern und so die Sehne von außen in die abgelenkten Schenkel eingehängt. Der Bogen von Bali ist länger, in der allgemeinen Form ebenso, nahe den Enden aber durchbohrt und mit Eisenösen versehen, in die die in Eisenhaken auslaufende Sehne beiderseits eingehängt wird. Siehe Abbildungen bei Pleyte (Abb. 10 c).

Davon zu unterscheiden ist der Sunda-Bogen, wie er im nördlichen Java von den Inlandstämmen benutzt wird und den ich bei den Aru-Bogen besprechen werde.

4. Sulu- und Borneo-Bogen. Es ist dies ein durchaus ausgeprägter Typus. Ich

kenne aber nur zwei Bogen dieser Art, von denen sich der eine im Dresdner Museum (Sulu-Archipel), der andere in meinem Besitz (Borneo, Nordostküste) befindet. Wie die Literatur aussagt, ist auch die Hoftruppe von Bandsehermassing mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Es ist mir aber zweifelhaft, ob dieser Typus bei diesen Kriegerern vertreten ist. Der Borneo-Bogen (Abb. 10 d) stellt einen Holzstab mit außerordentlich stark aufgebogenen Enden dar; vor der Aufbiegung der Enden ist er auf der Außenfläche mit einem Holzknoten versehen, sonst ist er in der Mitte und im Querschnitt $2\frac{1}{4}$ cm breit, 1 cm tief und außen konkav, innen flach. Der Bogen ist der ganzen Länge nach mit Rotangstreifen umwickelt, die oben und unten in eine Schleife auslaufen (*x*). Diese Schleifen sind ihrerseits mittels Rotang mit dem Endpunkt der Schnur und dem Knoten am Bogenholze verbunden. Die Sehne besteht aus einer ebenfalls mit Rotangstreifen umwickelten Schnur (sonach ist der ganze Bogen mit Rotang umwickelt), die in Schlingen um die Knoten des Bogenholzes geschlungen ist. Außen ist der Bogen und hie und da auch die

204

Sehne mit Haarbüscheln versehen und da der Bogen sehr leicht ist, dazu von Spitze (x) zu Spitze nur 1 m 5 cm mißt, so macht er den Eindruck eines Spielzeuges, den man aber sofort verliert, wenn man die starken, eisenbeschlagenen Pfeile in Augenschein nimmt. Daß diese Bogen ebenso wie die von Bali und Java zu den asiatischen Formen gerechnet werden müssen, bedarf weiter keiner Erörterung.

5. Banda-Bogen. Hatten wir bisher einzelne und sogar seltene Vorkommnisse zu besprechen, so ist nunmehr eine große Menge von häufigen Formen unter diesem Namen zusammengefaßt. Ich bitte bei dem Namen nicht an die Inseln, sondern an das Meer zu denken, und in diesem Sinne ihn so zu verstehen, daß dieser Bogen für die meisten Inseln der Banda-See bezeichnend sei. Es gehören zu dieser Gruppe die Bogen von Mentawej oder Poggi, Bonerate, Flores, Allor, Timor, Wetter usw., Tanimbar usw., Ceram oder Seran, Halmahera (?). Der Bogen ist hauptsächlich dadurch gekennzeichnet, daß das eine, untere Ende der Sehne festgelegt, das andere aber dagegen frei und meist doppelt gelagert wird, im Ruhez-

stand weiter unten als im gespannten. Sonst sind es langgestreckte, verhältnismäßig gerade Bogenstäbe aus Holz oder Bambus. Ich unterscheide eine westliche, zentrale, östliche und nördliche Gruppe.

Westliche Gruppe. Mentawej - Bogen (Abb. 12.) Ein außerordentlich fein geglätteter Bogenstab von fast rundem Querschnitt und ca. 2 cm im Durchmesser in der Mitte, nur selten außen etwas abgeflacht, ist, wenn nicht infolge Feuchtigkeit verzogen, schnurgerade. Den längsten wie den kürzesten mir bekannten Bogen besitzt Berlin. I C 9490 hat 173 cm Länge und ist nicht einmal ganz erhalten (Spitze abgebrochen!), I C 7906 mißt $146\frac{1}{2}$ cm. 4 Bogen in meinem Besitze zwischen 154 und 165 cm. Der Bogen der Sammlung Rosenberg in Darmstadt 167 cm. Am unteren Ende liegt die Sehne fest. Hier ist das Holz verdickt und mit einer Rinne versehen, worin die Schleife der Sehne liegt. Auch oben wird der Bogen dicker, hier aber setzt das Ende plötzlich scharf eingeschnitten und viereckig im Durchschnitt und 3—8 cm vom Ende entfernt ab. Dies vierkantige Ende ist meist zierlich geschnitzt. Ich

206

kenne nicht zwei ganz gleiche Enden. Die Sehne besteht nicht, wie in der Literatur mehrfach verzeichnet ist, aus Darm, sondern aus gefetteter Pflanzenfaser. Allerdings schreibt mir Dr. Müller von dem Rosenbergschen Bogen: „Die Sehne ist gedrehte Darmsaite und in der Mitte, Auflagestelle des Pfeils, 7,5 cm lang mit hellerer Darmsaite umflochten“, — was mir entgangen ist. Die Schleifen an den Enden, die sehr zierlich zweimal umschlungen sind, sind mit feinen gedrehten Fäden umspinnen.

Zentrale Gruppe. Flores-Baber-Bogen. Auch bei diesen Bogen liegt das untere Ende fest und ist das obere beweglich. Dagegen sind wesentliche Unterschiede. 1. oben sind zwei Ruhestellen für die Sehne, 2. der Bogenstab ist nicht rund, sondern breit, aus Holz oder aus Bambus. Einige Maße der Berliner Bogen-Sammlung Jacobsen: IC 7448 Bonerate; Bambus; Länge 141, Breite $2\frac{1}{4}$ cm, IC 18 229 Lantuka, Flores; braunes Holz; Länge 114 cm; Querschnitt in der Mitte 27 mm breit, 16 mm tief, innen flach, außen gewölbt, in der Mitte des Bogenstabes Lederumlage. IC 17 924 Flores; gelbes, knotiges Holz; Länge 137 cm; am

Querschnitt in der Mitte $2\frac{1}{2}$ em breit, $1\frac{1}{2}$ em tief, innen flach, außen konvex; nahe dem

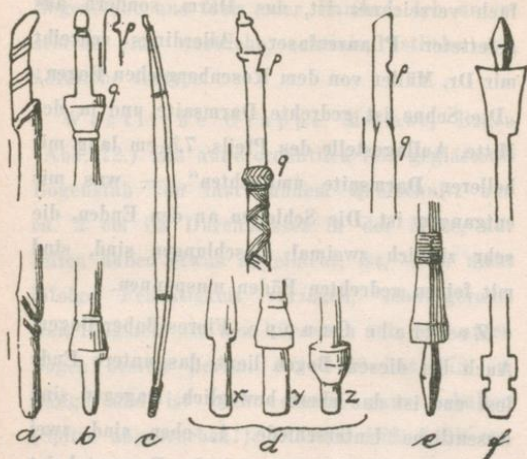
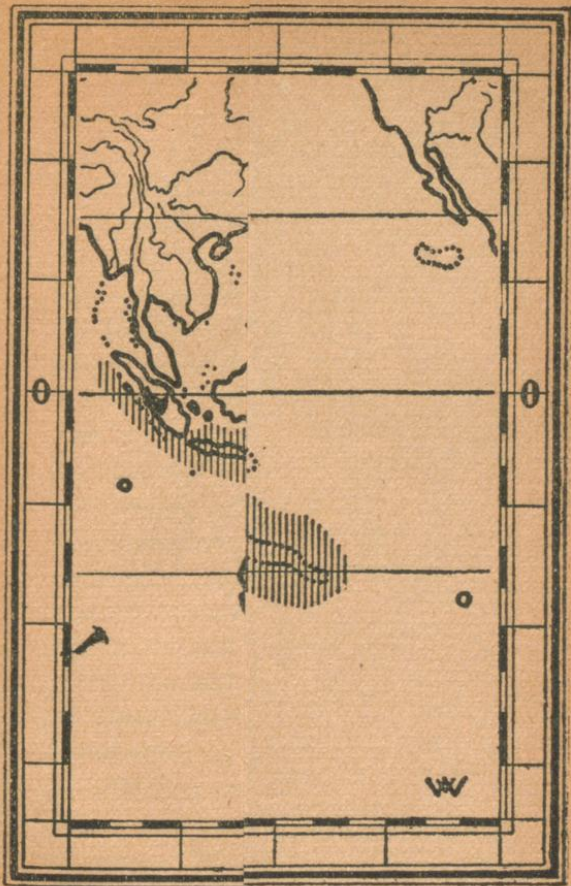


Abbildung 12.

Banda-Bogen und Verwandte. a = oberes und unteres Ende eines Bogens von den Mentawej, von der Seite. (Der wagerechte Strich deutet stets auf die Sehnen- und Seite.) b = do. von Allor, die Kerbenlagerung oben von der Seite, c = Bogen mit Spannrings, Timor, d = Tanimbar, ein oberes und drei untere Enden, letztere von außen, e = Ceram, unteres Ende von außen, f = Palau, beide Enden von außen.

unteren Ende Umlage von Lederstreifen; für Jagd und Fischerei. IC 21 421 Timor; Bam-208



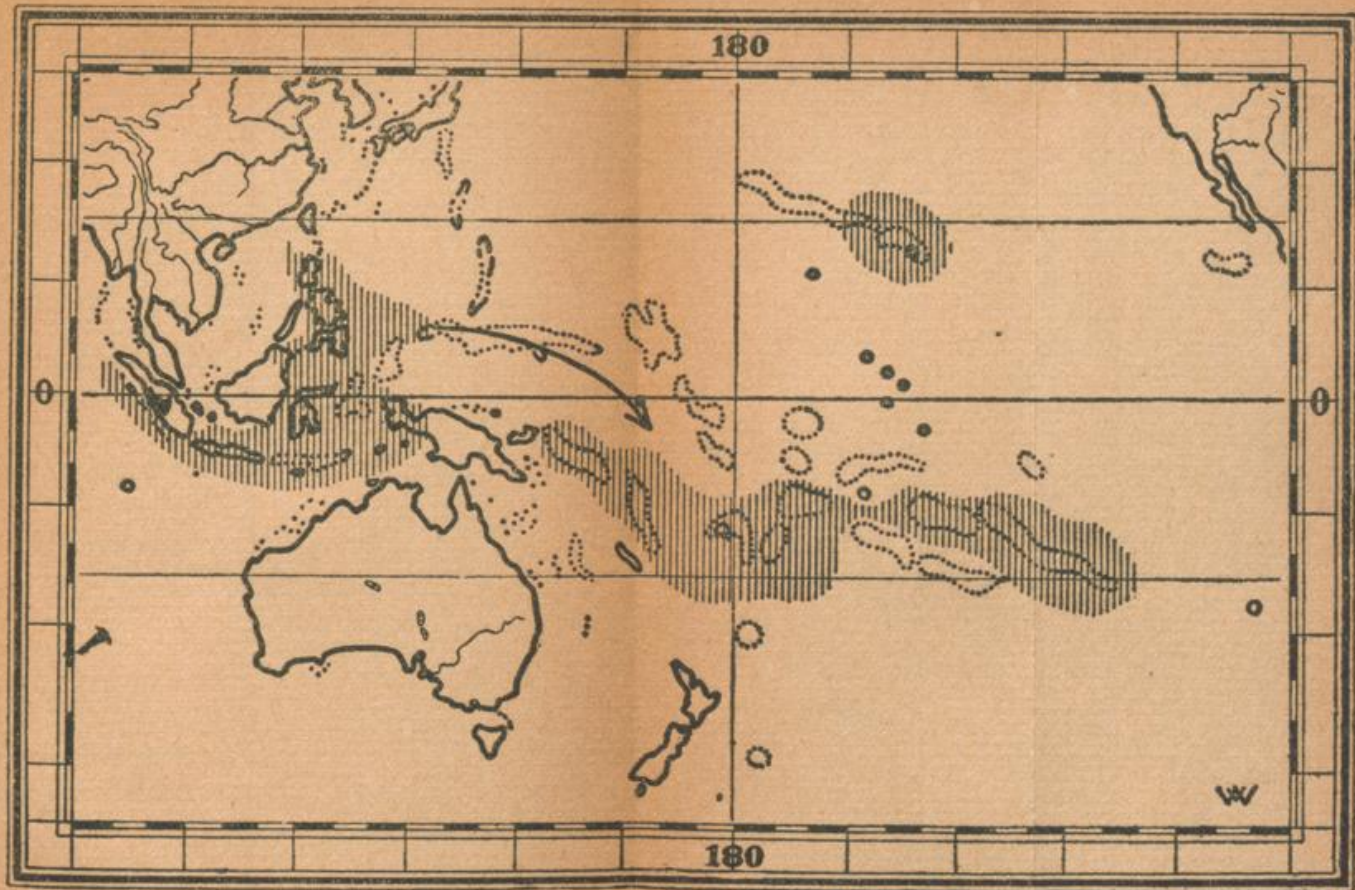
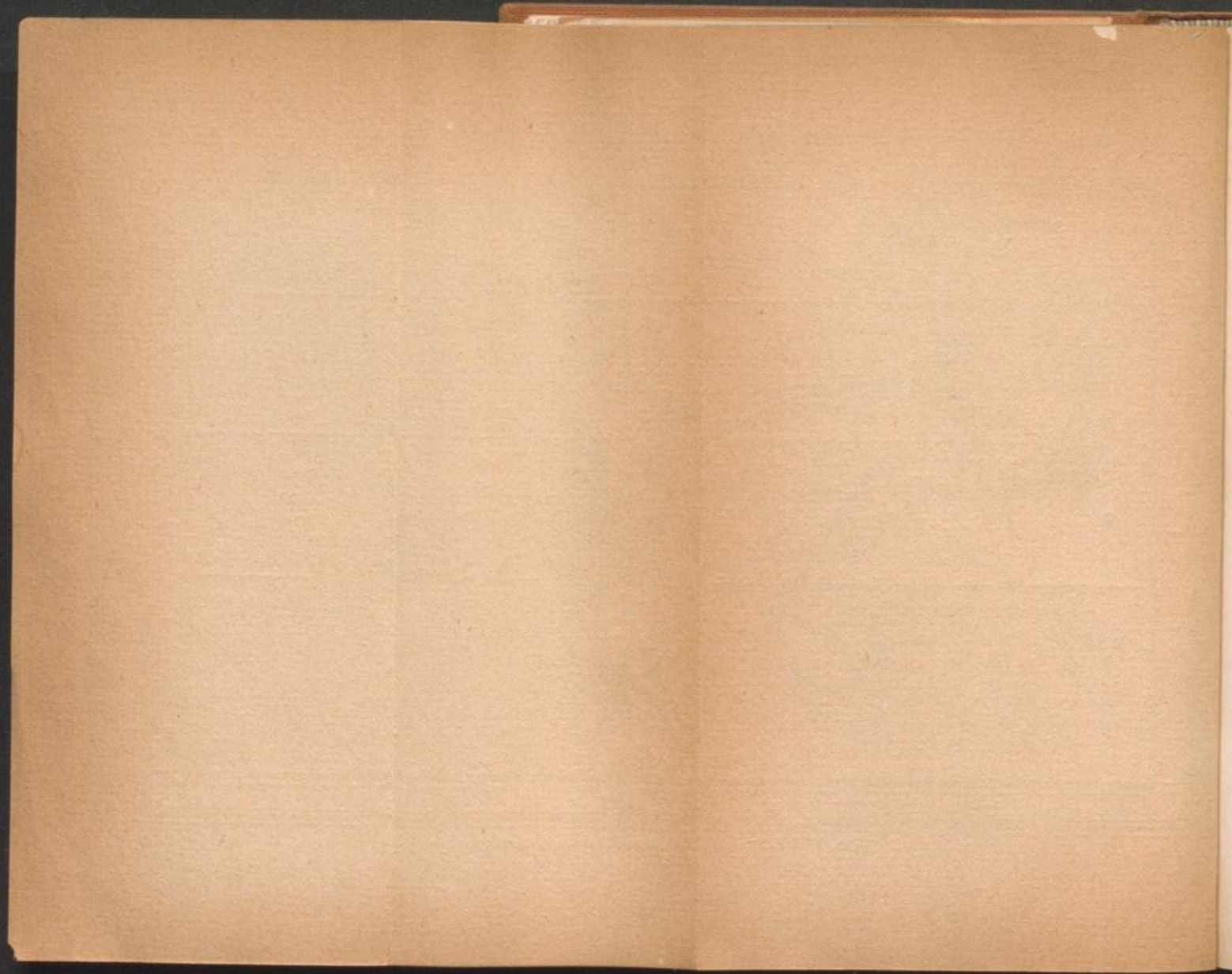


Abb. 11. Bogen mit malajo-asiatischen Elementen.



bus; 136 cm lang; in der Mitte 3 cm breit; oberes Ende zierlich geschnitzt. IC 18 861 Allor; brauner, fein geglätteter Holzbogen, 112 cm lang; Querschnitt in der Mitte $2\frac{1}{2}$ cm breit, $\frac{3}{4}$ cm tief; Knoten zierlich geschnitzt. IC 18 858 Allor; Holz; in der Mitte $3\frac{1}{2}$ cm breit; Umlage von Rotang und 2 Lederstreifen von 13 und 8 cm; Fischerei-Bogen. IC 9234 Kisser; Bogen aus Palmrinde; 125 cm lang, sehr leicht. IC 19 833 Baber; 151 cm lang; gelbes Holz mit 22 ca. $1\frac{1}{2}$ bis 2 cm breiten Rotangstreifen; Querschnitt innen flach, außen stark konvex, $3\frac{1}{2}$ cm breit, 12 mm dick; ähnlich IC 19 061 Baber, 158 cm lang. — Die Sehne besteht meist aus gedrehter Pflanzenfaser, dazwischen tritt Schnur auf. Unten liegt sie stets auf dem Knoten auf, oben sind sie (vergl. 12 b), wenn der Bogen gespannt werden soll, in die Kerbe gezogen. Knoten und Kerbe sind oftmals zierlich und in vielen verschiedenen Formen geschnitzt, bleiben sich aber im Prinzip gleich. — Als wesentliche Merkwürdigkeit bilde ich (vergl. 12 c) den Leidener Bogen 309/789 von Timor ab. Dieser Holzbogen ist in Spannung 136 cm lang, in der Mitte fast

3 cm breit, $1\frac{3}{4}$ cm dick, innen flach, außen konvex; Schnursehne; oben Lager für Ruhe und Spannung, unten festgelegt. Dieser Bogen hat nämlich Spannringe, die aus Rotang bestehen und mit Rotang umwickelt sind. Soll die Sehne straffer gespannt werden, so schiebt man die Ringe weiter der Mitte zu. Es sind das im Prinzip die gleichen Spannringe, die an den indonesischen Saiteninstrumenten eine so große Rolle spielen. Sie sind für den Beweis der Verwandtschaft der Bogen mit diesen Saiteninstrumenten und das gemeinsame Hervorgehen aus dem Bambus außerordentlich wichtig. (Vergl. „Ursprung der afrikanischen Kultur“ S. 135 ff., 274/75, 281 ff. usw.)

Oestliche Gruppe. Tanimbar-Bogen. Soweit sie Kriegswaffen darstellen, bestehen sie aus Holz, diejenigen für Jagd und Fischerei jedoch sind aus Bambus fabriziert. Ein Bambusbogen in meinem Besitze mißt 164, 4 Holzbogen 200—205 cm, ein gespannter Holzbogen bis 189 cm Länge bei 9 cm größter Spanntiefe. Alle Bogen sind mit gedrehter Pflanzenfasersehne versehen, die an den Schlingen hie und da mit feinen Fäden umspinnen sind. Der

210

Querschnitt der schweren Holzbogen in der Mitte ist vierseitig außen und innen flach (und zwar außen mehr konvex, innen mehr konkav) und an den Seiten konvex. Breite 3—3½ em, Stärke 2—2½ em. Den Enden zu wird der Bogenstab rundlich, im Querschnitt nahe den Enden zuweilen kreisförmig. Der Stab ist meist der ganzen Länge nach in regelmäßigen Abständen von ca. ½ em mit ½ em breiten Rindenstreifen oder auch mit dichtaneinandergewickelten Fäden in Streifen bis fast 40 em breit umgeben, dazu mit schwarzem Pech oder dergleichen beschmiert. Auch kreuzweiser Bezug mit Rotangstreifen (?) kommt vor (z. B. Berlin IC 8961; 2—6 em Länge). Unten wird die Sehne entweder von einem dicken Knoten (x) oder einem kurzabgesetzten dünneren Ende (y), oder endlich einem aufgesetzten oder abnehmbaren Holzring (z der Abb. 12 d) festgehalten. (Das Vorhandensein einer derartigen Erscheinung ist wichtig und ich verweise daher auf mein gutes Belegstück: Berlin IC 8894 von Tanimbar 2 m lang.) Oben ist das Ende zierlich geschnitzt. Von außen ist eine Kerbe zur Aufnahme der Sehne angebracht, darunter (bei q)

in den meisten Fällen ein kräftiger Rotangwulst. Dieser ist für die Sehne im Ruhezustand bestimmt.

Nördliche Gruppe, Seran- (Ceram-) und Halmahera-Bogen. Es kommen auf diesen Inseln mehrere Formen vor, was schon daraus hervorgeht, daß die Bogen des Berliner Museums mit der Beschreibung von Martin nicht übereinstimmen. Der Bogen Berlin IC 10 880 Ceram besteht aus Palmholz, ist 192 cm lang, in der Mitte 3 cm breit und 1¼ cm dick. Der Querschnitt ist fünfseitig und zwar deshalb, weil die Außenfläche konvex gebrochen ist. Die Sehne ist gedreht und die obere Sehnenschlinge umwickelt. Im gespannten Zustande liegt die Sehne bei p, im schlaffen bei q. Von q ab Abb. 12 e) ist nämlich das Bogenholz abgerundet. Nach unten schwillt das Bogenholz nahe dem Ende an, setzt dann aber scharf ab und läuft in einen, seinerseits wieder an- und ebenso wieder abschwellenden, im Querschnitt 6 seitigen, Stift aus. Dagegen sagt Martin (Molukken S. 195 ff.): „Die meisten Bogen sind von einem Bambusstreifen angefertigt, dessen Innenseite beim Gebrauche nach außen gekehrt ist („wie

212

bei allen ozeanischen Bogen“). Sie sind symmetrisch und gleichmäßig sich verjüngend und in eine einfache Spitze oder einen länglichen, roh vierseitig zugeschnittenen Knopf auslaufend. Die aus gespaltenem und zusammengedrehtem Rotang verfertigte Sehne ist nicht dauernd befestigt und der Bogen wird auch in der Regel abgehängt vom Träger mitgeführt. Die Oese, mit der die Sehne jederseits endigt, wird beim Spannen einfach in eine Einkerbung gelegt, die sich nahe dem Ende befindet; besondere Wülste, welche ihr ein besseres Widerlager schaffen würden, fehlen. — Der größte Bogen 177 cm, der kleinste 127 cm“ usw. — Die Bogen von Halmahera sind Berlin I C 8859 — 178 cm, I C 8558 — 175 cm lang, aus Palmholz gearbeitet und unten mit fest eingelegter Sehne, oben mit Kerbenlagern versehen. Hier ist der Bogen übrigens im Verschwinden begriffen. Auf Amboina und Buru fehlt er schon ganz. — Ein von Kükenthal (Archipel S. 171) gemessenes Exemplar maß nur 170 cm.

Aus alledem ist zu ersehen, daß wir es mit einer Familie zu tun haben, deren verschiedene Glieder allerdings einen eigenen Typus ange-

nommen, die aber dennoch die Eigenarten ihrer Verwandtschaft behalten haben. Und diese bestehen darin, daß alle Banda-Bogen lange, gestreckte Stäbe sind, bei denen unten die Sehne fest angelegt ist unter einem Knoten im Holz oder Bambus, die oben aber nur zeitweilig die Sehne auf einem festen Lager tragen, im gespannten Zustand jedenfalls nie, sondern dann, wenn sie gebraucht werden sollen, in eingeschnitzten Kerben. Die Frage nach der weiteren Verwandtschaft dieser Formen ist nicht so leicht zu beantworten. Gehen wir nämlich von dem oberen Ende aus, das mit zwei Lagern für die Sehne versehen ist, so fällt die Aehnlichkeit mit asiatischen Bogen auf (vergl. Abb. 9), die auch mit einer Kerbe zur Aufnahme der Sehne im gespannten und mit Schnitten zur Aufnahme der Sehne im Ruhezustand versehen sind. Gehen wir dagegen vom unteren Ende aus, wo ein Holzknoten eine abgesetzte Spitze oder gar ein aufgeritzter Holzkragen (Abb. 12 dz) die Sehne trägt, so werden wir unbedingt auf vormalajische Form schließen. Und für diese Bestimmung ist noch die lange, gestreckte Form, dann das Prinzip des Sehnenabspannens und endlich noch das

214

ausschlaggebend, daß auch oben nicht einfache Schultern als Ruhelager dienen, sondern auch Knoten und Knöpfe. Demnach erklären wir die Banda-Bogen als Mischformen mit wesentlich vormalajischen Merkmalen, aber mit starken asiatischen Elementen, als welche das Motiv der Zweiteilung im Ruhe- und Spannungslager und die Eigenart des Spannungslagers als äußere Kerbe anzusehen sind.

6. **Aru-Kei-Sunda-Bogen.** Diese ist eine sehr zahlreiche und variantenreiche, aber innerlich doch sehr abgeschlossene Gruppe, deren Vorkommen auf dem westlichen Neuguinea, auf den Aru und Kei und endlich bei den Sunda im nördlichen Teile von Java nachweisbar ist. Ich gehe von den entwickeltsten Formen aus und verfolge die Abwandlung bis zu den sehr einfachen Gestalten herab. Ich unterscheide dabei vier verschiedene Stadien, die alle auf den Aru-Inseln vertreten sind. (Vergl. Abb. 13.)

1. Stadium. Leipzig, Sammlung Ribbe, Nr. 410, Bogen aus Palmholz. Länge von Spitze zu Spitze ca. 120 cm. Spanntiefe ca. 17 cm. Die Rotangsehne ist in Kerben auf der Außenseite

eingelagert, deren obere ca. 9, deren untere aber nur 4 cm vom Ende entfernt liegt. Die obere Spitze ist zierlich geschnitzt.

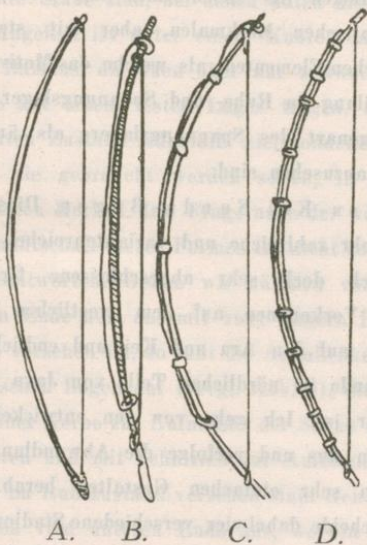


Abbildung 13.

Bogen von den Aru.

holz ist in der Mitte $2\frac{1}{4}$ em breit, $1\frac{1}{4}$ em stark, innen stark konvex und außen stark abgeflacht. Auf der Außenseite nun liegt ein zweiter flacher

Stab aus Palmholz auf und ist mit 10 Rotangbändern auf dem Bogen derart festgebunden, daß das untere Ende die Sehnenschlinge auf der Außenseite erreicht, mit dem oberen aber $7\frac{1}{2}$ cm von der Kerbe entfernt bleibt. Das Verstärkungs- oder Ober-Holz ist in der Mitte ca. $1\frac{3}{4}$ cm breit und ca. $\frac{3}{4}$ cm stark, auf der Innenseite, mit der er auf dem Bogen aufliegt, natürlich glatt abgeschliffen und außen leicht konvex. (Abb. 13 A.)

2. Stadium. In meinem Besitz. Bogen aus Bambus. Länge von Spitze zu Spitze 94 cm. Spanntiefe $13\frac{1}{2}$ cm. Die Rotangsehne ist beiderseits in Kerben auf der Außenseite ca. 4 cm vom Ende eingehängt. Bogenstab in der Mitte 2 cm breit, ca. 1 cm tief. Auf der Außenseite, also über dem Rücken des Bogenstabes, läuft eine zweite Sehne, die genau der eigentlichen Sehne an Länge (86 cm) entspricht, infolgedessen nicht den ganzen Bogenkreis überspannen kann, zumal da sie unten noch unterhalb der Sehne übergehängt ist. Infolgedessen bleibt sie oben ca. 15 cm vom Ende entfernt. Mit dem Bogenholz ist sie an vier Stellen durch zierlich gebundene Fäden zusammengehalten. (Abb. 13 B.)

3. Stadium. Leipzig. Sammlung Ribbe, Nr. 417 = 80 cm lang. Nr. 412 = 105 cm lang. Beide aus Bambus. Die beiden Bogen stimmen mit den unter 10 beschriebenen ganz genau überein bis auf das Fehlen einer Verbindung der Verstärkungssehne mit dem Holze. Demnach sitzt die Sehne sehr locker auf und beginnt ihre federnde Wirkungskraft erst bei größerer Ausspannung des Bogens. (Abb. 13 C.)

4. Stadium. Leipzig. Sammlung Ribbe. Nr. 1050. Länge 83 cm, Spanntiefe 8 cm. Ziemlich breite (in der Mitte über 3 cm) Bambusbogen. Die Sehne aus gedrehter Pflanzenfaser ist unten einfach in eine Kerbe gehängt, oben stark umwickelt. Doch liegt auch hier eine Kerbe zugrunde. Alle diese kleinen Bambusbogen (Nr. 1059 = 86; 1055 = 83; 1061 = 82; 1054 = 90 cm Länge) werden nach den Enden zu spitzer und die Enden sind abgerundet. Dagegen fehlt eine Verstärkung durch Stab oder Sehne auf dem Rücken ganz (Abb. 13 D).

Der erste, welcher einen Bogen des ersten Stadiums nachwies, war v. Luschan (in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1899, S. 225). Derselbe stammt

218

von Sekar, Mac Cluer-Golf in Neuguinea, hat eine Länge von ca. 180 cm, ist langgestreckt, an beiden Enden gleichmäßig mit Holzknoten zur Aufnahme der Sehne ausgerüstet und ist demnach ein typischer vormalajischer Bogen. Der aufgelegte Verstärkungsstab besteht aus Bambus, der Bogenstab aus Holz. Wie aus den sehr eingehenden Studien Ratzels hervorgeht, kommen auch gewöhnliche kleine Bambusbogen Stadium 4 auf dem westlichen Neuguinea als Jagdbogen vor. Dahin gehören auch die allerdings stärkeren Bambusbogen von den Kei-Inseln (z. B. Berlin I C 19 914 = 147 cm lang; I C 19 911 = 162 cm lang, Kerben an beiden Enden; seitlich zusammengedrückt ebenda), sowie der Bogen der nördlichen Javanen (Sunda), der heute wohl nicht mehr vorkommt. Ein Exemplar in meinem Besitz ist aus einem Bambusstreifen, ca. 107 cm lang, ca. 15 cm Spanntiefe, in der Mitte $2\frac{1}{2}$ cm breit und $\frac{3}{4}$ cm dick, innen flach, außen konvex abgerundet. Die Rotangsehne mit beiderseits zierlich umflochtenen Schlingen ist an den Enden gleichmäßig in seitliche Kerbung gelagert. Es ist eine schwächliche Waffe wie der Aru-Bogen. Auf den Aru selbst kommen

neben den beschriebenen kleinen Bambusbogen, deren Innenseite zuweilen entzückend geschnitzt ist, noch kräftigere Holzbogen vor. Dieselben sind mit einer Kokosfaserschnur besetzt, stellen einen zierlich geglätteten Holzstab, $\frac{3}{2}$ so breit wie dick und in der Mitte rechteckiger Querschnitt, mit seitlich zusammengedrückten Enden und kerbenartiger Absetzung dem Ende zu als Sehnenlagerung dar. Das Ende vor der Besetzung ist unten kürzer als oben, wo noch ein zierliches Holzknöpfchen den Bogen zu schmücken pflegt. Maße: Sammlung Ribbe 398 = 184 cm lang, in der Mitte = 2 cm Dicke, 3 cm Breite, unteres Ende 5 cm, oberes 10 cm lang. Querschnitt in der Mitte des oberen Endes 2 cm dick, 1 cm breit. S. R. 419 = 148 cm lang. S. R. 396 = 133 cm lang. In meinem Besitz = 150 cm lang, alle gleich gestaltet. Dagegen S. R. 405 = 168 cm und S. R. 405 = 167 cm Länge mit seitlich abgesetzten Enden und halbkreisförmigem Querschnitt, da die Innenfläche abgeflacht, die Außenseite aber konvex gewölbt ist.

Im wesentlichen sind dies natürlich asiatische mehr oder weniger abgeflachte Formen,

deren Zusammengehörigkeit bis auf die zuletzt beschriebenen beiden Bogen S. R. 404 und 405 klar ist. Diese beiden jedoch verraten vor-malajische Merkmale einmal in den seitlich statt von oben abgesetzten Enden und dann in der konvexen Außen- bis flachen Innenseite.

7. Philippinen-Bogen. Eine allge-meingültige, ausgezeichnete Beschreibung von Philippinen-Bogen hat Ratzel in seiner Abhand-lung über die afrikanischen Bogen (im XIII. Bande der Abhandlungen der philologisch-histo-rischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesell-schaft der Wissenschaften, S. 52) gegeben, die ich hier wiederhole. „Die größte Sammlung von Negrito-Bogen liegt im Berliner Museum, wo wir, was besonders wichtig, auch einige gut be-stimmte Exemplare finden. Wir heben aus die-sen als typisch den Bogen von Maluno (im SO. der Provinz Isabella) hervor, welcher 162 cm lang, 3 cm breit, innen flach, außen halbrund gewölbt ist, so daß der Querschnitt halbkreis-förmig wird. Gegen die Enden wölbt sich die Innenseite und die Außenseite gewinnt an Höhe. Die Spitzen sind 2 cm lang, leicht abgesetzt und durch Umwicklung mit Bast rauher ge-

macht. Die Sehne ist hart gedrehter Bast, wenig zurückgewunden. Die Arbeit ist im ganzen eben, im einzelnen rauh, ohne alle Politur. Merkwürdig gleichen sich nun fast alle anderen Bogen. Der Querschnitt ist flacher oder höher, die Sehne an einem Ende durch Umwindung verdickt. Die Höhe schwankt zwischen 141 und 149 cm. — Ein einziger Bogen, der höchste von allen, wird an der Unterseite von einer Rinne durchzogen. Glattere Arbeit, bis zu schwacher Politur, kommt bei zwei Bogen aus dem Distrikt Saltan vor. Selten ist Verzierung: einmal kommt ein geharzter Bastring in der Mitte, ein anderes mal eine Schnurumwindung auf der einen, zwei Bast- und eine Schnurumwindung auf der anderen Seite vor.“ — Daß daneben noch wichtige andere Bambusbogen vorkommen, ist wohl sicher, aber bis jetzt ist wenig ganz zweifelloses Material vorhanden und das vorhandene schwer erreichbar. Halten wir uns also an die obige Beschreibung, zumal an das Vorkommen der inneren Rinne (Berlin I C 1862, Prov. Bataán, Samml. Cramer, Querschnitt in der Mitte $2\frac{3}{4}$ cm breit, $2\frac{1}{4}$ cm tief; das eine Ende verjüngt, das andere kurz zugespitzt) sowie an die durch seit-

222

liche Absetzung gewonnene feste Sehnenlagerung (zumal an dem Bogen der Samml. Hans Meyers in Leipzig gut erkennbar), so tritt die Beziehung zum vormalajischen Bogen klar hervor.

Z u s a m m e n f a s s u n g. Somit gehören die eigentlich asiatischen Formen (Formosa, Nikobaren-Andamanen, Java-Bali, Sulu-Borneo) dem Westen an. Nur eine Gruppe mit dem Hauptsitze Aru liegt im Osten, die annähernd ebenso reiche asiatische Merkmale trotz nachweisbarer Verkümmerng bietet. Sonst liegen wesentlich vormalajische Formen vor in dem Banda- und Philippinen-Bogen, wenn an diesen auch asiatische Kennzeichen auftreten. Soweit das Formproblem. Die Verbreitung lehrt dagegen häufiges und kräftiges Auftreten nur im Osten und fassen wir beide Probleme zum Abstammungsproblem zusammen, so ergibt sich: daß der Bogen nur da in Indonesien sich als volkstümliche Waffe erhalten hat, wo die vormalajische Form vorherrscht, daß dagegen im Gebiete der asiatischen Bogen diese Waffe eine sehr untergeordnete Rolle spielt, daß sie hier im Verschwinden begriffen ist, daß die asiatischen Formen des Ostens aber Jagdwaffen sind.

DIE BOGEN MIKRO- UND POLYNESEIENS.

Das Problem und zwar das Verbreitungs-Problem des, sagen wir kurz, polynesischen Bogens ist eine vielbesprochene Sache. Die Ansichten schwanken vielfach, ob die Polynesier Bogen gehabt hätten oder ob nicht. Die Frage ist deswegen schwierig, weil die alten Seefahrer, die Entdecker und auch Vernichter dieser Kultur, noch recht wenig Sinn für die Bogenforschung hatten und weil in den Kriegsberichten der Bogen verhältnismäßig sehr, sehr selten Erwähnung findet — ich wüßte nur wenige Stellen über Hawai und Tonga —, daß im Gegensatz dazu viele Autoren mit Verwunderung konstatieren, daß diese „Wilden“ keine Bogen haben. Diese negativen Aussagen werden mit wenig Recht gegen die wenigen positiven ins Feld geführt. Ich glaube mit bedeutendem Unrecht. Denn man bedenke, daß z. B. Kubary den Bogen auf den Palau erst nach zwei Jahren gesehen hat. Was bedeutet es in Anbetracht dieser Tatsache, wenn ein Seefahrer nach mehrwöchigem Aufenthalt an einer Küste keinen Bogen sah und sagt: „sie haben keinen“. Die ganze Sache

224

ist ja damit zu erklären, daß der Bogen in Polynesien keine Kriegswaffe, sondern durchweg fast eine Jagdwaffe ist. Wie wenige von allen Südseefahrern haben aber wohl Ratten- und Taubenjagden mitgemacht oder nur miterlebt? Stellen wir den negativen Aussagen die positiven gegenüber, so hören wir von folgenden Inseln, auf denen der Bogen vorkommt: Palau, Ponape, Gilbert, Hawai, Tahiti, Tonga, Neuseeland. Doch auch hier wird ausgesagt, daß der Bogen selten war. Nur die Tahitier und Tonganer hatten deren mehrere. Noch kümmerlicher als die Literaturangaben sind die musealen Dokumente. In England scheinen noch mehrere Vertreter der verschiedenen Formen vorzukommen, auf dem Festlande Europa ist aber der Schatz ein sehr geringer. Ich selbst konnte nur sehr wenige Bogen untersuchen und bin deshalb zumeist auf die Literatur angewiesen. Wichtig erscheint mir die nähere Besprechung des Palau-, des Tahiti-Paumotu- und des Tonga-Fidschi-Bogens, von denen Originale vorhanden sind. Später werde ich die Lücken durch Hinweis auf literarisches Material auszufüllen suchen.

1. Palau-Bogen. Nach Kubary dient der Bogen lediglich der Taubenjagd, doch zeigt er auf der ganzen Inselgruppe gleiche Gestalt. Er wird aus der mühsam zu bearbeitenden Luftwurzel einer Mangrovenart geschnitzt. Der Bogen ist platt, 1,84—1,90 m lang, im Querschnitt rechteckig, 1—2 cm in der Mitte breit und 2 cm dick, sich unbedeutend gegen die Enden verjüngend. Die Spannweite beträgt 1,73 m, die Spanntiefe 16 cm. Die Eingeborenen unterscheiden ein unteres und ein oberes Ende. Das untere ist breit und dient zur dauernden Befestigung der Sehne, das obere ist spitz und für die jedesmalige Befestigung des anderen Endes der Sehne, die sonst nicht aufgespannt wird, dienend. Auf der inneren Seite des Bogens befindet sich auf 35 cm von jedem Ende entfernt je eine erhabene Kerbe, in welcher die Sehne, sobald der Bogen nicht gespannt ist, ruht. Die Sehne ist entweder aus Hibiskusfaser gedreht oder aus 4 Strängen des Rindenbastes der Luftwurzeln der *Ficus pseudobaniana* rund geflochten. — Prüfen wir die einzelnen Eigenschaften (Abb. 12 f), so ist zu bemerken, daß das obere Ende ganz genau den unteren Enden

der Banda-Bogen entspricht (vor allem Abb. 12 e), daß aber das untere Ende gleichermaßen am Banda-Bogen vorkommt, z. B. Berlin I C 19 148 Wetter, I C 9234 Kisser, dann an einem Exemplar in meinem Besitz von Tanimbar usw. Danach also und nach dem Prinzip der unten festen, oben lockeren Sehnenbefestigung gehört der Palau-Bogen zu den vormalajischen Bogen und ist er im speziellen den Banda-Bogen nahe verwandt. Dazu kommt aber ein Merkmal, das weist direkt nach Norden, nämlich die Knoten zur Aufnahme der Sehne. Solche fanden wir vordem lediglich an dem Formosa-Bogen (Abb. 10 A). Hier testiert sich diese Eigenart als Nachkommenschaft des asiatischen reflexen Bogens, bei dem im Ruhezustand die Sehne auf den Rücken gelegt wird. Bei dem Palau-Bogen, der nach Kubary nicht reflex ist, erscheinen diese asiatischen Merkmale nun auf der Innenseite. — Sonach mischen sich hier am Austritte aus Indonesien beide Formen.

2. Tahiti - Paumotu - Bogen. Vom Tahitier-Bogen sagt Wilson, daß er aus Holz gemacht sei. Mit diesem Bogen schießen sie aufeinander und nicht mehr nach einem

Ziele. Es kommt dabei lediglich auf die größte Entfernung an. Diese Instrumente gebrauchen sie nie im Kriege. Wallis: Ob sie gleich Pfeil und Bogen haben, so kann man mit solchen Pfeilen nichts als höchstens einen Vogel herabschießen, indem sie nicht zugespitzt, sondern nur an einem Ende mit einem runden Steine versehen sind. Cook macht Bemerkungen gelegentlich der Notiz, daß die Matrosen den Eingeborenen Bogen und Pfeile gestohlen hatten. Sie brachten diese Sachen auch selten zum Fort hinab. Heute aber stellte sich Tuburai Tamaide mit den Seinigen ein, weil ihn Herr G. zu einem Wetschießen aufgefordert hatte. Tuburai spannte seinen Bogen und schoß einen Pfeil, die allhier nicht befiedert sind, 822 Fuß weit, welches etwas weniger als $\frac{1}{7}$ und etwas mehr als $\frac{1}{6}$ einer englischen Meile beträgt. Ihre Art zu schießen ist einigermaßen sonderbar: sie knien dabei nieder und lassen in dem Augenblicke, da sie den Pfeil abgeschossen haben, den Bogen fallen. — Jedenfalls sind alle Schriftsteller einig, daß die Tahitier Bogen und Pfeile besaßen, sie aber nur zum Zeitvertreib benutzten. Nun haben wir außerdem eine Beschrei-

bung eines Tahiti-Bogens aus alter Zeit, sowie
einen derselben entsprechenden Bogen. Nach

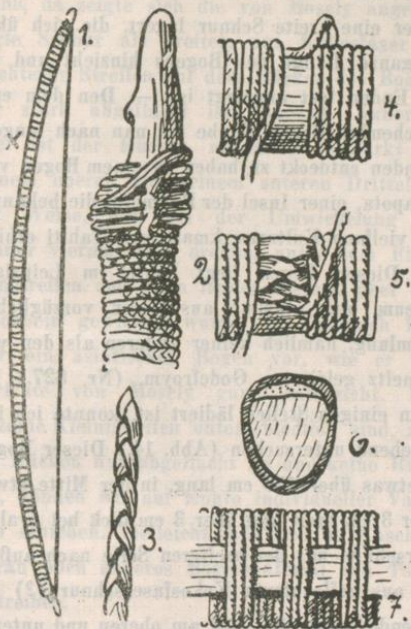


Abbildung 14.

Bogen von den Paumotu. (2) das Ende von der
Seite, (3) die Sehne, (4) Mitte von der Seite,
(5) Mitte von außen, ein Teil der Umhüllung ist
losgelöst, (6) Querschnitt der Mitte, (7) Außen-
ansicht bei x.

dieser Beschreibung von Mosely ist der Otahiti-Bogen sehr lang und besteht nur aus einem Stück: auf dem Rücken läuft jedoch eine Rinne, in der eine breite Schnur lagert, die sich über die ganze Länge des Bogens hinzieht und an den Enden fest angelegt ist. — Den dem entsprechenden Bogen glaube ich nun nach langem Fahnden entdeckt zu haben in einem Bogen von Takapota, einer Insel der Paumotu, die bekanntlich vielfach Kulturmerkmale von Tahiti erhielt. Dieser Bogen liegt heute im Leipziger Museum und stammt aus einer vorzüglichen Sammlung, nämlich keiner anderen als den von Schmeltz geleiteten Godefroy. (Nr. 827.) Da er an einigen Stellen lädiert ist, konnte ich ihn eingehend untersuchen (Abb. 14.) Dieser Bogen ist etwas über 150 cm lang, in der Mitte etwas unter 3 cm breit und über 3 cm dick bei ovalem Querschnitt mit der breiteren Seite nach außen. Die aus geflochtener Kokosfaserschnur (?) bestehende Sehne (3) wird am oberen und unteren Ende (2) in gleicher Weise eingehängt. Diese Einkerbung von außen macht schon einen asiatischen Eindruck. Der ganze Bogen ist von Kerbe zu Kerbe mit feinem Sinnet überzogen,

230

der in der Mitte lädiert ist und hier ein Stück weit zurückgewickelt wurde (4 und 5). Und siehe, da zeigte sich die von Mosely angekündigte Schnur als breiter, aus Kokosfaser geflochtener Streifen auf dem Rücken des Bogens, der stark abgeflacht ist, lagernd. Außerdem aber ist der Rücken nochmals verstärkt auf seinem oberen und seinem unteren Drittel, in der Weise, daß bei der Umwicklung mit Schnur viermal oder dreimal unter dem Fischbeinstreifen und dann immer dreimal über dem Fischbein gewickelt wurde. — Demnach liegt hier ein asiatischer Bogen vor, wie er dem Berichte von Mosely ganz entspricht. Daß einzelne Kleinigkeiten unterschiedlich sind, z. B. der Rücken nur abgeflacht ist und keine Rinne hat, können wir auf Konto individueller Variation schieben. Vielleicht läßt sich im Anschluß hieran noch anderes Bogenmaterial von Tahiti auftreiben.

3. Fidschi-Tonga-Bogen. Der weitere durch Museumsmaterial wie durch Literatur bekannt gewordene polynesischer Bogen ist der von Tonga. Er wurde nach Mariner, dem besten Berichterstatter über die tonganischen Verhält-

nisse, und nach Dumont d'Urville sowohl bei der Fana-kalai, einer Vogeljagd, als bei der Fana-guma oder Rattenjagd zur Anwendung gebracht. Aber sehr wesentlich ist, daß der Tonga-Bogen auch im Kriege benutzt wurde. Es geht das aus den sehr detaillierten Berichten Mariners über die verschiedenen Kriegszüge deutlich hervor. Und das ist kein polynesisches Merkmal, sondern ein durchaus melanesisches. Und in der Tat hören wir ja auch nach direkter Aussage, daß die Tonganer den Kriegsbogen von den Fidschiern ererbt hätten. — Nun hat v. Luschan, der den Bogen von Tonga mit der Beschreibung von Mosely zu identifizieren sucht, dieses übersehen und lediglich die Beschreibung von Forster herangezogen. Diese aber ist sehr eigenartig. Nach ihr war der Bogen 6 Fuß lang, ungefähr von der Stärke eines kleinen Fingers und im Ruhezustande nur wenig gekrümmt. Längs der konvexen oder äußeren Seite lief für die Sehne ein vertiefter Falz oder eine halbe Hohlröhre, in der zuweilen der ca. 6 Fuß lange Pfeil Platz fand. Wenn nun der Bogen gespannt werden sollte, so mußte solches nicht durch stärkere Krümmung seiner Biegung geschehen,

232

sondern völlig umgekehrt, so daß der Bogen erst gerade und dann nach der entgegengesetzten Seite umgebogen wurde usw. — Zum Studium ziehe ich Bogen von Fidschi heran und gebe

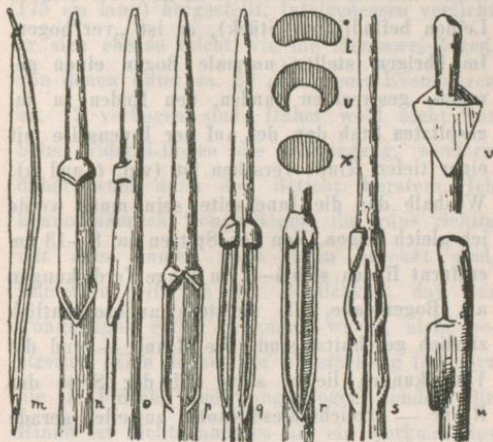


Abbildung 15.

m = Fidschi-Bogen, n, p, q, r, s = Spitzen von innen, o = von der Seite, t, u = Querschnitte in der Mitte, v, w, x = Südseebogen, Spitze von innen, von der Seite und Querdurchschnitt in der Mitte.

in Abb. 15 und zwar in m einen ganzen Bogen, in n das Ende desselben von innen, in o dasselbe von der Seite, und p, q, r, s noch weitere

vier Enden von innen. t ist der Querschnitt des Bogens m , u der des Bogens p , beide in der Mitte genommen. Der abgebildete Bogen m zeigt die Eigenschaft, die bei fast allen Fidschi-Bogen nachzuweisen ist (z. B. auch bei dem in Leiden befindlichen Stück), er ist „ver“bogen. Im übrigen stellen normale Bogen einen geraden, gestreckten runden, den Enden zu zugespitzten Stab dar, der auf der Innenseite mit einer tiefen Rinne versehen ist (vgl. t und u). Weshalb das die Innenseite sein muß, werde ich gleich zeigen. Von den Spitzen ca. 8—13 cm entfernt finden sich 6—7 cm lange Verdickungen am Bogenstabe, die meistens außerordentlich zierlich geschnitzt sind. Die Rinne — und die Verdickungen liegen stets auf der Seite der Rinne — erreicht diese Knoten zuweilen gerade (p), zuweilen nicht (n und r), zuweilen aber schneidet sie dieselbe auch (q). Diese Verdickungen sind so übereinstimmend im Prinzip, daß sie ganz genau den Lauf der Sehne anzeigen, ganz genau so wie der Mentawej-Bogen (Abb. 12 a), mit dem sie die Eigenart der eingeschnittenen Rillen als Laufgang für die Sehne teilen. Und danach liegt eben die Rinne stets

innen. Der Fidschi-Bogen ist nun genau wie der Palau- und Tonga-Bogen aus dem Material der Mangrove und verhältnismäßig schmal und zierlich bei seiner Länge (135, 163, 170, 174, 175 cm lang) hergestellt. Infolgedessen verzicht er sich ebenso leicht wie die Mentawej-Bogen, von denen unter ca. 20 gemessenen Exemplaren ca. 12 verbogen sind. Daher wohl nicht nur beim Fidschi-Bogen die Verbiegung, sondern daher wohl auch der Bericht Forsters. Ich kenne nämlich Tonga-Bogen, die ganz richtig mit dem Knoten nach innen beseht sind. Immerhin will ich die Möglichkeit, daß der Tongabogen reflex behandelt wurde, nicht bestreiten. Eine Schnur der Verstärkung lief aber nie im Fidschi- und Tonga-Bogen, sondern die Rinne ist nichts anderes als ein Merkmal des vormalajischen Bogens, das wir sonst in einer allerdings kleinen Rinne oder in einer Abflachung kennen gelernt haben und noch kennen lernen werden. Und wir werden dieses Merkmal umsomehr derart auffassen müssen, als es stets mit dem zierlichen Knotenwerk, dessen verwandtschaftliche Beziehungen ganz klar sind, zusammen auftritt. — Als Tonga-Bogen möchte

ich den Bogen Coll. God. Nr. 1699 bestimmen. Die Enden *v* (von innen) und *w* (von der Seite) zeigen nämlich die für Tonga typische, nach innen liegende dreieckige Verdickung. Der Bogenstab ist in der Spannung etwas über 170 cm lang, rundlich, im Querschnitt elliptisch, mit den flachen Seiten nach außen und innen, Breite 22 mm, Dicke 17 mm.

Zusammenfassung. — Dazu noch einige wichtige Tatsachen. Von Hawai sind uns mannshohe gerade, im Durchschnitt runde Bogenhölzer mit einer leichten Verdickung, hinter dieser aber einer, den Bogen umlaufenden, Rinne oder Kerbe als Sehnenlager überkommen, die offenbar einen Mischtypus darstellen, der aber keine genaue Bestimmung zunächst zuläßt. Der Bogen Coll. God. 1579 aus feinem Palmholz, ca. 190 cm lang, innen stark konvex (über 2 cm dick) und außen ganz flach (nicht ganz 2 cm breit in der Mitte), am Ende mit äußeren Kerben für die Sehne aus Sinnet, genau der am Paumotu-Bogen entsprechend, mit Angabe Südsee ist auf jeden Fall ein polynesischer Bogen und zwar asiatischer Verwandtschaft. Er war auch einmal umwickelt, was die regelmäßig

236

gestreiften Seiten beweisen. Die flache Außenseite dürfte seinerzeit eine Verstärkungsschnur getragen haben. Im Britischen Museum befinden sich mehrere Bogen: Angabe: Savage - Insel. Die Sehne besteht aus Sinnet. Die Bogenhölzer sind im Scheitel eingebogen und die so gebildeten Schenkel herabgebogen. Die Sehne lagert in schräg von außen angebrachten Kerben. Die ganze Arbeit ist roher als bei den eleganten anderen polynesischen Bogen. — Demnach also wiegen die asiatischen Eigenarten bedeutend über und vormalajische lassen sich nur an der Grenze Melanesiens nachweisen. Jedenfalls mögen die polynesischen Bogen zu den großen Seltenheiten gehören, aber wir müssen zugeben, daß Polynesien mehrere Bogenformen hat. Ich glaube und weiß sogar, daß sich noch eine ganze Reihe polynesischer Bogen, auch aus alten Zeiten, in Europa befinden. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, diese einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen und damit ein weiteres wertvolles Material für das Bogenstudium zu erlangen. Solange das ausbleibt, müssen wir uns mit dem Gebotenen begnügen und dies lehrt uns, daß die asiatischen Bogen

der mikro- und polynesischen Inselwelt noch mehr wie die Indonesier selten sind und daß der Bogen erst häufiger und überhaupt Kriegswaffe wird an der melanesischen Grenze, auf Tonga und Fidschi.

DIE BOGEN MELANESIENS.

Der Bogen ist eine typische melanesische Waffe. Im weitaus größten Teile Melanesiens werden die Kriege mit dem Bogen geführt. Aber wie überall auf der Erde gibt es auch in Melanesien Gebiete, auf denen der Bogen fehlt. Eine große Lücke in der Verbreitung stellt besonders das vollkommene Fehlen des Bogens auf der Ostspitze Neuguineas, auf Neupommern und Neumecklenburg und den Luisiaden dar. Wie es sich mit dem Bogen von Neukaledonien verhält, werden wir sehen, und auf den Salomonen sind nur bestimmte Stämme Bogenschnitzer. Die Bogenformen Melanesiens sind in 4 Gruppen zu besprechen: Neuhebriden, Santa Cruz, Salomonen, Neuguinea.

1. Neuhebriden - Bogen. Es sind zwei verschiedene Bogen zu unterscheiden als Extreme einer Entwicklungsreihe, zu der sich

238

wohl sämtliche Glieder noch werden auffinden lassen. Die erste Form (Abb. 16 A) ist im Leipziger Museum durch zwei Exemplare vertreten. Das eine, 175 cm in gespanntem Zu-

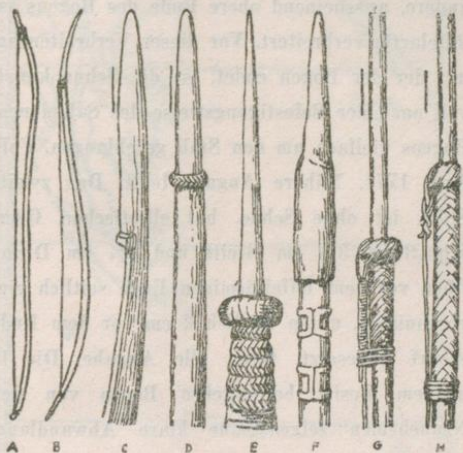


Abbildung 16.

A und B = Neuhebriden-Bogen, C = Santa Cruz, D = Salomonen, E bis H = Neuguinea, C, D, G, H = von der Seite (I = Innen), E = von außen, F = von innen.

stande lang, ziemlich glattes braunes Bogenholz, mit innerer Ablachung und äußerer konvexer Rundung, im Querschnitt in der Mitte über 3 cm

breit und $1\frac{1}{2}$ cm tief. Die Schnursehne ist unten in eine äußere Kerbe, die den Bogen halb umzieht, gehängt. An diesem Ende schließt die Sehne mit einer geflochtenen Sehne ab. Das andere, anscheinend obere Ende des Bogens ist löffelartig verbreitert. Vor dieser Verbreiterung, mit der der Bogen endet, ist die Sehne kunstvoll nach der Befestigungsweise des Salomonen-Bogens vielfach um den Stab geschlungen. Coll. God. 1771. Nähere Angabe fehlt. Das zweite Stück ist ohne Sehne, hat elliptischen Querschnitt bei $3\frac{3}{4}$ cm Breite und $2\frac{1}{4}$ cm Dicke. Oben vor dem löffelförmigen Ende seitlich eingeschnitten, unten seitlich 2 cm vor dem Ende scharf abgesetzt. Ohne alle Angabe. Die in meinem Besitz befindlichen Bogen von den Neuhebriden zeigen eine klare Abwandlung. O. B. 21 ist 141 cm lang, gestreckt, die Sehne liegt an der abgeflachten Innenseite in der Mitte an und ist auf $\frac{1}{4}$ von oben und unten ca. $1\frac{1}{2}$ cm vom Holze entfernt. Querschnitt in der Mitte ca. 3 cm breit, $1\frac{3}{4}$ cm dick, innen flach, außen stark konvex. Schönes glattes Holz. Gegen die Mitte zu zweimal mit Bast umwunden. Enden laufen in straffen Spitzen

240



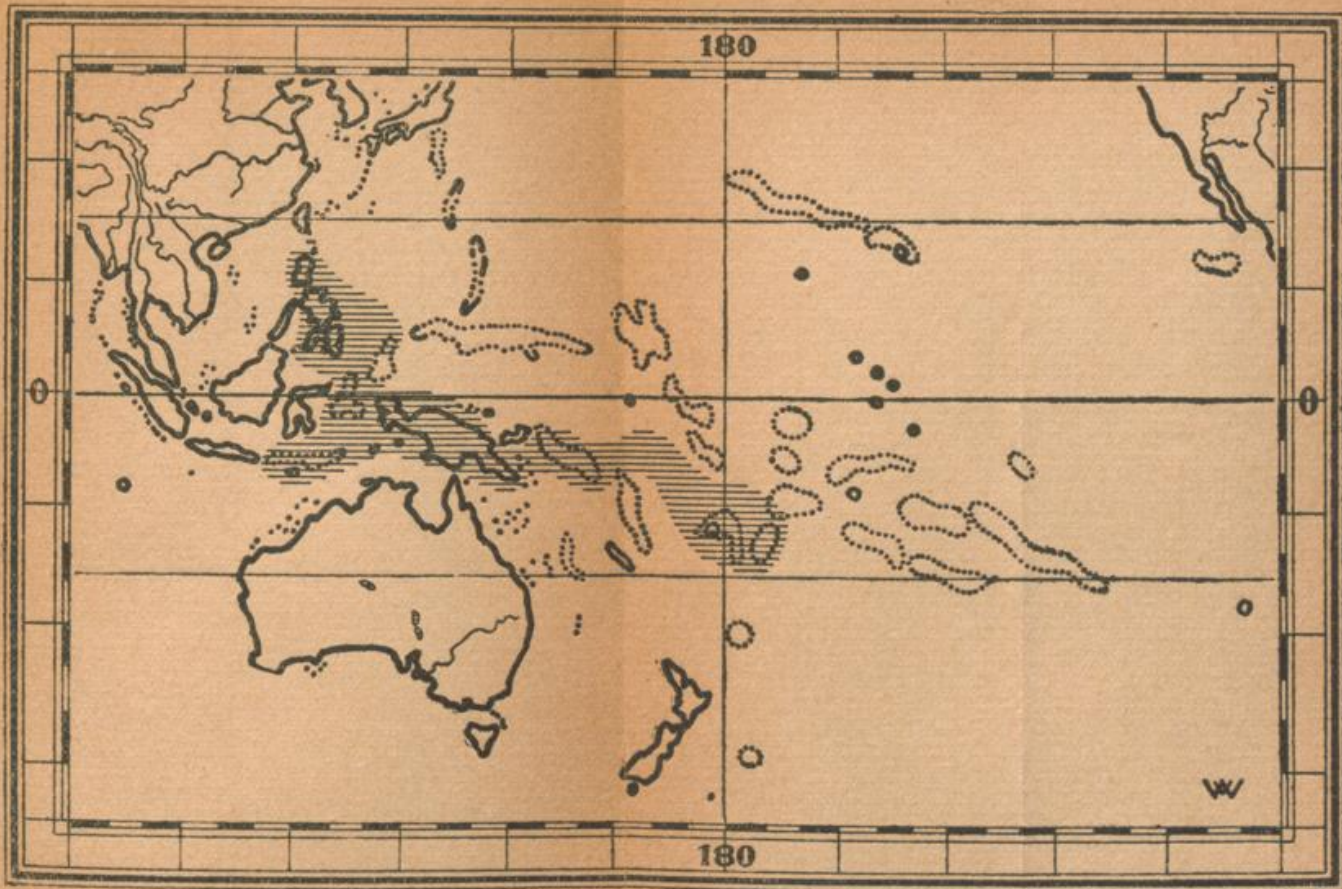
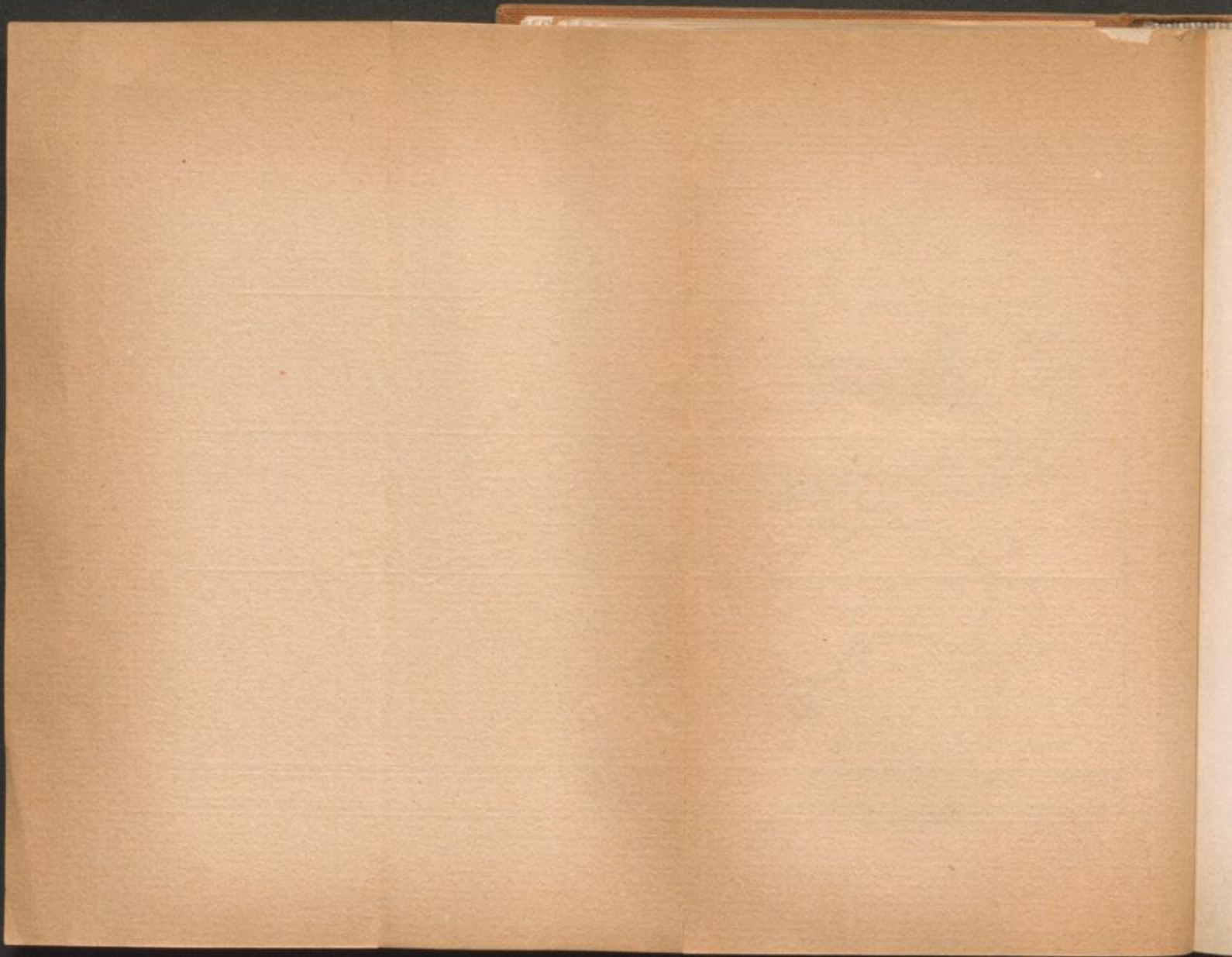


Abb. 17. Bogen mit vormalajischen Elementen.



aus. Die Sehne wird festgehalten durch unterwickelte Fäden; unten Schlinge, oben Umwicklung. Aehnlich Erromango, prächtig poliertes, schwarzbraunes Holz, 128 cm lang. Dieser und die nächsten Bogen sind nur einfach gekrümmt. Aoba = 123 cm Länge. Holz fast rund (ausnahmsweise). Befestigung der Sehne und Wölbung fast gleich dem vorigen. Pentekost = 140 cm Länge. Glatter Bogenstab mit innerer Abflachung und äußerer Wölbung. Sehne zerrissen. Unten und oben nahe dem Ende eine feine Bastumwicklung zum Festhalten der Sehne. Endlich ein Bogen von Santa Maria = 143 cm Länge, $5\frac{1}{2}$ cm Spanntiefe. Unten und oben stark herabgebogen. Das Bogenholz ist 4 cm breit und auf den Schenkeln ca. 2 cm stark; in der Mitte aber — also wie bei den Andamanen = Nikobarenbogen — etwas dicker. Nahe den Enden seitliche Einkerbung zur Aufnahme der Sehne, die unten eine geflochtene Schlinge besitzt und oben umwickelt wird. Die zweite Bogenform (Abb. 16 B) wird vertreten durch einen Bogen von Malikollo. 151 cm lang, stark gekrümmt, braunes, knotiges Holz, im Querschnitt einen Halbkreis dar-

stellend, da innen stark abgeflacht und außen konvex gewölbt, ca. 3 cm breit und ca. $1\frac{1}{2}$ cm dick. Den Enden zu in langen Spitzen auslaufend, die keinerlei Vorrichtung für Sehnenbefestigung bieten. Die Sehne ist unten mit Knoten einfach, oben vielfach umwickelt oder umschlungen. Andere Bogen dieser Art messen Coll. God. 2294 = $150\frac{1}{2}$ cm Länge, in der Mitte $2\frac{3}{4}$ cm breit, $\frac{3}{4}$ cm dick; bei diesem wie dem folgenden ist auch das untere Ende abgebogen. Leipzig, Coll. Weber ist 140 cm lang, in der Mitte $2\frac{1}{2}$ cm breit und $\frac{3}{4}$ cm dick. Bei diesem ist die Sehne oben 17, unten 14 cm vom Ende entfernt befestigt. Coll. Weber, ein weiterer Bogen von 123 cm Länge usw. — Diese letzte Art von Bogen ist es anscheinend, die Ratzel zu der Angabe veranlaßt hat, die Neuheliden-Bogen besäßen eine innere Rinne. In der Tat läuft bei vielen Bogen (so auch bei Leiden S. 265 Nr. 110) auf der Innenseite eine Markrinne, da die Bogen durch Halbierung eines Stockes gewonnen werden. Auch die nachher zu besprechenden Santa Cruz-Bogen haben eine derartige, ca. 1—2 mm breite, aber nur an einzelnen Stellen und nur zufällig auf-

242

tretende Markrinne, die zuweilen gefüllt, zuweilen leer ist.

Anhang: Bogen von Neukaledonien. Auf Neukaledonien sind einige Male in der Literatur die Bogen als Fischereigerät erwähnt. Das Berliner Museum besitzt in einer guten Sammlung zwei derartige Exemplare, die sogleich ihre Verwandtschaft und Uebereinstimmung mit dem Neuhebriden-Bogen erkennen lassen. Und doch sind kleine Unterschiede bemerkbar. Beide bestehen aus grauem, hellem Holze, sind mit einer Abflachung im Innern und ebenda den Spuren einer Markrinne versehen. Nr. 1802 hat zierlich gekerbte und abgesteifte Enden bei einfach gestreckter Form, Nr. 1801 hat einfache Enden bei Annäherung an Form 2 (Abb. 16 B) des Neuhebriden-Bogens. Was bei dem letzteren auffällt, sind zwei schmückende, zopfartig herabhängende Flechtwerke nahe dem Ende.

Zusammenfassung. Alle diese Bogen zeigen unverkennbar Elemente der asiatischen Bogen; als solche sind die Biegung des Stabes und die Lagerung der Sehne in Kerben zu bezeichnen. Sonst aber sind es vormalajische

Bogen, denn sie sind im Innern abgeflacht, die Sehne ist einerseits fest, andererseits locker angebracht und oftmals durch untergewickelte Fadenwülste in ihrer Lage erhalten.

2. Santa Cruz - Bogen. Ein Bogen in meinem Besitz mißt 193 cm Länge von Spitze zu Spitze bei ca. 7 cm Spanntiefe. Es ist ein gelbbrauner Holzstab, wohl von Casuarinaholz, mit Resten einer Markrinne im Innern und Spuren von Rotfärbung an den Enden. In der Mitte ca. 3 cm breit und 2 cm dick, innen abgeflacht, außen konvex gewölbt. Merkwürdig sind die Enden, die etwa 8 cm vom Ende plötzlich einen runden Querschnitt annehmen (Abb. 16 C). Die Breite schließt also mit einem im Innern liegenden Querschnitt ab, der etwa $2\frac{1}{2}$ mm dick und breit ist. — Aehnliche Bogen, Coll. Weber, Leipzig = 190 cm Länge bei fast 4 cm Breite, Coll. Godeffroy Nr. 2707 sogar über 2 m lang, aber schmaler und dicker. Die aus Pflanzenfaser gedrehte Schnur ist unten in eingeflochtener Schlinge fest umgelegt, oben unwickelt, stimmt also in diesen Punkten mit dem Neuhebriden - Bogen überein. — Diese Bogen nähern sich mit ihrem Wulstende —

244

das uns im Prinzip an die Fidschi- und Tonga-Bogen erinnert — und der außerordentlichen Länge nach mehr den vormalajischen Bogenformen, denen sie wohl unbedingt zugezählt werden müssen.

3. Salomonen - Bogen. Kürzlich haben wir sehr wertvolle und beachtenswerte Notizen von Parkinson, dem unermüdlichen Forscher der Südsee, erhalten („Zur Ethnographie der nordöstlichen Salomoninseln“), die wir nicht übergehen dürfen. Danach wird der Bogen aus dem äußeren harten Holz einer Palmenart angefertigt; er ist in der Regel etwa 2 m lang, in der Mitte gegen 4 cm breit, nach den Enden allmählich verjüngt. Die äußere Seite ist flach (— oft sogar ein wenig konkav —) und fast immer dunkelbraun bis schwarz gefärbt. Die der Sehne zugekehrte Seite ist konvex und vielfach glänzend poliert; in der Mitte entlang läuft ein einfacher oder doppelter schwarzer Strich, der beim Gebrauche des Bogens dem Schützen als Visier dient, da Sehne und Strich beim Abschießen des Pfeiles immer in einer bestimmten Stellung zu einander sein müssen. Die Bogensehne ist aus starken Pflanzenfasern gedreht

und öfters mit gelbem Faserstoff umwickelt, teils um die Sehne gegen Ausfasern zu schützen, teils auch als Zierde. Die Sehne wird an einem Ende des Bogens permanent befestigt, am anderen Ende dagegen leicht lösbar, sodaß man nach Belieben den Bogen bald stärker, bald schwächer anspannen kann. Soll die Sehne justiert werden, so hält der Bogenschütze den Bogen aufrecht vor sich, das untere Ende mit dem großen Zeh des linken Fußes festhaltend; er faßt dann das andere Ende mit der linken Hand, biegt den Bogen sanft und löst mit der rechten Hand die Sehne, die nach Belieben verlängert und verkürzt wird, je nachdem eine schwächere oder stärkere Spannung gewünscht wird. Die beiden Bogenenden haben auf Buka verschiedene Namen. Merkwürdigerweise werden die Bogen von den Inlandsstämmen gefertigt und von den Strandsassen, welche Stämme anscheinend schlechte Bogenmacher sind, argekauft. — Dazu noch einige Bemerkungen über formale Eigentümlichkeiten. Einige Bogen zeigen an den Enden (z. B. Abb. 16 D) die merkwürdige Erscheinung einer Verdickung, die durch einen übergeschobenen Rotangring

246

noch auffälliger wird. Während der Bogen in der Breite gleichmäßig abnimmt und auch die Kontur der Innenseite ungehindert abfällt, ist auf der Außenseite der Bogen verdickt. Wenn auch diese Verdickung einem Teile der Bogen fehlt, so ist doch die weitaus größte Anzahl mit Rotangringen und Pflanzenfasernumwicklungen als Sehnenlager versehen. Die Verschiedenartigkeit der unten permanent und der oben nur zeitweilig befestigten Sehne tritt nicht nur in verschiedener Form der Umwicklung zutage, sondern auch darin, daß das untere Ende mit Sehne von einer festen Pechmasse zugespitzt wird (so bei einem Leipziger Bogen von 213 cm Länge und einem Bogen i. m. B. von Buka), während dieser unlösbare Verband dem oberen Ende fehlt. Allerdings kommen Bogen mit derartiger Pechverkleidung an beiden Enden auch auf Buka vor, wie dies der prächtige, an den Enden wundervoll geschnitzte und ornamentierte Bogen (— der einzige dieser Art, den ich kenne—) der Coll. God. Nr. 2894 von 208 cm Länge lehrt. — Daneben kommen noch breite (in der Mitte 4 cm), dem Ende zu spitz und zusammengedrückt (1 cm dick und

3 mm breit) auslaufende Bogen aus Bambus vor, z. B. Leipzig, Coll. Weber Nr. 306 von Bougainville, ca. 122 cm lang. Die Innenseite des Bambus liegt hier nach außen. — Eine weitere Ausnahme stellt der Bogen Malayta (speziell Sua) dar. Ein Exemplar in meinem Besitze mißt 180 cm Länge, i. d. M. $3\frac{1}{2}$ cm breit und ca. 2 cm dick, innen konvex, außen konkav gewölbt. Das Holz ist schwarz und vorzüglich poliert. An den Enden kurz zugespitzt, Sehne unten einfach umgeknotet, oben aber über 30 cm weit zurückgewickelt. Oben ein zierlicher Schmuck bündelförmig abstehender Kokosfasern (?), aus denen auch die Sehne hergestellt scheint. — Surville hat s. Zt. einen kleinen asiatisch gebogenen Bogen von Isabel abgebildet. — Nehmen wir alles zusammen, so haben wir einen vormalajischen Bogen vor uns, nach der Stärke und der Sehnenlagerung zu schließen. Ich glaube, für die merkwürdige Erscheinung eines außen konkaven, innen konvexen, dabei auf dieser Seite abgeflachten Bogens können wir eine einfache Erklärung bieten, zu der nur das Vorkommen von Bambusbogen neben den Holzbogen Veranlassung bietet,

248

daß nämlich diese Bogen erst aus Bambus bestanden und aus Holz nachgebildet wurden. Der Bambusbogen, bei dem die Innenseite des Rohres stets nach außen liegt, hat nämlich genau denselben Querschnitt.

4. Neuguinea-Bogen. Den Salomonen folgt nach Westen ein Gebiet, dem der Bogen fehlt. Erst in Neuguinea und zwar im Norden auf deutschem Boden und im Süden von Port Moresby an treffen wir die Waffe als wichtiges Gerät wieder an.*) Es ist aber zu beachten, daß im Norden die Formen klarer, die Waffe häufiger, im Süden aber kümmerlicher ist. Die Einwirkung der kleinen Aru-Bogen aus Bambus reicht von Westen her fast bis zum Fly-River, wo die letzten Bambusbogen vorkommen, im

*) Anmerkung. Ich möchte mir wenigstens in Anmerkung den Hinweis auf eine Beziehung zu einer anderen Waffe, nämlich zum Schilde, erlauben. Im westlichen Bogengebiet Neuguineas treffen wir nur den Bogenschild, im östlichen Speergebiet, wo der Bogen fehlt, ebenso wie in gleichen Gebieten Ost-Melanesiens, dagegen die kümmerlichen Formen „asiatischer“ Schilde an, die äußerlich hübsch aussehen, aber bei mangelhaftem Griff schwach sind. Vgl. die vorhergehende Abhandlung „Die Schilde der Ozeanier“.

Norden dagegen kaum über die Geelvink-Bai hinaus. Der eigentliche Neuguinea-Bogen besteht aus Holz, und die kleineren Bambusbogen sind jüngere Eindringlinge, die auch schwächer sind als die alteingebürgerten, denen ich mich hier zu widmen habe. Ich unterscheide drei Formen oder Typen.

1. Typus mit einem Rotangwulst als Sehnenlager, kommt auf Neuguinea wohl überall vor, wo überhaupt der Bogen eine größere Rolle spielt. Die östlichen Formen sind zierlicher im Schmuck, die westlichen des holländischen Neuguinea weniger reich ausgestattet. Allen Bogen aber ist die Sehne aus einem schlichten ungedrehten Rotangstreifen eigen, die oben und unten mit einer Oese (geflochten aus den geteilten Enden der Sehne) versehen ist. Im Ruhezustand ist die Sehne stets abgehängt. Als Beispiel der östlichen Formen gebe ich die Beschreibung eines Bogens aus Berlinhafen. Derselbe stellt einen Holzstab von 197 cm Länge (zwei andere 191 und 192 cm lang) dar, der von der Mitte ($4\frac{1}{2}$ cm breit, $1\frac{1}{2}$ cm dick) nach den Enden ganz spitz ausläuft. Außen ist er konvex gewölbt, innen durchaus

250

flach. Ein dicker Rotangwulst (Abb. 16 E) ist oben 14, unten nur 9 cm von der Spitze entfernt angebracht. Daran reiht sich in gleichem Sinne die Verschiedenartigkeit der Ausschmückung an, unten nur ein 3 cm weit reichendes Flechtwerk aus Rotang und darüber, noch 49 cm vom Ende entfernt, ein gleich breites gleiches Schmuckwerk. Dagegen oben! Hier reiht sich zunächst an den Rotangknoten ein 18 cm weit reichendes Rotangschmuckwerk an, bestehend aus hellem gelben Geflecht, unterbrochen von dunkelbraunen Ringen. Dann kommt 22 cm weit zierliche Schnitzarbeit auf der Außenseite und endlich schließt der ganze Schmuck mit einem 4 cm breiten Rotangringe und -Flechtwerk ab. Diese Reihenfolge ist bei allen Bogen der gleichen Herkunft die gleiche, wenn auch die Ornamente in bunter Verschiedenartigkeit prangen. Doch kommt es auch vor, daß die ganze Vorderseite mit geschnitztem Schmuck bedeckt ist, daß oben, d. h. dieses stets innen, Fäden und Schnüre angebracht sind, deren Sinn wir nachher erörtern werden. Ein anderer Bogen vom Gogolfluß, den die Sammlung der Güte des Herrn Dr. Lauterbach

verdankt, ist weit kürzer (ca. 163 cm lang) und in der Ausstaffierung einfacher, wenn auch die Oberfläche des Holzes ausgezeichnet poliert, der Rotangknoten oben allerliebste geflochten, mit Fellstückchen und mit einem Kragen aus Rotang versehen, dem allerdings nur 3 cm weit Ringschmuck folgt. Ob unten der Knoten stets gefehlt hat oder ob er nur verloren ist, muß ich dahingestellt sein lassen. Flechtringe sind hier vorhanden. Ein breites, weites Flechtband dient zum Festhalten der Pfeile, vielleicht auch als Spannring ähnlich wie beim Timorbogen in Leiden. Die Sehne besteht aus Bambus. — Die Formen der Westspitze Neuguineas sind teilweise größer (ich messe zwischen 205 und 160 cm Länge; in Dresden liegt ein Bogen von 222 cm Länge). Je weiter wir nach Westen kommen, desto ärmlicher der Schmuck, zuletzt folgen nur noch zwei bis drei an Dicke und Breite nach der Mitte zu abnehmende Rotangringe dem Wulste. Doch bleibt der Unterschied der Länge des oberen und des unteren Endes bei. Hingegen ändert sich die Form des Querschnittes im Sinne einer konvexen Wölbung der Innenseite, derzufolge die Ellipsenform bei einer

Breite von 3 cm und einer Dicke von $1\frac{3}{4}$ cm erreicht wird. Die Sehne ist Bambus oder Rotang.

2. Typus. An Stelle des Rotangknotens tritt ein Holzknoten als Sehnenlager. Diese Formen kommen in Neuguinea vor, soweit überhaupt Bogen gebräuchlich sind. Die Knoten aber sind sehr verschiedenartig. So ist ein Bogen aus der Nähe von Berlinhafen (?) oben mit einem dicken, langen Knoten, unten aber kurz abgesetzt gebildet. Lang 168 cm, breit in der Mitte $3\frac{1}{2}$ cm. Wenn an diesem die beiden Enden total verschieden gebildet sind, so sind solche mit riesigen Knoten an beiden Enden gleich, ebenso andere mit halbem Holzknoten, der nur auf der Außenseite liegt. (Vgl. „Ursprung der afrikanischen Kultur“ S. 74, Fig. 34.) Wichtig ist es, daß im Hüongolf Enden vorkommen, die genau denen von Indonesien entsprechen (z. B. Abb. 12 *b* Allor, *d x* Tanimbar, *e* Ceram, alle drei unten!). Da auch das obere Ende vom Palaubogen hierher zu rechnen ist und gleiche Enden, wenn auch umgebildet, auf Halmahera heimisch sind, so haben wir es mit einer sehr weit verbreiteten Verwandt-

schaftsgruppe zu tun. In Englisch-Neuguinea kommen mehr bandförmige Verdickungen vor und im westlichen holländischen Teil längere manschettenartige Wülste oder Verdickungen. Dahin zu rechnen sind auch zwei auf den Aruinseln erworbene Stücke (— man sieht den regen Austausch; oben lernten wir Aru-Formen auf Neuguinea kennen! —) von 162 und 165 cm Länge, ca. 3 cm Breite und $1\frac{1}{2}$ cm Dicke in der Mitte. Die Enden laufen spitz und rund aus. Die Knoten beim einen fast 5, beim andern nur $2\frac{1}{2}$ cm lang, sind beim ersteren oben 8, unten 5, beim andern oben fast 9, unten nur 4 cm von der Spitze entfernt. Der Mitte des Bogens zu schließen sich feine, in Relief geschnittene Holzringe an. Man sieht die Uebereinstimmung der Rotangknauf- und der Holzkopf-Bogen auch in dieser Hinsicht. Uebrigens ist der untere Bogen auf der ganzen Länge mit 21 Rotangflechtringen in regelmäßigen Abständen verstärkt (Abb. 16 F). — Auch kommen, aber nur in Holländisch-Neuguinea, gleiche Bogen aus Bambus vor.

3. Typus. Angeblich von den Molukken, aber aller Wahrscheinlichkeit nach vom west-

lichen Neuguinea, stammen zwei Bogen, die sich dem ersten Typus anschließen, aber wegen der Eigenschaft einer konstant angelegten Sehne eine Ausnahmestellung einnehmen. Der erstere (Abb. 16 G) ist 174 cm lang, außen konvex, innen flach, Breite in der Mitte fast 4 cm, Dicke $1\frac{1}{2}$ cm. Nach den Enden spitz zulaufend. Etwa 10 cm von oben und 12 cm von unten ist ein dicker Rotangringwulst, dem ein ca. 3 cm breites Flechtwerk nach innen folgt. Die Sehne ist nun unten und oben gleich angelegt derart, daß sie direkt auf dem ganz geraden Bogenstabe lagert (also Spanntiefe = 0) und oben und unten von der Mitte aus zwischen Holz und Rotangwulst durchgezogen und dann über letzteren zurückgeschlagen ist. Feine Rotangstreifen sind nicht nur so um die hin- und zurücklaufende Sehne geschlungen, daß sie fest aneinander gepreßt ist, sondern die Sehne ist auch noch unterhalb des geflochtenen Streifens an den Bogen angebunden. Der andere (Abb. 16 H) Bogen ist 182 cm lang, in der Mitte $4\frac{1}{2}$ cm breit und $1\frac{1}{2}$ cm dick, außen konvex, innen flach; $12\frac{1}{2}$ cm von oben und 13 cm von unten wird der vorher schon den Enden zu an

Breite abnehmende Stab sehr schnell spitz, ohne direkt abzusetzen. Von da nach der Mitte läuft oben und unten ein ca. 8 cm breites Flechtwerk. Die Sehne, die sich auch bei diesem absolut geraden Bogen an die Innenseite direkt anschmiegt, ist oben und unten gleich, außerhalb des Flechtwerkes (also der Spitze zu, da wo der Bogen plötzlich an Breite abnimmt) wulstartig und fest um den Bogen gelegt und in sich selbst verschlungen, unter dem Flechtwerk (also der Mitte zu) aber fest mit dem Bogen durch ein gedrehtes Bastband in zierlicher Knüpfung verbunden. — Es sind dies die einzigen mir bekannten Bogen dieser Art. Der Konstruktion nach schließen sie sich direkt an die andern Bogen Neuguineas, soweit es vormalajische Formen mit Rotangsehnen sind, an; aber es sind mir überhaupt keine Bogen sonst bekannt, bei denen die Sehne fest mit dem Holze, so innig an dasselbe angeschmiegt ist. Ich wüßte nur eine Analogie zu der zweiten Befestigung unter dem Flechtwerk, nämlich den Spannring des Leidener Timor-Bogens. Dieser stellt allerdings das gleiche Prinzip dar und das erinnert uns lebhaft an die

256

Spannringe der indonesischen Bambus-Saiteninstrumente.*)

Zusammenfassung. — Der Bogen Neuguineas, als breiter, innen abgeflachter, außen konvexer (— daß diese Form die herrschende ist, geht aus den sicheren Angaben Schmeltz' und de Clerqs für Holländisch-Neuguinea und den eingehenden Notizen Biros für Deutsch-Neuguinea hervor), an den zugespitzten Enden mit ring-, knopf- oder manschettenartigen Verdickungen versehener Holzstab mit ungeflochtener Rotang- oder Bambusehne, die meist im Zustand der Ruhe einerseits abgehängt wird und daher verschieden ausgebildete Enden am Bogen zur Folge hat, ist eine klare, vormalajische Form. Verwandtschaftliche Züge treffen wir im östlichen Melanesien ebenfalls.

*) Anmerkung. Sicherlich hängt diese Erscheinung der am Bogen festgelegten Sehne mit der „Pseudosehne“ zusammen. Vgl. „U. d. afrikanischen Kultur“ S. 76 und 282 Fig. 36. Solche als Schmuck (aber ca. $\frac{1}{2}$ m langen) angebrachten Stränge sind an Bogen von Deutsch- und Holländisch-Neuguinea auf der inneren oberen, auch sonst reich ausgestatteten Seite nachweisbar. Sie sind in gleicher Weise befestigt wie die Sehne auf Abb. 16 G.

Aber die Einmischung anderer Elemente gibt sich schon in der gedrehten, überall daselbst allein vorkommenden Sehne kund und wird noch deutlicher auf den Neuhebriden, wo die Gestalt des Bogens auf asiatische Beziehung hinweist und dazu noch seitliche Einkerbung als Sehnenlager eine häufige Erscheinung ist.

SCHLUSS.

Gehen wir vom asiatischen Bogen aus, so sehen wir denselben der Form nach im westlichen Indonesien eintreten, im östlichen jedoch langsam in einem Gemisch fremdartiger Typen, in dem die asiatischen Elemente nur hier und da bemerkenswert sind, ausklingen. Im großen Bogen ziehen die asiatischen Formen nach Polynesien, das östliche Melanesien schneidend. Es ist mir wichtig, festzustellen, daß die Verbreitung des malajischen, aus Indien stammenden Wortes für Bogen, nämlich „pana“ genau der Verbreitung der asiatischen Bogenelemente, der malajoasiatischen Bogen, wie ich sie nennen möchte, entspricht, wie der Wanderung und Verbreitung der malajisch-polynesischen Sprache, gewisser Hausformen, der Steinbaukunst, der entsprechenden Elemente im

Schiffbau usw. überhaupt (vergl. die gleichzeitig bei Petermann erschienene Abhandlung).

Die vormalajischen Bogenformen sind dagegen auf einem Streifen verbreitet, der Indonesien mit dem östlichen Melanesien verbindet und dessen Enden mit den Enden des nach Süden offenen Bogens der Verbreitung der asiatischen Formen zusammenfallen. Die Schnittflächen in Indonesien und Melanesien bergen die Mischformen, die wir als Banda-Bogen usw. und Neuhebriden-Bogen kennen gelernt haben.

Während die Frage nach den auswärtigen Beziehungen des asiatischen Bogens weiter keiner Erörterung bedarf, möchte ich doch darauf hinweisen, daß Indien verschiedene Verwandte des vormalajischen Bogens Ozeaniens birgt, eine Sache, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann.

Indem ich diese kleine Skizze dem Wohlwollen der Herren Kollegen anempfehle, spreche ich die Hoffnung aus, daß ich bald in den Besitz noch umfangreicheren Materials gelange, wie dies infolge außerordentlich hohen Wohlwollens gesichert scheint, um die vorliegenden Probleme der Bogenforschung auch in anderen Gebieten der Erde ihrer Lösung näher bringen zu können.

5. Eine Kritik der Formwerdung.*)

(1899.)

Keine andere der heutigen Wissenschaften hat so lange zu ihrer Entwicklung gebraucht wie die Völkerkunde. Probleme der Völkerkunde haben die Kultur- und auch Halbkultur-, ja sogar die Naturvölker aller Zeiten beschäftigt. Man denke an Stammes- und Ursprungssagen, die doch meist nichts anderes bedeuten als ein Sichabfinden mit den Fragen des Woher und nach der Verwandtschaft. Und dann trat schon ein gewisses Klassifizieren ein bei den alten Juden — daher Sem, Ham und Japhet.

*) Diese Arbeit erschien im „Centralblatt der Bauverwaltung; herausgegeben im Ministerium der öffentlichen Arbeiten“. XIX. Jahrgang, Berlin 1899. — Ueber die Bedeutung, die das Problem und die Begleiterscheinungen seines Auftauchens hatte, vergleiche Bd. I dieser Sammlung S. 58.

Mit diesen beiden einfachen Verfahren einer mythologischen Erklärung und einer schlichten Klassifikation begnügte sich die Menschheit, bis unsere europäische Kultur nach Norden verschoben ward und wir Nordländer die Erbschaft aus dem Süden zu buchen begannen. Diese Buchung führte uns in das große weitere Problem der Völkerkunde ein: in das der Völkerverwandtschaft.

Jahrhundertlang hat sich die Menschheit vergnügt am Vergleichen und Aufsuchen von Beziehungen. Und worauf ward bezogen? Wir waren es gewohnt, die Quellen zum Aufwachsen unserer nordischen Kulturgüter im Bereiche des Mittelmeeres aufzusuchen. So fanden denn die Reisenden des Mittelalters Spuren mittelländischer Kulturströmung in allen Erdteilen. Das Bild der Entwicklung der Völkerkunde entsprach eben stets und vollkommen dem Interessenkreise unserer Kultur. Und dies nicht nur hinsichtlich der ganzen Wissenschaft, sondern auch hinsichtlich der Auffassung des einzelnen. Als Belege hierfür mache ich auf alle die Erscheinungen aufmerksam, aus deren Kreis unsere Wissenschaft als solche tatsächlich hervorging;

262

nämlich: sobald ein Altphilologe irgend eine Sittenbeschreibung liest, fällt ihm sogleich auf, wie merkwürdig die Uebereinstimmung der Anschauungen und Gebräuche bei den Naturvölkern und bei den Völkern des Altertumes ist; ist er ein Missionar, so sieht er überall Aehnlichkeiten mit den Berichten, Mythen und Sitten der alten Juden. Und da nun die Uebereinstimmung aller Formen und aller Schöpfungen des menschlichen Geistes eine auffallende ist, so entdeckt der Altphilologe überall Einflüsse der griechischen und römischen, der Missionar solche der jüdischen, der Aegyptologe solche der ägyptischen Kultur usw., ein jeder also Beziehungen gerade zu den Völkern seines Interessenkreises. Das war Sitte und gut berechtigt bis nach der Mitte dieses, unseres neunzehnten Jahrhunderts, in welcher Zeit jene Anschauungen und Meinungen sich so angesammelt hatten, daß fast jeder Teil eines jeden Erdteiles mit Beweisen der Verwandtschaft und Beziehung zu allen Völkern desjenigen Kreises bedacht war, aus dem unsere eigene Kultur hervorgewachsen ist, nämlich zu den Griechen, Römern, Juden usw. Das mußte die Männer von tieferem Geiste und

263

umfassenderen Kenntnissen denn doch in Erstaunen setzen und kopfscheu machen; kurz, es entwickelte sich die erste große Lehre, daß die Menschheit überall im wesentlichen das gleiche hervorgebracht habe.

Aber mit dieser einfachen Erkenntnis konnte die Wissenschaft nicht abschließen, vielmehr stellt sie den Ausgangspunkt dar, von dem aus eine wissenschaftliche Entwicklung begann. Da diese Tatsache zweierlei Erklärung zuläßt, so sehen wir auf dem Boden dieser Erkenntnis zwei Schulen emporwachsen. Die erste und ältere stellte fest, daß der Mensch überall zu den gleichen Erkenntnissen und Schöpfungen hätte kommen müssen, daß diese allgemeine Uebereinstimmung nichts anderes verrate als die Gesetzmäßigkeit, nach der der Mensch, sein Geist und sein Schaffen hervorzüchse. Die zweite Schule berief sich dagegen auf die mannigfachen mit geographischen Lagen zu erklärenden Uebergänge zwischen den einzelnen Formen des Kulturbesitzes und der Kulturformen und bewies damit die allseitig nachweisbaren Kulturbeziehungen, aus denen die Geschichte der Menschheit gelesen werden könnte.

Und heute nun streben wir danach, die Ausdehnung und den Umfang der einzelnen Kulturformen festzustellen. Naturgemäß gehört zum Arbeiten auf diesem Gebiet und in dieser Richtung einmal eine umfangreiche Kenntnis der vorkommenden Formen, dann der allgemeinen ethnographischen Verhältnisse und endlich der Gesetze, nach denen sich die Formen umbilden. Daß nicht allseitig mit der gehörigen Vorsicht und Genauigkeit vorgegangen wird, ist selbstverständlich. Bei den außerordentlichen Anforderungen unserer Wissenschaft ist es ganz natürlich, daß fehlerhafte Schlüsse unterlaufen. Ich halte das an sich für kein allzu großes Uebel, solange die Wissenschaft in sachgemäßer Weise nachprüft und sich nicht etwa verleiten läßt, die Arbeiten angesehener und hochstehender Männer mit anderem Maß zu messen als diejenigen weniger bekannter und etwa jüngerer Gelehrter. In diesem Falle büßt die Wissenschaft allerdings nicht nur bedeutend an Ansehen ein, sondern es kann auch nicht fehlen, daß sie zu stagnieren beginnt und zuletzt nur noch den Tummelplatz fröhlicher Gesetzlosigkeit darstellt, so nicht der traurige Entartungs-

vorgang durch einen plötzlichen und energischen Zwischenfall abgebrochen wird.

Abgesehen also von dieser traurigen Möglichkeit, halte ich dafür, daß ordentliche und klare Fehler sogar von einem bedeutenden Nutzen sind. Denn indem so ein recht dicker und augenscheinlicher Irrtum einmal an das Tageslicht tritt, werden viele wieder auf die Möglichkeit von Fehlern aufmerksam gemacht und zu größerer Vorsicht ermahnt. Damit aber treten viel weniger kleine Fehler und Ungenauigkeiten auf, und der allgemeine Zustand der Wissenschaft wird freier von kleinen Trübungen. Auch braucht man dem Verfasser des großen Fehlers keinen allzu schweren Vorwurf zu machen, denn irren ist nicht nur menschlich, sondern hie und da auch wissenschaftlich. Es gilt in solchem Falle, die Sache mit gutem Humor aufzufassen und ihr keine größere Bedeutung beizumessen, als sie tatsächlich besitzt und beansprucht.

Ich möchte hier so einen ganz dicken und augenscheinlichen Irrtum vorführen, nicht um einen Fehler aufzudecken oder lediglich aus dem Wunsche heraus, einen solchen dahin zurückzuweisen, wohin er gehört, sondern um einmal

266

zu zeigen, auf welche Weise man Fehler begehen kann. Denn dieser Irrtum ist ganz vorzüglich geeignet zu einer Betrachtung aller Irrtümer, in die man überhaupt auf diesem Gebiete verfallen kann, ist aber ganz außerordentlich lehrreich, und wir müssen in gewissem Sinne daher dem Autor sogar dankbar sein, daß er uns diesen Stoff zu einer sicher nicht uninteressanten Studie geboten hat. In diesem Sinne bitte ich also den Leser, den nachfolgend wiedergegebenen Beweis mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und mir später ein erläuterndes Wort zu gestatten.

Auf Neuguinea, der nördlich von Neuholland gelegenen Insel, benutzen die Eingeborenen für ihr nächtliches Lager nicht wie wir ein Kopfkissen, sondern ein hölzernes, kleines Schnitzwerk von 15 bis 19 cm Höhe, die sogenannte Nackensstütze. Professor Dr. Felix v. Luschan hat sich in einem im Anschluß an die deutsche Kolonial-Ausstellung von 1896 herausgegebenen amtlichen Berichte*) mit diesen

*) „Beiträge zur Völkerkunde“, Berlin 1897. — Nach Drucklegung des vorliegenden Aufsatzes erscheint die gleiche Abhandlung nochmals in

Nackenstützen oder Kopfbänke eingehend beschäftigt und sie auf ihren Ursprung untersucht, wozu die wunderliche, mit reichem Schnitzwerk versehene Ausgestaltung allerdings leicht Veranlassung bieten mußte. v. Luschan teilt diese Bänke sehr richtig in „monoxyle“, d. h. aus einem Stück bestehende, und zusammengesetzte, d. h. aus einem Holzlager und angebundenen Beinen von Rotang oder Stuhlrohr bestehende Formen ein. Er beginnt nach einer kurzen Einleitung den Beweis der Abstammung folgendermaßen:

„Ich möchte meiner Ansicht Ausdruck geben, daß derartige Kopfbänke (wie z. B. unsere Abb. 19) ihrer Entstehung nach als von zwei Telamonen getragene Kapitelle aufzufassen seien; natürlich ist die obere Platte dann der *abacus*, die untere das *cymatium*, und das Strebewerk zwischen beiden würde als der Rest des *canalis* = *pulvinus* aufzufassen sein. Ich bin zu dieser Ansicht

Krieger, „Neuguinea“, welches Buch Beiträge von Prof. v. Luschan enthält. Die neue Auflage ist erweitert, ohne daß wesentliche Zusätze eingeschoben worden wären, die zu einer eigenen Behandlung Anlaß geben.

hauptsächlich dadurch gelangt, daß ich mir die Frage nach der Bedeutung der mittleren Platte vorgelegt hatte und sie nicht direkt beantworten konnte. . . Meiner Auffassung nach ist diese mittlere Platte nur aus der Anlehnung an ältere Formen zu erklären, bei denen ein wirkliches Cyma vorhanden und als solches stilistisch notwendig war.

Wer die melanesische Kunst für durchaus autochthon hält, und wer etwa gar das Auf-



Abbildung 18

Asiatisch-jonisches Säulenkapitell.

treten kapitellartiger Schnitzwerke in Neuguinea mit dem „Völkergedanken“ erklären will, wird für meine Erklärung natürlich zunächst kein Verständnis haben, — und doch ist der Weg, auf dem vorderasiatische Motive nach der Südsee gelangen konnten, durch die Gändhāra-Kunst und Boro-Budur klar vorgezeichnet . . .

Von den wesentlichen Elementen eines typischen jonischen Kapitells (Abb. 18) würden wir also auf unseren Kopfbänken alle nachgewiesen haben, bis auf den *astragalus*. Sehen wir nun die Zacken, die unter dem Cyma (an den Enden) vorhanden sind, so werden wir uns der Möglichkeit nicht verschließen können, daß sich hier wirkliche Astragalus-Reste an ihrer richtigen Stelle erhalten haben. Ich werde auf diese unregelmäßigen Zacken noch zurückkommen und an Kopfbänken aus einer anderen Gegend Neuguineas zeigen, daß ihre Auffassung als *astragalus* in der Tat viel für sich hat.“

Ferner beschäftigt sich der Gelehrte mit den abgewandelten Formen: „Eine andere Abänderung der typischen Grundform finden wir bei einer großen Zahl von Kopfbänken, bei denen die Telamonen sich einander so weit genähert haben, daß sie Rücken an Rücken stehen und zu einer einzigen Doppelfigur mit Januskopf verschmolzen sind; Hand in Hand damit ging eine Drehung dieser Figur um 90° , so daß die Front nicht mehr nach der Seite, sondern genau nach vorne gewandt ist. Bei vielen Bänken dieser Art sind beide Figuren und

270

beide Gesichter völlig symmetrisch behandelt und gleichmäßig gut ausgeführt, bei anderen aber ist das Verständnis der ursprünglichen Entwicklung schon völlig geschwunden, und aus den beiden Telamonen ist dann ein einziger Atlas geworden“ (vgl. Abb. 21).

Ich bitte an diesem Teil der Beweisführung, die Abb. 21 von Abb. 19 ableitet, darauf zu achten, daß das Fehlen der Canalis-(Pulvinus-) und Cymatium-Glieder völlig übergangen wird.

„Es gibt . . . Kopfbänke dieser Art, bei denen die Telamonen durch irgend ein Tier, gewöhnlich durch ein Schwein oder einen Adler ersetzt sind“ (vgl. unsere Abb. 20, deren erste, vordere Ansicht den mit dem großen, gezahnten, dicken Schnabel nach links gerichteten Vogel gut zeigt). „Die wie geflammt aussehenden Seitenstreben dieser Bank vermag ich nicht mit Sicherheit zu erklären; im Stil stimmen sie absolut mit jenen Elementen der Kopfbänke überein, die ich schon oben als Astragal gedeutet habe . . .“

So viel über die monoxylen Kopfbänke von Deutsch-Neuguinea; gehen wir nun zu der zweiten Gattung. Bei dieser ruht die eigent-

liche Bank auf angebundenen und festgeklemmten Füßen aus Rotang (vgl. Abb. 22, 23 und 24). Sie scheinen von den monoxylen *toto coelo* verschieden zu sein, aber sie scheinen nur; die nähere Betrachtung lehrt vielmehr, daß sich diese zusammengesetzten Kopfbänke aus den monoxylen direkt entwickelt haben. In dieser

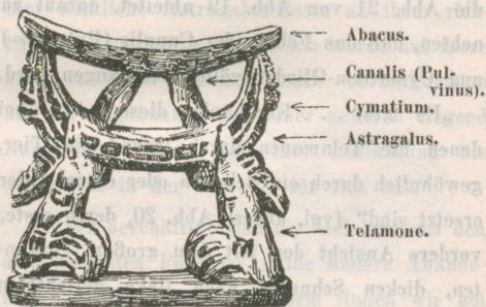


Abbildung 19
Nackenstütze aus Deutsch-Neuguinea.

Beziehung ist das hier abgebildete Stück (unsere Abb. 24) besonders wichtig, weil da *abacus* und *cymatium* noch ganz leicht zu erkennen sind und auch noch den gleichen halbmondförmigen Zwischenraum einschließen.“ Wir hören nun ferner, um kurz zu berichten:

1. die in dem halbmondförmigen Zwischenraum lagernden Köpfe stellen den Canalis dar;
2. die beiden Figürchen an den äußersten Enden sind als Telamonen aufzufassen;
3. die den Telamonen in den Hintern beißenden Reptilien repräsentieren den Astragalus;

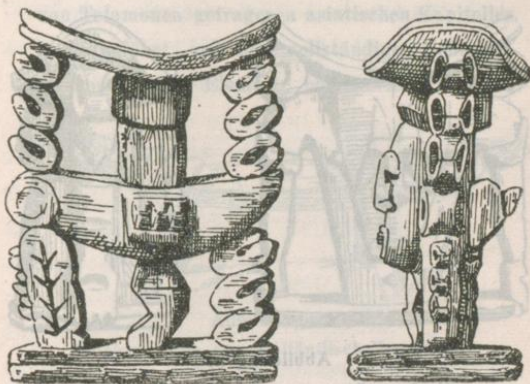


Abbildung 20

Nackenstütze aus Deutsch-Neuguinea
von vorn und von der Seite.

4. die über ihnen liegenden Masken (also zwischen Abacus und Telamon) entsprechen dem Pulvinus (Voluten?).

Noch ein Wort hinsichtlich des Astragalus-Reptils: „Daß es kein wesentlicher Bestandteil

dieser Bänke ist, ergibt sich schon aus seinem Fehlen bei manchen Stücken“ . . . „Wesentlich ist aber, daß das Tier da, wo es fehlt, durch Zacken ersetzt ist, welche mit denen unter dem Kymation identisch sind“ (vgl. Abb. 24, die Zackenreihe zwischen den Schwänzen!). „Diese



Abbildung 21

Nackenstütze aus Deutsch-Neuguinea
von vorn und von der Seite.

Zacken aber müssen wir ihrer Lage wegen notwendig auf den *astragalus* beziehen.“ . . . „Dies einmal festgestellt, wird aber nicht nur klar, daß auch die Zacken an den monoxylen Kopfbänken als *astragalus*-Reste zu deuten sind, sondern es ergibt sich auch, daß wir in den

zwei Reptilien der zusammengesetzten Kopf-
bänke nur lokale Entwicklungsstufen eines ein-
fachen *astragalus* zu erkennen haben.

So haben wir also jedes einzelne Formelement
der monoxylen und der zusammengesetzten
Kopfbänke Neuguineas auf die Glieder eines
von Telamonen getragenen asiatischen Kapitelles
zurückgeführt und die vollständige Ueberein-
stimmung aller Elemente nachgewiesen; vielen

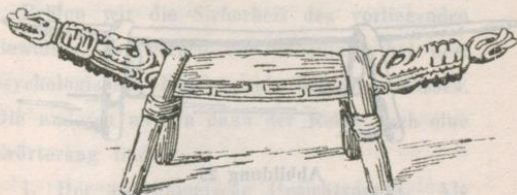


Abbildung 22

Nackensitze aus Holländisch-Neuguinea.

wird dieser Nachweis überraschend und sogar
befremdlich erscheinen, aber ich halte ihn für
völlig gesichert und hoffe, daß man sich mit
der Zeit daran gewöhnen wird, derartige Ueber-
tragungen vorderasiatischer Elemente nach der
Südsee anerkennen zu müssen.“

Dann wird noch auf die Verkümmernng von
Abb. 24 bis auf Abb. 22 hingewiesen. „Da sind

abacus, *canalis* und *cymatium* zu einer einzigen Platte verschmolzen und nur *pulvinus* und *astragalus* sind noch als solche getrennt nachweisbar . . .

Ich möchte deshalb hier kurz noch die Kopfbänke aus Holländisch-Neuguinea erwähnen. Auch dort kommen beide Formen vor, wenn sie auch lange nicht so schön sind wie in Kaiser Wilhelms-Land; bei den monoxylen Stücken



Abbildung 23

Nackenstütze aus Holländisch-Neuguinea.

werden die Telamonen manchmal fast sphinxartig gebildet, der *canalis* aber wird ganz in das dort auch sonst beliebte barocke Schnörkelwerk aufgelöst, während *Abacus* und *Cyma* die ursprüngliche Kapitellform noch weit besser erhalten haben als in Deutsch-Neuguinea (vgl. Abb. 25). Bei den zusammengesetzten Bänken hingegen geht die Verkümmern der Formen bis an das letzte Extrem. Die Bank wird zum

276

Stab, der oft sogar die Form einer einzelnen Eidechse oder eines Krokodils annimmt und in nichts mehr an seine früheren Entwicklungsstufen erinnert (vgl. Abb. 23). Ja die Veränderung scheint noch weiter zu gehen, so daß aus dem ganz schmalen, auf Rotangbeinen stehenden Stabe schließlich wieder ein aus dem Vollen geschnitztes Krokodil wird (Abb. 26).“

Prüfen wir die Sicherheit des vorliegenden Beweises, so werden wir unbedingt bei dem psychologischen Gesichtspunkt beginnen müssen. Die anderen werden dann der Reihe nach eine Erörterung finden.

1. Der psychologische Gesichtspunkt. Als bezeichnend und maßgebend hierfür ist die Ableitung der Abb. 24 von dem jonischen Kapitell zu nennen. Wenn bei Abb. 19 Canalis = Pulvinus als Stilwerk auftritt, bei Abb. 24 aber in Trennung als Kopf in der Mitte und Maske schräg außen, so muß ein Bewußtsein herrschen, daß Canalis und Pulvinus dahin gehören. Ist unsere Aufmerksamkeit einmal auf diesen Punkt gelenkt, dann entdecken wir, daß der von v. Luschan entwickelte Vorgang der Umbildung und Ver-

kümmern die Kenntnis aller Formteile eines jonischen Kapitells voraussetzt. Es handelt sich nämlich nicht etwa nur um eine einfache Nachahmung der Form, sondern um eine anfängliche Kenntnis und Nachahmung der stilistischen Formzusammengehörigkeit und ein allmähliches Verlieren dieser Kenntnis. Denn wenn wir die Nachahmungen europäischer Werke durch Naturvölker näher in Augenschein nehmen, finden wir stets ein sinnloses Nachahmen der künstlerischen Ausschmückung. Angenommen nun also, die Papua hätten mit Bewußtsein alle Formteile eines jonischen Kapitells nachgebildet, wo blieben dann die zu der von v. Luschan erwähnten Ausgangsform (die Fischbauchform des Canalis ist die Hauptsache!) gehörigen Voluten?

2. Der geschichtliche Gesichtspunkt. v. Luschan beruft sich auf die gräco-buddhistische Kunst in Indien als Uebergangsgebiet zwischen der jonischen Säule und der Nackenstütze Neuguineas. Sind denn auf Java und in Indien wirklich vollkommene, jedes der erwähnten Glieder aufweisende Kapitelle gefunden? — Doch wohl nicht! Und doch mußten die Papua ein ganz klares Vorbild haben.

3. Der geographische Gesichtspunkt. Es gibt keine vermittelnde Form zwischen denen Neuguineas und Kleinasien. Also gibt es auch keine geographische Verbindung. Die geographisch-mechanische einzige Möglichkeit ist, daß Papua durch das Rote Meer nach Kleinasien gefahren sind und entweder ein Kapitell in ihre Schiffe aufgenommen oder dort nachge-

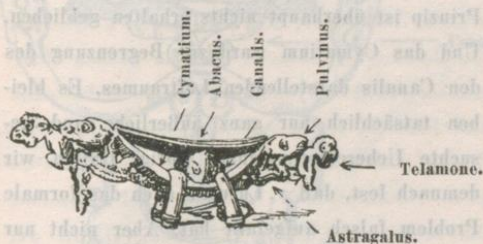


Abbildung 24

Nackenstütze aus Holländisch-Neuguinea.

schnitzt haben. Anderes ist nicht anzunehmen, außer etwa, daß ein griechisches Schiff in den unwirtlichen Meeren der Südsee strandete und die Insassen daselbst einen Tempel bauten; und ähnliche unberechenbare und nicht ernstlich in Frage kommende Sachen mehr.

4. Den formalen Gesichtspunkt zu erwägen, müssen wir von dem ungeheuren Unterschiede

eines gewaltigen Marmorblockes und eines nicht einmal 20 cm hohen Schnitzwerkleins ausgehen. Ferner: sind denn an der Naekenstütze wirklich alle Glieder des jonischen Kapitells vertreten? Vom Standpunkte der Tektönen nicht, denn die bauchige Gestalt des Polsters ist zum Luftraum geworden, die Voluten fehlen, und von dem wahren Verbindungs- und Beziehungs-Prinzip ist überhaupt nichts erhalten geblieben. Und das Cymatium ward zur Begrenzung des den Canalis darstellenden Luftraumes. Es bleiben tatsächlich nur ganz äußerliche und gesuchte Uebereinstimmungen übrig. Halten wir demnach fest, daß v. Luschan auch das formale Problem falsch aufgefaßt hat. Aber nicht nur die Ursprungsform ist nicht richtig erkannt worden, sondern v. Luschan hat auch den ganzen bei den Papua selbst vor sich gegangenen Entwicklungsvorgang irrig ausgelegt; denn eine Abwandlung wie die der Abb. 21 von Abb. 19 steht in vollkommenstem Gegensatz zu allem, was wir sonst von der Entwicklung der Kunst der Naturvölker wissen. Das gleiche gilt von der Umbildung der Stütze Abb. 23 in die Stütze Abb. 26 usw.

Haben wir demnach die verschiedentlichen Fehler nachgewiesen, so ist es weiter unsere Aufgabe, die Entwicklungsgeschichte der Nackenstütze Neuguineas ins Auge zu fassen, ausgehend von der Frage, ob dieses Gerät und

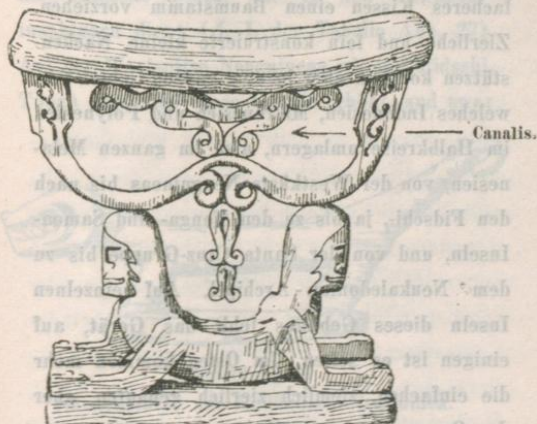


Abbildung 25

Nackenstütze aus Holländisch-Neuguinea.

seine Form nicht in Melanesien entstanden sein könnten.

Die Geräte, auf welche die schlafenden Südseeinsulaner ihr Haupt legen, sind oft sehr einfacher Natur. Während die östlichen und

nördlichen Indonesier auf zusammengerollten Matten ruhen, schlafen die südlichen Insulaner (der Aruinseln, auf Timorlaut und auch auf Celebes) auf Holzblöcken, ebenso die Mikro- und Polynesier, wenn sie nicht als noch einfacheres Kissen einen Baumstamm vorziehen. Zierliche und fein konstruierte kleine Nackenstützen kommen aber in dem ganzen Gebiet vor, welches Indonesien, Mikronesien und Polynesien im Halbkreise umlagern, also im ganzen Melanesien, von der Westküste Neuguineas bis nach den Fidschi-, ja bis zu den Tonga- und Samoa-Inseln, und von der Santa Cruz-Gruppe bis zu dem Neukaledonien-Archipel. Auf einzelnen Inseln dieses Gebietes fehlt das Gerät, auf einigen ist es selten. Im Osten kommen mehr die einfachen, ziemlich zierlich gebauten, aber der Ornamente baren Formen vor. Doch ist zu bemerken, daß Santa Cruz sehr hübsche Tierfiguren als Nackenstützen besitzt. Im westlichen Gebiete aber, auf der Insel Neuguinea, herrschen bei weitem die zierlichen, mit ornamentaler Ausschmückung reich bedeckten Nackenstützen vor, so daß hier die einfache konstruktive Gestalt oft fast ganz verschwindet.

Sehen wir uns jedoch nach den konstruktiven Gestalten um, so bemerken wir bald, daß die Formen in beiden Gebieten die gleichen sind und sich die Sache sehr einfach und etwa folgendermaßen verhält. Am Ausgangspunkt steht der einfache Block, wie er den Tanimbarinsulanern dient (A, I. der Tabelle Abb. 27). Auf der Westspitze Neuguineas wie auf Fidschi, Tonga usw. sind diese Geräte erhöht, und zwar



Abbildung 26

Nackensstütze aus Holländisch-Neuguinea.

indem ein großer Block an den Seiten, d. h. vorn und hinten, ausgehauen wird, so daß eine obere Platte, ein Tragbrett und ein unteres Brett hervortreten (B), oder indem der einfache Holzblock (A) mit einem runden Fuß versehen wird (C), oder endlich, indem ein Holzblock oder häufiger ein Bambus mit

Rotang-Beinehen versehen wird (*D*). Daneben kommt noch eine vierte Form vor (die auch im westafrikanischen Kulturkreise eine große Rolle spielt), nämlich ein starkes Aststück, das auf drei kurz abgeschnittenen Seitenzweigen steht. Dieses hat aber nur auf den Santa Cruz-Inseln und in Englisch-Neuguinea eine nennenswerte künstlerische Ausschmückung erfahren, kommt daher für uns wenig in Betracht.

Die Formen *A, B, C, D* (Abb. 27) sind aber die konstruktiven Elemente, aus denen alle wesentlichen Varianten hervorgegangen sind. In Neuguinea fand nun eine Ausschmückung durch Verwendung tragender Vierfüßler, Menschen oder Vögel statt. Es ist klar, daß *B* die Möglichkeit der Verwendung aller drei Motive, *C* als einfüßiges Gerät nur die der Menschen und der Vögel, *D* als vierfüßiges Möbel nur die der Vierfüßler gestattet. So entstehen die von *V* bis *X* dargestellten Kopfstützen. Ich hätte übrigens an Stelle von *VI* auch etwa Abb. 21 setzen können, und an Stelle von *VII* hätte ein Vogelstück, wie es in Abb. 20 enthalten ist, Platz finden können.

Eine wesentliche Umgestaltung erfahren diese Formen nun noch, indem die beiden Seiten

ornamental-symmetrisch gebildet wurden, indem also der auf dem Bauche liegende Jüngling Nr. VI nach beiden Seiten sich ausbildete und so sphinxartig wurde (Nr. XII). Auf gleiche Weise ward Nr. XIII aus Nr. VII. Diese Doppelvogel-Form ist in Englisch-Neuguinea außerordentlich häufig, wogegen die Doppelvogel-Form XV mit einem runden oder quadratischen kleinen Fuß in Holländisch-Neuguinea und auf Santa Cruz vorkommt. Während die Form XIV, also die zwei Männchen als Fuß, nicht selten und mir nur nicht zugänglich ist (ich glaube eine ähnliche Form auch im Berliner Museum gesehen zu haben), konnte ich für Nr. XI und XVI noch keine Beispiele auffinden, bin aber überzeugt, daß sie beide auch vorkommen.

Die weitere Art der Umgestaltung ist so sinnverwirrend, daß eine sehr große Aufmerksamkeit dazu gehört, die einzelnen Beziehungen zu entwirren. Es treten nämlich die Motive der Gruppe *C* mit denen der Gruppe *B* zusammen, oder auch die von *B* mischen sich untereinander. Nehmen wir zum Beispiel Abb. 20, so sehen wir von vorn den Vogel, von der Seite aber, daß auf der andern Seite ein Menschenkopf darge-

286

stellt ist. Das ist eine Mischung von VIII mit dem Vogelbilde, wie es an Stelle von Nr. VII aufzusuchen wäre. Oder — und nun kommen wir zu den jonischen Kapitellen — betrachten wir Abb. 25. Da läßt sich nachweisen:

1. Der Canalis ist nichts anderes als eine stilisierte Menschengestalt im Sinne von Nr. VIII. Leiden besitzt eine Nackenstütze (S. 53/36), auf der dieser Mensch in der Mitte klar ausgebildet ist.

2. Der Cymatium-Bogen ist das Enderzeugnis von Nr. XV, also Ausklang des Doppelvogel-Motives.

3. Die Telamonen — vgl. Nr. XII.

Unsere Abb. 19, v. Luschans Ausgangsform, bedarf danach keiner weiteren Erläuterung. Es ist eine der Abb. 25 innig verwandte Form. — Damit haben wir einige Beispiele der Mischungen an den monoxylen Stützen, die dieselben ziemlich verständlich erscheinen lassen.

Die zusammengesetzten Formen sind nicht viel anders zu lösen. Anders stellt sich die Sache insofern, als der Fortsatz (Abb. 24), der beiderseits Pulvinus, Telamone und Astragalus darstellt, auch andernorts, z. B. als Fortsatz

der Trommel-Enden vorkommt, wo dann von so schwierigen Sachen wie Kapitell-Gliedern noch weniger gesprochen werden kann.

Jedenfalls glaube ich in aller Kürze wenigstens angedeutet zu haben, in welcher Weise die Entstehung der Nackenstütze Neuguineas vor sich gegangen ist, und daß man sie leichter aus sich selbst heraus erklären kann als durch Vergleich mit Marmorkapitellen der griechischen Kunst. Wie v. Luschan zu seinem Beweise sich hat verleiten lassen können, ist übrigens nicht schwer zu verstehen. Hat er doch jüngst eine sehr einfache und verbreitete Zapfentürform der Ostafrikaner auf kleinasiatische Abstammung gedeutet, und ist er doch ein Mitglied der deutschen in Kleinasien ausgrabenden Expeditionen gewesen. Wir sehen also die bekannte, im Anfang erörterte Erscheinung: daß jeder dazu neigt, das Bild der Kulturverwandtschaft nach dem eigenen Interessenkreise zu bemessen. Wir wollen aber auch das beachten, was oben angedeutet wurde, daß wir nämlich aus den Irrschlüssen und Fehlern anderer lernen müssen. Daß ich gern bereit bin, auch weitgehende Verwandtschaften anzuerkennen, habe ich in meinen

288

größeren Arbeiten bewiesen, aber es gehört zur Anerkennung derartiger Beweise eben auch sowohl eine gehörige Methode wie ein sachliches Material. Wir dürfen nicht eine Sache aus dem engen und engsten Zusammenhange herausreißen und damit gesetzlos operieren, sondern dürfen nur mit Berücksichtigung aller physiologischen Umbildungsgesetze umfangreiche Stoffe auf die Verwandtschaft hin prüfen. Ich habe das hier dargelegt, um einmal gezeigt zu haben, wie nötig wir eine gründliche Methode brauchen, und daß mein Wunsch nach einer geregelten Kritik durchaus berechtigt ist. Professor v. Luschans Fehler war jedenfalls kleiner als der, den seine Beurteiler begingen, als sie jenen nicht erkannten.

6. Kulturformen und Kulturzeiten.*)

(1903.)

I. Zeiten und Formen der Kultur. — II. Wesen und Werden der Mythenbildungen. (Die Entstehung und das Wesen der Mythe; die einheitlichen Grundzüge und Grundlagen aller Mythologien; die Unterschiede in der äußeren Gestalt der Mythologien.) — III. Die Mythe in den verschiedenen Provinzen. (Grundzüge der älteren Mythologie des heroisch-solaren Typus; die Provinzen der Mythologie.)

I. ZEITEN UND FORMEN DER KULTUR.

Der Mensch lebt mit seinem ganzen Schaffen, seinem ganzen Wesen und Werden in engster Verknüpfung mit der ihn umgebenden Natur. Je primitiver seine Gesittung und sein Kultur-

*) Abschnitte aus: „Das Zeitalter des Sonnengottes“ erster Band. Berlin, Georg Reimer. 1904. — Das Werk enthält des ferneren detaillierte Wiedergaben der Jonas-Walfischmythen, der Jungfraumythen, der kosmogonischen Mythen, Schwänenjungfraumythen, Ogrenmythen usw. — Der zweite Band wurde damals nicht herausgegeben, aus Gründen, die oben angeführt sind.

apparat, desto enger schließt er sich dem Rahmen seiner Umgebung an. Aus der Natur greift er die materiellen Hilfsmittel seines Unterhaltes, seines Schutzes und aller seiner Tätigkeit heraus und schafft so mit den Stoffen der Natur die materielle Kultur. Aber dieser materiellen Verknüpfung entspricht eine geistige im selben Sinne. Denn aus der Verwertung entspringt bei fortschreitender Entwicklung ein sich immer selbständiger und selbständiger gestaltendes geistiges Leben, dessen verschiedene Stufenleitern zu verfolgen uns interessant genug erscheint. Indem wir auf die vollständige Verknüpfung des menschlichen Kulturwerdens mit der Natur hinweisen, greifen wir sogleich zu einem weit vom Anfang fortgelegenen Grundzuge, zu dem historischen Denken hinüber. Hier haben wir zwei Punkte oder zwei in verschiedenen Gegenden der Entwicklung sich herausstellende Charaktereigentümlichkeiten aus dem Gebiete der Geschichte der geistigen Kultur. Dort im Anfang jene Menschen, denen kein Zeitbegriff, es sei denn der von Nacht und Tag, als interessierendes Moment innewohnt, und hier die vorgeschrittenen Menschen, die die Entwicklung

292

ihres Daseins nach klar vorgeschriebenen Zeiträumen berechnen. Dort bei den Primitiven nur Anknüpfung an die Formen, Notwendigkeiten, Spenden und Gefahren der umgebenden Natur, und hier ein ständiges Abmessen und Erwägen in allen Dingen der Tätigkeit nach dem Maßstabe der Zeit, den wir allerdings auch aus den Grundelementen der Naturerscheinungen gewonnen haben. Und ebenso könnten wir darauf hinweisen, daß, wie jede rückwärts oder vorwärts gehende Betrachtung dort fehlt, ebenso nur der augenblickliche Lebenszustand Interesse erregt, während wir bis auf eine gewisse Genußfreudigkeit die Augenblicksbewertung verloren haben und dafür uns zumeist im Zurück- und im Vorwärtsschauen ergehen.

Wollen wir uns nun das Wesen jener primitiven Schichten der Menschheit — und das ist gleichzeitig das Wesen der primitiven Kulturformen: auf der einen Seite die innige Verknüpfung des primitiven Menschen mit der Natur und auf der anderen Seite die wesentlichsten Eigenarten unserer kritischen Betrachtungsweise — klar machen! Denn es kommt nicht nur darauf an, festzustellen, wel-

chen Faktoren jene unterworfen sind, sondern wir müssen auch sehr wohl darauf achten, ob wir nicht bei der Betrachtung dieser einfachen Zustände Eigenarten unterscheiden, die nicht dem Entwicklungswesen jener, wohl aber unserer Betrachtungsweise eigentümlich sind. Indem ich diesen Satz niederschreibe, sehe ich schon das Kopfschütteln meiner Leser, die es natürlich finden, daß die Wissenschaft objektiv tätig ist und objektiv arbeitet. Aber die meisten übersehen wohl, daß die Zeit gar nicht so fern liegt, wo wir gänzlich falsche Schlüsse zogen, weil wir aus der Eigenart unserer Form des Denkens heraus geschlossen. Ich werde im Folgenden sogleich einige Beispiele hierfür bringen, welche aus der jüngsten Literatur noch mit Leichtigkeit außerordentlich vermehrt werden könnten. Viele Fehler, die wir z. B. noch gar nicht ganz überwunden haben, beruhen darin, daß wir unsere historische Betrachtungsweise den Werken der niederen Völker zugrunde legten. Unsere Betrachtungsweise, wie ich sie im Gegensatz zu der der primitiveren Menschen oben charakterisierte, bezeichne ich als die historische. Ich vermeide es also an dieser Stelle,

294

die Ausdrücke Naturvölker und Kulturvölker zu verwenden.

Sehen wir uns diese historische Betrachtungsweise einmal näher an. Die historische Betrachtungsweise ruht mit ihren Wurzeln in der Schrift. Es wäre ganz falsch, zu sagen, daß die Schrift etwa entstanden sei, um zeitliche Ereignisse dem Gedächtnis zu erhalten. Man würde mit dem Schlusse übersehen, daß die Schrift eine doppelte Wirkung hat: eine räumliche und eine zeitliche. Die einfache Bilder- und Zeichenschrift, wie sie uns bei den Neuholländern, den primitiveren Nordindianern oder den Westafrikanern erhalten ist, hat zunächst nicht den Zweck, Ereignisse auf lange Zeit dem Gedächtnis lebendig zu erhalten, sondern sie hat den ausgesprochenen Zweck, Nachrichten über weitere Gegenden, auf große Entfernungen hin zu übermitteln. Dieser Bilderschrift entspringt nach Ablauf einer längeren Entwicklungsreihe unsere Schrift, die dementsprechend dem räumlichen Zweck der Schriften- gründung entspricht. Die Knotenstricke und Kerbhölzer, die daneben hergehen, haben allerdings den Zweck, bestimmte Zahlen oder Er-

eignisse dem Gedächtnis zu erhalten, haben also einen zeitlichen Zweck. Aus der Entwicklung dieser Erscheinungen ist aber unsere Schrift nicht hervorgegangen. Nichtsdestoweniger hat diese Schrift ihren mächtigsten kulturellen Einfluß in zeitlichen Fragen und in ihrem zeitlichen Zweck erreicht. Denn diese Schrift hat die ganze Denkweise der Menschheit so gründlich umgebildet, daß eine neue Art der Weltanschauung und Zeitkritik aus ihr entsprungen ist. Es ist dies die historische Anschauungsweise. Diese historische Anschauungsweise, welche die Gedächtnistätigkeit des Menschen in geradezu großartiger Weise entlastet hat, charakterisiert sich in ihrer klarsten, aber auch äußerlichsten Form in der Geschichtschreibung. Die historische Erinnerung wurde vordem lediglich von der Gedächtnistätigkeit aufgespeichert. Solche Aufspeicherung läßt sich aber in primitiveren Formen der Kultur, in Kulturformen, die mit einem verhältnismäßig jungen Kulturzuge und seiner Verbreitung über die Erde nicht in Zusammenhang zu bringen sind, nicht nachweisen.

Indem wir nun historisch denken, suchen wir

die Geschichte der Menschheit nach Möglichkeit weit zurückzuverfolgen. Besonders seitdem die allgemeinen Umrissse der uns zunächst liegenden paar tausend Jahre im großen und ganzen ziemlich offen und klar ersichtlich und übersehbar geworden sind, streben wir danach, die geschichtliche Tiefe noch weiter zu verfolgen. Aber wo liegt nun noch Material? Jenseits einer gewissen Grenze wurde noch nicht geschrieben; es fehlen also die Dokumente, und die Wissenschaft schaut schon lange emsig danach aus, welche Materiale etwa einen Aufschluß geben könnten.

Und man fand die Materiale. Der heimatische Boden und eine alte Literatur boten sie. Reich gesegnet sind unsere Länder mit allerhand Gräberstätten und den Resten alter — wir sagen „uralter“ — Wohnstätten. Da fand man denn Reste der menschlichen Tätigkeit, die davon zeugen, daß die Menschen zu einer bestimmten Zeit Bronzegeräte verwandten. Dann fand man die Reste von Steingeräten; ja, zweierlei Sorten von Steingeräten fand man, die offenbar verschiedenen Perioden angehörten, wie aus der Art des umgebenden Erdreichs her-

vorging. Man verglich dazu die Berichte der Alten und schon war die große Tat vollendet. Man ließ aus der Vergangenheit die Zeugnisse der verschiedenen Perioden emporsteigen; man sprach von einer Steinzeit, einer Bronzezeit, einer Eisenzeit — und da haben wir den ersten Fehler unserer historischen Betrachtungsweise! Es waren keine Zeiten, die vor uns emporstiegen, sondern es waren Formen! Es ist schon sprachlich falsch, wenn wir von einer Steinzeit reden und etwa davon sprechen, daß wir ja schon lange Völker kennen, die „noch“ in der Steinzeit leben. Wir können höchstens sagen, daß sie noch Steinwerkzeuge verwenden, können aber nicht behaupten, daß sie in der Steinzeit leben.

Und man schaute weiter um sich, wo sich denn etwa noch Dokumente aus den Zeiten „vor der Geschichtschreibung“ fänden! Mit beiden Händen griff man zu einem andern Material, zu den Geschichten, die die Völker selber von ihrer Vergangenheit erzählen und mit denen sie das Werden ihrer Kultur erklären: zu den Mythen. Und indem man diese Mythen wirklich als historische Dokumente auffaßte, begingen wir den zweiten Fehler, der unserer

298

historischen Betrachtungsweise entspringt. Denn was wir hier als bare historische Münze nehmen, das sind ungemünzte alte Mythen, die die Völker selbst einmal gestanzt haben, um im Aufkeimen der historischen Betrachtungsweise für sich selber eine historische Perspektive zu gewinnen. Für wie viele Völker ist das nicht schon nachgewiesen! Von den sogenannten historischen Mythen der Städtegründer und Kulturheroen Griechenlands und Roms will ich gar nicht erst sprechen. Weniger bekannt ist es, daß Schirren schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen hat, daß die sogenannten historischen Mythen der Südseevölker nichts als zu historischer Vertiefung geprägte Materiale religiöser Göttergeschichte sind. Aber hat man etwa diese Beispiele berücksichtigt? Hat man etwa die hier geschöpften Erkenntnisse überall zu verwerten gesucht? In einzelnen Punkten wohl, aber wie kommt es denn, daß heute noch in den Schulen das Alte Testament als historische Weisheit gepredigt wird? Liegt das lediglich an unserer Feigheit, die sich davor scheut, den historischen Anstrich von den göttlichen Schöpfungen herunterzu-

kratzen? Oder sucht man nicht heute noch die Ursprungsstätte der alten Mexikaner, das Tullan, obwohl es auch für den weniger in diese Spezialwissenschaft eingeführten Mythologen klar ist, daß diese alte Wandersage der Azteken die Bahn des Sonnengottes über die vier Kardinalpunkte des Weltbildes schildert? Die historischen Fehler, die wir hier begehen, lassen sich in Kürze nicht aufzählen; sie werden auch noch lange Zeit gemacht werden. Wie weit wir sündigen, das können wir ja daran erkennen, daß wir uns überall bemühen, wo wir auch immer eine alte Kulturstätte finden, diese mit irgend einer historisch erwiesenen oder überlieferten Tatsache in Zusammenhang zu bringen. Wenn z. B. in Südafrika die Trümmerreste einer alten Kulturstätte, vielleicht einer Goldabbaukolonie gefunden werden, dann erscheinen gleich auf dem Büchermarkte die Ungeheuer unserer historischen Verknüpfungssucht. Der eine findet in dieser Stätte das alte Ofir, der andere das alte Tarschisch, der dritte eine phönizische Kolonie, der vierte eine arabische, der fünfte eine altindische und der sechste — dem Herrgott sei's geklagt! — eine althine-

300

sische Kulturburg! Und welche Mühe gibt man sich, die somit aufgefundenen Altertümer recht genau historisch festzunageln! Ich will nicht davon reden, was alles die armen Normannen unter genau bezeichneten Häuptlingen in Amerika gesündigt haben, und noch viel weniger von dem einen verlorenen Stamm der Juden, der so ungefähr auf der ganzen Erde anzutreffen ist.

Das sind so einige von unseren üblichsten Fehlern, hervorgegangen aus der historischen Betrachtungsweise und aus dem Bestreben, vorgefundene Kulturformen historisch mit uns zu verknüpfen. Und doch, hat uns die Zeit nicht so viel anderes gelehrt?

Ich sprach oben von dem zweiten Material, aus dem man historisches Baugerät gewinnen zu können glaubte. Wir haben jetzt den dritten Stoff zu erwähnen, das sind die Kulturformen, die wir bei den sogenannten Naturvölkern finden, welche nicht in ausgesprochener Weise in unsere geschichtliche Buchführung eingetragen sind. Man hatte ja schon die Reste der auf unserem Boden früher einmal stationiert gewesenen Kulturformen vermittelt des Schemas Steinzeit-Bronzezeit-Eisenzeit angeleimt. In dieses

Schema schob man nun allerhand Naturvölker. Lebten doch auf den Inseln des Großen Ozeans noch Völker, die nur Steinwerkzeuge verwendeten; fand man doch in Südamerika gleiche Erscheinungen und entdeckte das forschende Auge doch zuletzt auch in Afrika verschiedene Reste dieser alten Periode. Und wie groß war die wissenschaftliche Seligkeit, als man in einem Bronzezeitalter lebendigen Zigeunertrupp auch noch das Bronzezeitalter lebendig erhalten vorfand. Das war sehr schön.

So verband man denn zunächst alle diese Materialien, bis man entdeckte, daß dieser Leim nicht recht haltbar sei und daß das ganze Gerüst an Roheit nichts zu wünschen übrig ließe. Denn die Zentralamerikaner, die doch kein Mensch aus der Reihe der Kulturvölker herauszudrängen vermochte, lebten ostentativ in der Steinzeit, wenn es auch nicht an Versuchen mangelt, sie infolge der Verwertung von Kupfergegenständen in die Bronzezeit zu schieben. Wie gesagt, war das Gerüst auch bald als zu roh erkannt, denn wohl entdeckte die französische Wissenschaft allerhand feine, ganz harte Differenzierungen der Steinzeitkultur;

302

diese ließen sich aber nicht mehr in der gewünschten Weise zum historischen Bau verwenden. Was nun? Die alten Zeiten, in denen der verloren gegangene Stamm der Juden zivildatorisch über die Erde gejagt wurde, verklangen eigentlich ergebnislos. Eine Völkerkunde als eine an die Geschichte anschließende Wissenschaft vermochte man nicht zu gewinnen. Die Völkerkunde ging gründlich bankrott. Wohl stellten sich verschiedene Zweige, wie z. B. die Linguistik, ein, die auf vereinzelt Gebieten große Ergebnisse erzielten — die Verknüpfung der gesamten Menschheit zu historischer Einheitlichkeit vermochte sie aber natürlich nicht herbeizuführen.

Da tauchte im vorigen Jahrhundert eine Anschauungsweise auf, die einen großartigen Siegeszug durch die zivilisierte Welt begann. Eine neue Anschauungsweise, die schon im Altertum gegründet, aber nicht weiter durchgeführt war, die naturwissenschaftliche Denkweise, hielt ihren Einzug. Mit verblüfften Augen sah die ganze Welt das Bild der Entwicklung der Natur, zunächst in großen Zügen gezeichnet, vor sich auftauchen. Im Altertum hatte

man viel von dem „Spiel der Natur“ gesprochen, das hier und dort dieselben Formen zeitigte, seien es Schnecken oder sonstige Tiere oder Pflanzen. Nun aber erkannte man die Verwandtschafts- und Abstammungsprobleme. Indem sich ein Geschöpf von einer Art mit einem solchen von einem andern Typus verband, zeugte es eine dritte Variante. Und wo diese Varianten hinkamen, da erlebten sie unter dem Einfluß der verschiedenen Umgebungen Umbildungen. Mag man nun auch heute die äußersten Konsequenzen noch nicht gewonnen haben, mag man über die verschiedensten Grundfragen noch streiten, gleichgültig, die Hauptsache ist: Wir haben ein Verständnis für das Werden der Natur gewonnen. Wir haben eine Wissenschaft der Formen, der Formen der anorganischen, der organischen Welt. Lassen wir die Einzelheiten den Fachleuten; uns ist es entscheidend, daß wir nun die Naturwelt in ihrem Werden verstehen können. Der Naturwissenschaft verdanken wir die Herauslösung des Zeitmotives und die Deszendenzlehre der Formwelt.

Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ward nun auch auf dem Gebiete der Entwick-

304

lungsgeschichte der Menschheit angewendet. Was die historische Wissenschaft nicht erreicht hatte, das konnte vielleicht die naturwissenschaftliche Methode bieten. Daß man zunächst den menschlichen Körper der Prüfung unterwarf, versteht sich von selbst. Es wäre ja möglich gewesen, daß die Menschenrassen in gleicher Weise eine verschiedene Abstammungsform noch erkennen ließen. Es ist schade, daß die Wissenschaft bis jetzt nicht zu einem Resultat gelangt ist. Darauf versuchte man es mit dem Geistesleben des Menschen, und hier erblühte zunächst die Theorie der Elementargedanken. Diese Theorie ist der historischen Auffassungsweise genau gegenüber entstanden. Sie sucht festzustellen, daß der Mensch genau schrittweise dieselben Stufen der Kultur hinaufklettern muß und zwar lediglich ein wenig abhängig von der umgebenden Natur. Also gesetzmäßiges Arbeiten der Gehirnmaschine. Die Konsequenz dieser Theorie ist natürlich, daß die Kultur überall auf der Erde die Geschichte von Schema F durchmachen muß, und daß dementsprechend die Kultur an verschiedenen Ecken ohne geographischen Zusammenhang in dersel-

ben Weise entstehen und sich entwickeln muß.
Der jüngste Vertreter dieser Schule ist so weit
gegangen, daß er die Parallele zu der Natur-
geschichte der Tiere in der Geschichte der
menschlichen Gedanken in ihrer Entwicklung
unter einem Schädeldache ohne äußere An-
regung tabellarisch und gleichsam zahlenmäßig
aufzustellen versucht, um zu beweisen, daß
jeder jedes finden kann. Sowie dieser Schritt
aber getan war, sahen wir aber auch den Feh-
ler: denn die Natur schafft nicht am Nordpol
und am Südpol je einen selbständigen Bären
oder in Zentralamerika und Zentralafrika je
einen Löwen oder in Indien und Afrika je ein
Elefantenpärlein, sondern in der Natur bildete
sich je eine Gattung nur einmal aus. Sie war
ein feststehender Gewinn aus vielen Versuchen.
Von vielen sicherlich gleichartigen Varianten
blieb eine übrig und pflanzte ihre Art fort.

In diesem Punkte beginnt nun auch eine
neue Beurteilungsweise hinsichtlich der Völker-
kunde. Besonders wenn wir bedenken, daß das
Festhalten in der Kulturgeschichte der primi-
tiven Menschheit die weitaus größere Tatsache
ist, daß das Erfinden überhaupt im Sinne unse-
306

rer Zeit, nämlich nach logischen Zweckdienlichkeitsüberlegungen, psychologisch unmöglich ist, werden wir immer mehr dahin gedrängt, die Kulturgeschichte des Menschen in derselben Weise nachzuprüfen, wie die Deszendentaltheorie dies mit der Naturgeschichte der Lebewesen gemacht hat. — Es liegt mir daran, den Unterschied der Elementargedankenlehre und der kulturellen Deszendentallehre ganz genau festzulegen, weshalb ich den Gegensatz hier noch in einigen Worten zu charakterisieren versuche. Nach der ersteren Lehre spielt sich das ganze Entwicklungsproblem in der Gedankenwelt ab, die von außen nur befruchtet wird. Unter der Gehirndecke wird ein Gerät aus dem andern geboren. Unter der Gehirnschale spielt sich ein Entwicklungsprozeß ab, der überall genau der gleichen Gesetzmäßigkeit unterworfen ist. Würde ich die äußerste Konsequenz dieser Lehre ziehen, dann müßte ich annehmen, daß drei auf einsame Inseln gesetzte Menschenpaare im Laufe der Zeit in ihrer Kinderwelt genau die gleichen Kulturformen hervorbringen, ohne daß eine Berührung mit der Außenwelt stattfände. — Anders da-

gegen die kulturelle Deszendentaltheorie, welche von dem Gesichtspunkte ausgeht, daß die Umbildung auf dem Verkehrswege vor sich geht. Kommen zwei Völker mit etwas verschiedenen Kulturgeräten zusammen, dann bildet sich eine neue Variante des Kulturgerätes heraus. Diese Theorie beruht also hauptsächlich auf dem Grundsatz, daß die Paarung der Gedanken, die durch den Verkehr der Menschen herbeigeführt wird, den Fortschritt und die Entwicklung der Kultur mit sich bringe.

Während wir auf diese Weise mit Zugrundelegung des naturgeschichtlichen Paarungsgesetzes zunächst einmal einen Boden für den Begriff der Weiterentwicklung finden, können wir mit Zugrundelegung des Gesetzes von der geographischen Umbildungskraft einen weiteren Kreis der Erkenntnis erreichen. Wenn ein Volk, das aus einer wärmeren Zone stammt, in ein kaltes Klima verdrängt wird, dann wird sich unbedingt z. B. die Kleidung umbilden. Die Leute werden schon deswegen ein anderes Material wählen müssen, weil das von ihnen früher verwertete nicht mehr vorhanden ist. Haben sie vordem Baumwollweb-

stoffe zu Jacken verarbeitet, so können sie das im kalten Klima nicht mehr, einmal, weil die Baumwolle fehlt, und zweitens, weil auch ein Baumwollhemd nicht mehr warm genug hielte. So würde denn dieses Volk gezwungen sein, dieselben Gegenstände etwa aus Fellen von Tieren herzustellen. Zunächst würden sie natürlich die alte Form ihres Hemdes beibehalten, allmählich würden sie aber jedenfalls praktischere Formen, Formen, die sich aus Pelzen leichter herstellen lassen, erwählen. Das wäre so ein Beispiel von geographischer Umbildung. — Wer von meinen Lesern in Berlin wohnt, dem empfehle ich folgendes: er gehe in das Museum für Völkerkunde und zwar in den Teil, der die Gegenstände aus dem nördlichen Amerika birgt. Infolge der außerordentlich geschickten Aufstellung fällt sein Auge auf der einen Seite auf lauter Gerät aus buntestem Farbensmuck, das rot, blau, weiß usw. in fröhlichster Mischung zeigt. Auf der andern Seite, wenige Schritte daneben, treten ihm einförmige Bilder entgegen; in diesen Schränken finden sich nur graue und weiße Gegenstände. — Die beiden Regionen, aus denen diese verschiedenartig gefärbten

Sammlungen stammen, liegen nicht allzuweit voneinander. Die Gegenstände selbst sind in beiden Schrankgegenden annähernd die gleichen. Und der Unterschied? Die eine Gegend bietet die Farben des ewigen Winters in ihrer Landschaft, während die andere aus ihrer Erde mannigfache Farbenpracht hervorbringt, eine Farbenpracht, in der sogar ein kleiner roter Kolibri sein Leben fristet. Da haben wir die kulturelle Mimikry.

Derartige Erscheinungen, hervorgegangen aus der geographischen Umbildungskraft, wie wir sie nennen können, lassen sich zahlreich auffinden. Sie zeigen uns alle, daß wir es in den Kulturen mit Gebilden zu tun haben, die in ihrem Formwesen ähnlichen Gesetzen unterworfen sind wie die organischen Geschöpfe. Aus dieser Erkenntnis nun ist mit Leichtigkeit ein falscher Schluß zu ziehen, dem wir unsere Beachtung nicht versagen dürfen, da er außerordentlich leicht zu Irrtümern führen kann. Wenn es wahr ist, daß der geographische Boden eine starke umbildende Kraft hat, so wird man eventuell weiter schließen können, daß gleiche geographische Böden auch dieselben Kulturformen zu-

310

tage fördern könnten. Tatsächlich ist mir denn diese Antwort auf verschiedene Fragen, die ich der Wissenschaft vorgelegt habe, schon gegeben worden. Entsprechend dieser Schlußfolgerung müßte dann ein Indianerstamm, der im südlichsten Amerika wohnt, etwa dieselben Kultursymptome zeitigen wie ein Indianerstamm, der unter den gleichen nördlichen Breiten wohnt oder wie ein Volk, das in einem anderen Erdteile unter denselben Verhältnissen lebt. Dieser Schluß ist falsch, wie einen jeden eine Vergleichung der Kulturgeräte und der Anschauungswelt, der Sitten und Gebräuche lehrt. Der Irrtum in dem Schluß beruht darin, daß das Gesetz der Umbildung infolge geographischer Verschiedenartigkeit mit dem Gesetze der Neupaarung verwechselt worden ist. Eine Neubildung kann im allgemeinen und abgesehen von direkter Belehrung durch die Natur nur (wie ich das ja oben schon sagte) infolge Zuführung neuer Elemente, also im Verkehr stattfinden. Da nun aber die Südamerikaner einem viel geringeren und unbedeutenderen Verkehrszufluß ausgesetzt sind als die entsprechenden

Nordamerikaner, so stagniert die Neu- und Weiterbildung ihrer Kulturelemente. — Doch ich darf mich hier nicht zu weit in diese theoretischen Fragen verlieren und will mich deshalb beeilen, zu unserem Hauptthema zurückzukommen.

Wenn es nun also auch ausgeschlossen ist, daß wir das historische Wissen in Dingen der Geschichte der Menschheit mit Hilfe der Völkerkunde auch etwa vertiefen könnten, so ist es doch wohl auf der andern Seite nicht nur möglich, sondern sogar sicher, daß wir, von der historischen Auffassung und Grenze rückwärtsschreitend, eine großartige Vertiefung der Kulturgeschichte der Menschheit zu erreichen vermögen; — nicht eine Vertiefung, die sich in Jahreszahlen ausdrücken läßt, wohl aber eine solche, welche die Aufeinanderfolge von Formen darstellt. Das Bild, das sich uns so enthüllen wird, ist kaum weniger großartig als dasjenige der historischen Vergangenheit der Menschheit. Müssen wir doch bedenken, daß die historische Wissenschaft uns höchstens eine Geschichte der Vollendung der höheren Kultur vom Beginne des historischen

312

Datierens an zu geben vermag, während unsere Völker- und Kulturkunde uns einst die ganze Geschichte vom Werden der einfacheren Kulturformen an bis zum Gipfel und Grenzpunkt der Schrift wird darlegen können. Somit wird die Kulturkunde der Naturkunde würdig und ebenbürtig zur Seite treten.

Unter jenen Kulturformen, deren Werden rückwärts gehend die Geschichte ergänzen soll, interessiert uns heute diejenige, aus der die historische Menschheit auftaucht. Es wird aber wünschenswert sein, daß ich im nachfolgenden noch einige Worte den wesentlichen Typen der älteren Kulturgeschichte widme.

Ich sagte schon oben, daß man einen Fehler begangen hat, indem man die Kulturformen, die durch die Verwendung von Steingerät, Bronze- gerät und Eisengerät charakterisiert sind, als Zeiten bezeichnete. Der zugrunde liegende Gedanke dieser Einteilung war, wenn wir von dem Bestreben der historischen Anknüpfung absehen, jedoch richtig. Es gibt Erscheinungen, die wir als Leitmotive in den Vordergrund stellen dürfen. Solche Leitmotive sind ja auch in der alten Stufenfolge Jägertum, Nomadentum und

Ackerbauerntum angedeutet, und wenn man die Formel heute auch in der Weise umschreiben muß, daß man von Jägertum, Gartenbauerntum und Hackbauerntum resp. Ackerbauerntum spricht, wobei man das Nomadentum als Verwilderungsform anzufassen hat, so wird man doch im wesentlichen eine solche Einteilung, die das wichtigste wirtschaftliche Werden der menschlichen Kultur charakterisiert, immer beibehalten. Ebensogut aber, wie man auf solche Weise die Leiterscheinung, sei es des Gerätes oder sei es der Wirtschaftsform, ins Auge faßt, ebensogut kann man auch die Weltanschauung in den Vordergrund schieben und sie zum Ausgangspunkt der Gesamtkritik wählen.

Tun wir dies, so erhalten wir etwa die Stufenfolge: animalistische Weltanschauung, manistische Weltanschauung und solare Weltanschauung. Jede derselben charakterisiert eine bestimmte Kulturperiode ebensogut wie eine entsprechende Wirtschaftsform, ja wir können die Wirtschaftsformen sogar in gewissem Sinne mit den Weltanschauungsformen parallelisieren, so daß wir schon die Erkenntnis des gruppenweisen Auftretens von Erscheinungen zeitigen.

Die Träger der animalistischen Weltanschauung sind zunächst Jäger. Wir dürften in den primitiveren Gruppen der animalistischen Völker die niederste Stufe repräsentiert finden, die wir überhaupt noch nach dem Leben zu betrachten vermögen. Die animalistische Weltanschauung ist dadurch charakterisiert, daß der Mensch einen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht zu machen vermag. Jedenfalls steht er nicht höher. Wenn der Buschmann z. B. erzählt, daß ein Büffel gerade so gut zu schießen vermöge wie ein Mensch, wenn er einen Bogen hätte, so spricht schon hieraus der Grundzug dieser alten Anschauungswelt. Der alte Heckewelder hat uns einige Reden aufbewahrt, aus denen hervorgeht, daß die roten Krieger ein absolutes Verständnis und dieselben Begriffe von Ehre, die ihre Jäger- und Kriegernatur auf jeden Fall bedingte, auch für die Tiere voraussetzten. Aus Neuholland hören wir merkwürdige Geschichten, aus denen mit aller Entschiedenheit hervorgeht, daß die Wilden sich davor hüten, daß Tiere etwa heimliche Verabredungen hören, weil sie die Nachrichten weiter verbreiten könnten, daß sie den

Tieren zutrauen, sie könnten, wenn in richtiger Weise angegangen, einen andern bezaubern, und daß die Tiere ähnliche Ehegesetze haben müßten wie sie selbst. Im Tiere vereinigte sich alles Interesse dieser Weltanschauung. Dem Tiere entstammen die Namen, die sich die Menschen geben; die Tiere ahmen sie in ihren Tänzen nach; an die Tiere richten sie zeremonielle Vorführungen; Tierfiguren zu zeichnen ist ihre größte Kunst und Freude.

Ganz anders die Vertreterschaft der manistischen Weltanschauung. Diese sind vor allen Dingen nicht herumschweifende Jäger, sondern fest ansässige Gartenbauern. Während der unbeeinflusste Animalist oder Animalide sich damit begnügt, die unangenehm werdenden Kadaver toter Angehöriger fortzuwerfen und zu verscharren, bewahrt der Manist den Schädel des Verwandten ängstlich auf, quält sich mit Fragen nach der Todesursache und nach dem Aufenthalt der Seele des Verstorbenen ab. Dem Manisten ist erst die Frage aufgetaucht, weshalb wohl ein Mensch stirbt, wenn es ihm auch noch nicht bewußt geworden ist, daß der Mensch sterben muß. Und wenn den Menschen nicht ein

316

Raubtier zermalmt, ein feindlicher Pfeil niedergestreckt oder sonst ein Unfall ums Leben gebracht hat, dann muß es ein Zauberer gewesen sein, ein Feind und Neider, der dem armen Schlucker die Möglichkeit raubte, in seinem Körper weiter zu leben. — Wir sehen deutlich den Unterschied, der zwischen diesen beiden ersten Gruppen herrscht. Der Animalide, der im Ringen um das tägliche Brot stets hinter dem Tiere hereilt und der bei seinem schwankenden Leben den Gefahren, die die Tierwelt bietet, sehr ausgesetzt ist, wird in allem seinen Treiben auf die Beobachtung der Tiere geführt. So wie er es lernt, unter der Maske des Wolfes sich dem Bison zu nähern, oder unter der Maske des Straußes sich an einen Straußentrupp heranzuschleichen, so lernt er auch sonst genau alle Eigenarten der Tiere kennen. Er weiß sicher in der Biologie der Tiere besser Bescheid als unsere gelehrtesten Gelehrten. Der Gartenbauer dagegen, dessen Frau die ganze Arbeit der Ernährung im wesentlichsten auf ihre Schultern genommen hat, und der oftmals nur in sportlichen Vergnügungen der Jagd nachgeht, der Mann, der durch die Gartenbautätigkeit

seiner Frau an die Scholle gefesselt ist, sieht die Gräber seiner Ahnen immer vor Augen, und da er sonst nicht mit Tätigkeit überlastet ist, drängen sich ihm die aus den hohlen Augenhöhlen der Menschenschädel grinsenden Fragen immer und immer wieder auf. Natürlich hat der Manist nicht die Probleme des Animalismus vergessen; auch er lebt noch im engen Zusammenhange mit der Tierwelt, die ihm aber immer fremder wird. Typische Vertreter des Manismus finden wir vor allem in Melanesien und im westlichen Afrika. Der Manismus hat aber sein Leben mit den Kulturformen der Gartenbauern nicht aufgegeben, sondern wird immer wieder frisch befruchtet, wenn ein Volk lange an einem Platze lebt. Und wenn die Schrift zur Kultur höherer Völker hinzutritt, dann entwickelt sich aus dem Manismus die Geschichtschreibung.

Der Manismus hat aber auch direkt zur nächsten Kulturform hinsichtlich der Weltanschauung geführt. Die solare Weltanschauung, der wir ja dieses Werk gewidmet haben, ist nur zu verstehen in dem Hervorgehen aus dem Manismus. Bei allen alten solaren Völkern können wir zwei Leitsätze der Weltanschauung

finden: 1. Die Seelen der Verstorbenen folgen der Sonne ins Jenseits. 2. Die Fürsten der Menschen und alle alten Träger der solaren Weltanschauung stammen vom Sonnengotte ab.

Aber was ist solare Weltanschauung? — Natürlich sind in den beiden soeben aufgeführten Leitsätzen nicht alle Merkmale dieser dritten Periode der menschlichen Weltanschauung enthalten. Es ist auch außerordentlich schwer, eine genaue Beschreibung zu bieten, und ich will demnach nicht wagen, was ich in zwei Bänden auch nur zu skizzieren versuchen kann, hier in einigen Sätzen zusammenzufassen. Wir werden sehen, ob es wahr ist, daß alle Mythologie der solaren Weltanschauung entspringt. Faßt man die alten animalistischen Geschichten als Mythen auf, dann ist dies schon sicher nicht der Fall. Versteht man darunter aber überhaupt die Geschichte von Göttern oder Geschichten, die von Göttermythen abstammen, dann, können wir sagen, stammt alle Mythologie aus diesem Zeitalter. Denn diese Form der Weltanschauung ist es gewesen, in der der

Mensch die Vorstellung eines Gottes schuf. Diese Zeit war es, in der der Mensch begann, sich mit der umgebenden größeren Natur abzufinden. In dieser Zeit entstand das Zeitproblem und das Raumproblem.

Indem wir also die Zeitalter des Animalismus, des Manismus und des Solarismus oder statt des letzteren das Zeitalter des Sonnengottes einfügen, legen wir uns zum Schluß die Frage vor, ob wir es denn wirklich mit Zeitaltern zu tun gehabt haben, oder ob die drei Formen der Weltanschauung etwa unabhängig voneinander entstanden und abgeblüht sind. War es eine solche Stufenleiter, auf der die menschliche Kultur in engem Zusammenhange emporschritt? Oder haben wir es hier, um mit der veralteten Naturwissenschaft zu reden, mit „Naturspielen“ zu tun? — Ich habe fürs erste hierzu nichts weiter zu sagen, denn die Anregung zur Beantwortung liegt schon in den vorhergehenden Zeilen, und ein Versuch der endgültigen Antwort wird als Ergebnis unserer nachfolgenden Forschungen und Schilderungen im zweiten Bande versucht werden.

II. WESEN UND WERDEN DER MYTHENBILDUNGEN.

Wir wollen die Mythenbildungen also als Bausteine bei der Errichtung oder Rekonstruktion des Kulturgebäudes verwerten. Da müssen wir uns doch sehr fragen, ob dies Material auch haltbar oder ob es etwa unfähig sei, irgend einen Widerspruch zu ertragen. Die Zeit ist für unsere Arbeit nicht günstig, und wir müssen uns darüber klar werden, daß von allen möglichen Seiten Windstöße heranzufahren werden, deren Gewalt nicht zu unterschätzen ist. Wir dürfen es nicht vergessen, daß eigentlich jede ältere Mythenkunde zusammengebrochen ist. Es hat noch keine einzige Mythenforschung, die mehr wollte als sammeln und vergleichen, ein längeres Leben gehabt, und wenn wir einem so bedeutenden und scharfsinnigen Manne wie Hermann Usener das Wort erteilen, so müssen wir hören, daß die Mythologie umso mehr leisten würde, je weniger sie nach Erklärung der Tatsachen strebe. Aus solchem Munde solches Wort schreckt zurück. Und es gehört ein ganzer Mannesmut dazu, den uralten Kampf um die Geschichte der Mythenbildungen wieder aufzu-

nehmen, wenn man bedenkt, wie jedes ganze, ja jedes halbe Jahrhundert mit seinen Anschauungen in diesem Punkte gründlich bankrott gemacht hat. Das muß ich voraussenden, um zu zeigen, daß ich mir der Schwierigkeit der Situation vollständig bewußt bin. Wenn ich dennoch hoffe, daß es endlich gelingen wird, in das ewige Hin- und Herstreiten, Versuchen und Zermalmen ein wenig Ordnung bringen zu können, so geschieht es, weil ich mich nicht ganz allein weiß, und weil ich aus vielen Charakterzügen, die die Beurteilungen der letzten Jahre auszeichnen, herauslesen zu dürfen glaube, daß sich von den verschiedensten Seiten her die Anschauungen in einem Punkte zu einer Ueberzeugung vereinigen werden, wenn auch die bei weitem meisten Arbeiten, die ich im Auge habe, die von mir verwendeten Materiale gar nicht oder doch nur in geringem Maße verwerten. Der Punkt des Zusammentreffens ist bezeichnet durch die von verschiedenen Seiten herannahende Ueberzeugung, daß den weiter ausgebauten Mythenbildungen die Sonnenverehrung zugrunde liege. Nachdem Siecke schon seit Jahren diese Anschauung für die Indoger-

11 31.88 2110007

322

manen energisch verteidigt, ist jüngst etwas Gleiches für die Ostasiaten behauptet worden, und Eduard Stucken wird, wenn er seine Stoffe erst weiter durchgearbeitet hat, folgerichtig zu derselben Ueberzeugung kommen müssen.

Ich sagte, daß die meisten Autoren die Stoffe, die hier hauptsächlich Verwendung finden sollen, nicht verwertet haben. Im allgemeinen nimmt die Mythologie ihre Stoffe aus den Bereichen der indogermanischen, alles in allem der arioiden und der semitoiden Völker. Philologen haben sich die Mühe gegeben, das Material der amerikanischen Kulturvölker zu verarbeiten, aber die eigentlichen Amerikanisten selbst haben unsere Marschrouten in jenen Ländern nicht verfolgt. Brach liegen die weit ausgedehnten Mythologien der Südafrikaner, der Melanesier, der amerikanischen Naturvölker, der Neuholländer, der Mikronesier, der Japaner und obendrein all der epische Reichtum Innerasiens. Nur einmal ist einer unsere Wege gegangen. Das war nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts und jener Pfadfinder hatte einen Kopf, wie er seitdem für unsere Ziele nicht wieder gearbeitet hat. Wenn ich richtig unter-

richtet worden bin, dann ist dieser Karl Schirren, der die Wandermythen der Neuseeländer bearbeitete, als ein kaum beachteter Mann in ziemlicher Einsamkeit gestorben. Und doch hat er, obwohl ihm durch die vorübergehenden wunderlichen Blüten der deutschen Mythologie das klare Ausschauen arg erschwert wurde, den ersten wesentlichen Satz gefunden, daß nämlich in den Mythen der Naturvölker keine historischen Erinnerungen, sondern Mythenbildungen zu suchen sind. Dieser Satz, der uns heute teilweise als selbstverständlich erscheint, ist seitdem nicht wieder gründlich an anderen Stoffen erprobt worden.

Also die fast unberührten Materien der Mythen der Naturvölker ziehen wir als Materiale heran. Sie sind deswegen von so außerordentlichem Werte, weil wir hier lebendige Zungen reden hören, weil wir hier nicht aus kalter Schrift und totem Stein zu lesen brauchen.

Indem wir dieses junge Material dem alten Stoffe zufügen und es sogar so weit bevorzugen, daß wir die althergebrachten Stoffe nur zum Vergleich heranziehen, glauben wir in eine neue Entwicklungsstufe der Wissenschaft in

324

unserem Sinne hineinzuführen. Und bei diesem Vorgehen dürfte es wünschenswert sein, sich über die Bedeutung und den Wert der Stoffe Klarheit und auf unsere Fragen Antworten bei den Naturvölkern, im Geistesleben der Naturvölker zu suchen.

Die Entstehung und das Wesen der Mythe.

Die Frage, wie eine Mythe entstehe, ist in den letzten Jahren zweimal in derselben Weise und zwar unabhängig voneinander beantwortet worden.

In seinem zweiten großen Reisewerke schreibt Karl von den Steinen: „In einem am Amazonas sehr verbreiteten Märchen macht der Geier mit der Schildkröte eine Wette, wer rascher nach dem Himmel, wo gerade ein Fest gefeiert wird, gelangen könne. Die Schildkröte schmuggelt sich in den Proviantkorb des Geiers ein, kommt glücklich an und empfängt den Geier, als dieser von einem Spaziergang durch das festliche Treiben zurückkehrt, mit der Behauptung, daß sie bereits seit langer Zeit oben sei und auf ihn warte. Die Wette ist unentschieden.

man erneuert sie für die Rückreise, wer zuerst auf der Erde ankomme. Der Geier fliegt herunter, aber die Schildkröte läßt sich fallen und gewinnt. Im Falle hat sie sich abgeplattet und ihre Schale ist geplatzt, wie man noch heute sieht.“ — Wie hat man sich diese Erfindung zu denken? Sie ist die Antwort auf die Frage: Wie kommt die Schildkröte zu der Spalte, aus der wir das Fleisch mühsam hervorholen? Heute haben alle Schildkröten diese Spalte, es muß lange her sein, daß sie entstanden ist. Damals muß der Stammvater der Schildkröten einen schweren Fall getan haben; die Schale ist ja auch davon unten ganz abgeplattet. Dann ist die Schildkröte aber, meint einer bedenklich, mindestens vom Himmel heruntergefallen. Ja, aber wie ist sie bis dahin gekommen? Nun, der Geier hat sie mitgenommen. Aber wie? — Man hat die Schildkröte in eine Situation gebracht, die von allen Erfahrungen aus dem Leben der Schildkröten abweicht, aber die dahin führenden Schlüsse sind zwingend und jetzt erst beginnt die Erfindung, der wiederum aus dem entgegengesetzten Wesen der beiden in eine gemeinsame Situation gebrachten Tiere, des

schnellen Vogels und des langsamen Reptils, ein deutlicher Weg zu dem beliebten Auskunftsmittel der Wette gewiesen ist. Wenn der Indianer nun obendrein einen Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch nicht kennt, so stößt die Lösung des Problems mit Hilfe des menschlichen Wettens und des menschlichen Proviantkorbes nicht auf die geringste Schwierigkeit, zumal da die Geschichte in der berühmten alten Zeit spielt, wo es anders war als heute. Der Proviantkorb des Indianers, der die Schildkröte zum Himmel bringt, ist geradeso berechtigt wie unser Aether, in dessen Wellen sich das Himmelslicht fortpflanzt. Wenn wir durchaus unser Kausalbedürfnis befriedigen wollen, so müssen wir in beiden Fällen, jeder auf seiner Stufe, uns ein Transportmittel schaffen, dessen Eigenschaften der Erklärung angepaßt werden.

In einer Arbeit, die Heinrich Schurtz vor mehreren Jahren über die Tierfabel in den „Grenzboten“ geschrieben hat und auf die wir später des näheren in einem andern Punkte eingehen werden, sagt derselbe: „... kann uns die Tierfabel zugleich lehren, wie ungeschickt der Naturmensch zunächst seine geistige Waffe

braucht. Das Nachdenken ist ihm eine harte, ermüdende Arbeit, viel unwillkommener als ein erfrischender Kampf mit Faust oder Keule, und er erlahmt dabei sehr rasch. Eine Erklärung freilich möchte er für alles haben, aber er begnügt sich auch gern mit der ersten besten, die ihm gerade einleuchtet oder die ihm einmal der Zufall bietet. Man kann vermuten, daß gerade jene Erklärungen tierischer Eigentümlichkeiten, wie sie die primitive Fabel gibt, in der Regel nicht durch eigentliches Nachdenken gefunden worden sind, sondern mehr einem plötzlichen, durch irgend ein Ereignis angeregten Einfalle ihre Entstehung verdanken. Das entspräche ganz der Art, wie Kinder noch jetzt auf ihre oft so wunderlichen Erklärungen kommen. Ein Vogel fliegt ins Feuer und wird verkohlt wieder herausgezogen. „Jetzt weiß ich auch,“ mag da einer der Umsitzenden ausrufen, „warum der Rabe so schwarz ist. Er ist auch einmal ins Feuer geflogen und hat sich verbrannt.“ „Ja,“ fügt vielleicht ein anderer hinzu, „das mag damals geschehen sein, als wir noch kein Feuer hatten. Er wird uns das Feuer gebracht haben und hat dabei seine Federn

328

versengt.“ Da ist denn gleich eine mythologische Fabel entstanden, wie sie noch heute dieser Art in Nordwestamerika erzählt wird. Die Erfinder dieser Geschichte sind sich vielleicht noch bewußt, daß das Ganze nur eine phantastische und willkürliche Deutung ist, aber schon die nächsten, denen sie erzählt wird, nehmen sie als gegeben hin, und mit überraschender Schnelligkeit gewinnt die neue Erzählung eine Art künstlicher Patina und läuft als alte, anerkannte Wahrheit um.“

Wir sehen: diese beiden großen Gelehrten sind zu genau der gleichen Anschauung hinsichtlich der Entstehung von Mythen gekommen. Sie gehen von der Erklärung einer Eigenschaft aus. Also soll hier aus der Tatsache, daß die Schildkröte einen Spalt hat und aus der Tatsache, daß der Rabe schwarz ist, je eine Mythe entstanden sein. Wie stellt sich das nun zu der allgemeinen Erscheinung der beiden Mythen? Karl v. d. Steinen hat zu seiner Darlegung just so wie Heinrich Schurtz einen weitbekannten und verbreiteten Stoff gewählt, und gerade aus den anderweitigen Vorkommnissen glaube ich zeigen zu können, daß die Schlußfolgerungen

beider Gelehrten falsch sind. Die Geschichte, die hier Karl v. d. Steinen erwähnt hat, ist die berühmte Fabel vom Tierwettlauf. Schon am die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat Benfey darauf hingewiesen, daß dieselbe in einer ähnlichen Form im alten Griechenland, in Armenien, in Arabien, in Ceylon, sowie in der indischen Literatur sich nachweisen lasse. Eine Variante dieser Fabel kursiert bei uns unter dem Titel „Vom Wettlaufen des Hasen und des Swinegels“. Später hat Andree (ohne die Arbeit von Benfey zu kennen) gezeigt, daß sie in verschiedenen Punkten Afrikas heimisch sei und bei den Tupa vorkomme, zu denen er sie durch Neger tragen läßt. Dieselbe Geschichte nun haben die Russen, bei denen ein Fuchs und ein Krebs den Wettlauf annehmen; bei den Tinnu sind Reste vorhanden, bei den Creek, bei den Tschirokki, sowie in ostasiatischen Ländern. Auch in Ozeanien scheint sie nicht zu fehlen. Die beiden Tiere, die wettlaufen, sind meistens auf der einen Seite der Hase und auf der andern Seite die Schildkröte. Wir haben aber auch für den Hasen den Wolf, den Geier, den Tiger, das Rebhuhn, den Elefanten, den Fuchs und

den Leoparden gefunden. Für die Schildkröte tritt die Kröte, der Krebs, das Chamäleon usw. ein. Die Pointe der Geschichte ist immer die, daß das langsame Tier durch seine Pfliffigkeit (indem es sich an den Schwanz des schnelleren hängt, oder indem es seine Frau oder seine Genossen am Wege oder am Ziele schon vorher aufstellt) das unendlich viel schnellere besiegt. Die Pointe ist überall so stark ausgedrückt und der Schlußsatz, der bei Steinen in den Vordergrund geschoben wird, steht so absolut vereinzelt da, daß wir uns daran gewöhnen müssen, festzuhalten, daß die Grundidee des Sieges des Plumpen, aber Pfliffigen über den Schnellen, aber Betörten das Hauptinteresse bietet und wahrscheinlich nicht nur die Erhaltung der Geschichte im Gedächtnis, sondern auch ihre Entstehung erklären muß. Es liegt der Geschichte eine humorvolle Schilderung zugrunde, und ich kann nicht umhin, zu behaupten, daß die Bildung der Geschichte aus dem Vergleich der Verschiedenartigkeit beider Tiere entstanden ist. Wie solche Geschichten entstehen, läßt sich ja in dem reichen Tierfabelwesen der Afrikaner mit Leichtigkeit nachweisen.

Da haben wir z. B. etwas ganz ähnliches, ein Wettfressen, zwischen Elefant und Hahn. Der Elefant frißt sich satt und muß dann schlafen. Der Hahn pickt immer weiter. Als der Elefant aufwacht, pickt der Hahn immer noch, und endlich wacht der Elefant sogar abermals auf, weil der Hahn auf seinen Körper gesprungen ist und sich zwischen seinen Haaren das Ungeziefer herauspickt. Da muß sich der Elefant als besiegt erklären. Diese Geschichte, die eine absolute Parallele zum Tierwettlauf ist, zeigt uns recht deutlich, daß der Gegensatz, resp. der Unterschied zwischen beiden Tieren die Anregung zur Fabelbildung gegeben hat.

Gehen wir nun auf Schurtz' Erklärung ein, so müssen wir zunächst betonen, daß fast alle überhaupt eine Mythologie besitzenden Völker auch eine Geschichte haben, in der ein Vogel das Feuer für die Menschen stiehlt. Wir haben eine uralte Mythe vor uns, zu der die schwarze Eigenschaft des angeblich verkohlten Raben nicht unbedingt gehört. Nachgehend werde ich zeigen, wie diese Mythe entstanden ist, daß nämlich im Sonnenaufgang der Feuerdiebstahl zu suchen ist, und daß man sich das Hinschwe-

ben der Sonne am Himmel nicht anders vorstellen konnte, als daß ein Vogel die Sonne trage oder aber den Sonnenhelden, oder aber daß die Sonne selbst ein Vogel sei.

Wir haben also in beiden Geschichten, wie sie uns hier als Mythenquellen vorgeführt werden, den Ausgangspunkt der beiden Forscher als einen Anhang, eine Ergänzung zu bezeichnen. Solche Ergänzungen, die bewußte Naturerklärungen enthalten, lassen sich bei den meisten mythenumbildenden Völkern nachweisen; sie treten bei einigen sogar so massenhaft auf, daß man sie als Mode bei diesen erklären kann. Wir können nun den Zusammenhang dieser angehängten Naturerklärungen immer als einen sehr lockeren feststellen. Diese Naturerklärungen gehören nie in den ursprünglichen Bereich der betreffenden Mythe. Ich will einige Beispiele zeigen. Als die Spinne in Westafrika das Feuer gestohlen hat, bekommt sie so lange Schläge, bis ihr eine große Anzahl von Beinen wächst, die sie heute nun noch hat. Nun sage man mir, wie will man da einen ursprünglichen Zusammenhang herausfinden! Nach unseren Begriffen ist diese Anfügung sogar unsinnig. In

einer Mythe Mikronesiens steigt der Sonnenheld, nachdem er die Fischangel verloren hat, in das Wasser und kommt auch glücklich zu dem Mondmädchen. „Unterwegs kamen ihm die Fische entgegen, und da er Betel kaute und es aus seinem Munde nehmend einigen gab, so bekamen diese die roten Flecken des Mundes, die man bei vielen antrifft.“ Diese Geschichte ist ohne irgend einen Zusammenhang eingeflochten. Bis hinauf zu den höchsten Völkern reicht diese wunderliche Einflechtungsweise. Wir erkennen sie noch in der letzten Erscheinung des Namengebens. Wenn irgend ein Tier einem Helden geholfen hat, dann bekommt es zur Belohnung einen schönen Namen. Wenn nun dieser Name in seiner Grundbedeutung irgend eine Beziehung zu der Mythe hätte, dann würde ich mich eines besseren belehren lassen, da aber eine solche Erklärung sich nicht auffinden läßt, muß ich sagen, daß sie als modische Spielerei dazwischen geschoben ist. Als Beispiel lese man z. B. die altägyptische Geschichte vom Kampfe Ras gegen seine Feinde durch, wo derartige linguistische Erklärungschiebungen in gehäuf-ter Weise auftreten.

Aber können wir aus dieser Erscheinung der Naturerklärungsanhängsel nicht vielleicht einen anderen Schluß ziehen? Ich glaube ja. Und ich will auch gerne zeigen, welch wesentlichen Schluß wir gewinnen können.

Der Hauptwert der oben erwähnten Abhandlung von Heinrich Schurtz über die Tierfabel beruht darin, daß er nachgewiesen hat, daß die in Aesopischen Fabeln so häufigen Moralgänzungen mit dem Ursprunge der Fabeln nichts zu tun haben. Bekanntlich hat noch Lessing für den wesentlich moralisch tendenziösen Ursprung der Fabel eine Lanze gebrochen. Wir verdanken Heinrich Schurtz den Beweis, daß die ursprüngliche Fabel die Moralsentenz nicht kennt und daß derartige Schlüsse erst später angefügt sind. Ich kann hinzufügen, wie wir eine Erklärung für die Anfügung erkennen können. Die Tierfabel hatte in ihrer kursierenden Form kein Interesse mehr für den geistigen Boden einer höheren Kultur. Ohne daß es den Menschen bewußt geworden war, hatte sich eine ethische Wertschätzung als für die Kulturverhältnisse ausschlaggebende Form der Kritik eingestellt. Sobald nun diese ethischen und

moralischen Grundsätze bewußter wurden, fand der Kulturgeist seine Freude daran, dieselben möglichst weit in den Vordergrund zu bringen und sie den alten Dichtungen unterzuschieben. Wir können also als Grundsatz eine geistige Eigenschaft des Menschen dahin festlegen, daß wir sagen, er bemühe sich immer, die aufgefundenen neuen Erkenntnisse als möglichst alte hinzustellen und das Neue mit dem Alten auf solche Weise zu verbinden. So bemühen sich ja alle Religionen, den Zusammenhang mit der Vergangenheit zu schaffen.

Indem wir den so weit verfolgten Faden aufrollen, erkennen wir folgende Knotenpunkte:

- a) Als jüngste Stufe der Geschichtenumbildung ist das Bestreben zu bezeichnen, alten Geschichten eine Moralsentenz anzufügen.
- b) Als eine ältere Stufe charakterisiert sich das Bestreben, in altererbte Geschichten Naturerklärungen einzufügen.

Wir haben bis dahin nur jüngere Schichten aufgedeckt. Wir sind damit zunächst noch nicht zu der Beantwortung der Frage, wie eine Mythe entsteht, gekommen. Ohne daß wir es wollten,

haben wir aber schon aus dem Vorhergehenden ein Resultat herausgelöst, über dessen Wert wir uns hier klar werden müssen. Ich versuchte zu zeigen, daß der ethischen Auslegungsbestrebung eine Naturerklärungsbestrebung voranging, die sich auch in den ältesten Formen der Geschichtenerzählung, nämlich in den Fabeln, dokumentiert. Die Fabel haben wir allem Anscheine nach als das älteste Produkt der Geschichtenerzählungskunst und Geschichtenaufbewahrungskunst zu bezeichnen. Da sie zumeist Tiere verwendet, dürfte sie aus der Anschauungsweise des Animalismus stammen. Der Grundzug des Animalismus beruht aber auf jeden Fall in der Beobachtung und in der Beschreibung. Wenn der naive innerafrikanische Jäger erzählt, daß eines Tages das Krokodil und das Nilpferd ein Bündnis geschlossen hätten, indem sich das Nilpferd dazu verpflichtete, die Boote der Menschen umzustoßen und so dem Krokodil die Menschen in den Fluß, resp. in den Rachen zu werfen, wogegen das Krokodil sich verpflichtete, das Nilpferd an seinen Ufern unbeirrt grasen zu lassen, so liegt hierin der Ausdruck einer reichen Naturerfahrung. Da ist nichts

Erdachtes, sondern nur Erfahrenes darin. Das Krokodil, das den Menschen, wo es ihn findet, frißt, läßt das Nilpferd ungestört in seinem Bereiche grasen. Der erste Teil der Geschichte beruht in der sicher sehr häufigen Erfahrung, die wir auch in unseren Afrikareisewerken in trauriger Weise angeführt finden, daß nämlich gar oft das Nilpferd unversehens unter dem Boote der Menschen auftaucht, dasselbe umstößt und dadurch die armen Neger den Krokodilen in den Rachen jagt. Das ist, soweit ich es verfolgen kann, die einfachste und natürlichste Bildungsform von Geschichten, die sich deswegen im Gedächtnis des Menschen leicht aufbewahren, weil sie so außerordentlich häufig durch die Erfahrung bestärkt werden.

Als älteste Form der Geschichtenerzählung haben wir demnach die schildernde Fabelerzählung zu buchen, der erst später die Naturerklärung eingefügt wird.

Ich fasse nochmals die Stufenfolge und unsere Erkenntnisse zusammen und gebe sie in folgender Formel wieder.

a) Als älteste Form der Geschichtenbildung müssen wir die einfachen Naturschilderungen

und die in Geschichtenform konzentrierte Anhäufung der Naturerfahrung bezeichnen.

b) Wenn wir im Auge behalten, daß späterhin dieselben Geschichten mit Anfügung einer bewußten Naturerklärung uns entgegentreten, dann sind wir zu der Annahme berechtigt, daß in dieser zweiten, jüngeren Form der Geschichtsbildung das Motiv der Naturerklärung zur schöpferischen Kraft geworden ist.

c) Wenn wir bedenken, daß in der jüngsten Periode der höheren Kulturvölker dieselben Geschichten erhalten werden, in denen ihnen als Lebenskraft und appetitanregendes Mittel eine bewußte Moralsentenz angefügt wird, so können wir daraus schließen, daß in dieser jüngsten Periode die Moral und die Welt der ethischen Begriffe den bewußten Ausgangspunkt der Geschichtsbildung dargestellt haben.

Alles weitere ist außerordentlich einfach. Nicht nur die alten, sondern auch jetzt noch lebende Naturvölker sagen, soweit sie Mythologien besitzen, direkt aus, daß dieselben eine

gewisse Naturerklärung enthielten. Die Mythologien stellen also den geistigen Niederschlag aus der unter II aufgeführten Formwelt dar. Daß die Naturerklärung im Beginne der Mythenbildung ebenso selbstverständlich eine unbedeutende war wie die Moralbasis in einer späteren Periode, versteht sich von selbst. Ich werde aber auf diesen Punkt doch noch näher eingehen müssen und werde nun zu zeigen versuchen, unter welchen Gesichtspunkten wir die Mythologien als Naturerklärungen verstehen und bewerten können, welche Eigenschaften der geistigen Beschaffenheit und geistigen Tätigkeit ihre Bildung hervorgerufen haben. Gleichzeitig muß ich aber darauf hinweisen, daß wir unter gleichen Gesichtspunkten die einheitliche Entwicklung der Mythenbildungen erkennen lernen müssen.

Die einheitlichen Grundzüge und Grundlagen aller Mythologien als Beweise für die Einheit der Entstehung nach Zeit und Raum.

Folgendermaßen möchte ich die Aufgabe der kulturgeschichtlichen Mythologie oder, wenn man es lieber so nennen will, der vergleichenden

Mythologie im Rahmen der Kulturkunde fixieren: Sie soll die Mythen aller Völker auf ihre einfachsten Formeln zurückführen und dieselben nach ihrer geographischen Verbreitung einerseits, nach ihren Umbildungen, sei es auf dem Wege der Verkümmernng oder sei es auf dem Wege des Ausbaus und der weiteren Vertiefung, anderseits verfolgen. Soll das gelingen, so ist die dazu notwendige Voraussetzung klar ausgeprägte Eigenschaft der Mythen, und es ist hier unsere Aufgabe festzustellen, ob sie dieselbe besitzen. Wenn es sich zeigen läßt, daß alle Mythen aus demselben Wesenszuge des Entwickelns entstanden sind, dann ist schon viel gewonnen, und es wäre dann nur noch herauszufinden, ob nicht etwa nach den Prinzipien der oben erwähnten Elementargedankenlehre eine Entwicklung resp. Entstehung von verschiedenen Punkten der Erdoberfläche ausgegangen sein könne. Nun geht aus den Grundgesetzen der nachfolgend aufgestellten Entwicklungsprinzipien die Einheitlichkeit der Mythenbildung nur hinsichtlich der einheitlichen Schöpfungsweise, nicht aber hinsichtlich des einheitlichen Schöpfungsortes hervor. Der weiterhin folgende Ab-

schnitt über die Unterschiede der verschiedenen Mythologien bietet in dieser Hinsicht schon mehr, indem er uns zeigt, wie auch niedere Völker, die bis zur Schöpfung der Mythologie noch nicht vorgedrungen sind, nach ihrer Art die Mythen umbilden. Es ist erst die Aufgabe des nächsten Kapitels, aus der Eigenart des Stoffes heraus es wahrscheinlich zu machen, daß ein ganz begrenzter, durch geographische Eigenarten ausgezeichneter Raum der Mythologie das Leben geben kann. Im zweiten Bande werden wir dann die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit unserer Theorie erörtern. — Doch treten wir nunmehr in die Betrachtung der Grundprinzipien der Entwicklung ein.

a) Die symbolisch ergänzende Denkweise in der Naturbeschreibung. Die Naturmenschen denken: es schläft jemand wie Wassergetier im Fluß, daher ist es ein Wassertier. Es frißt jemand Menschen wie ein Jaguar, daher stammt er vom Jaguar ab. Es sind Menschen so schwarz wie Affen, daher sind sie Affen. Solche Beispiele bietet uns die Literatur in großen Mengen. Die Erfahrung, daß etwas diesem oder jenem ähnlich sei, führt

342

schon zur Identifizierung. Typisch ist ein Beispiel, welches in Südafrika passierte. Ein Neger wurde mit einer weißen Flüssigkeit in der Krankheit behandelt und es wurde ihm dabei streng ans Herz gelegt, ja nichts davon zu trinken, da es giftig sei. Der Mann war in Zukunft nicht mehr zu bewegen, Milch zu trinken, weil dieselbe genau so weiß war wie jene Medizin, und weil der Arzt ihm gesagt hatte, daß diese schädlich sei. Die Sonnenstrahlen erscheinen wie lange Fäden, die vom Glutballe aus herniederfallen. Daraus werden unbedingt Stricke gemacht. Bald hat der Sonnengott einen Strick herniedergelassen, an dessen Ende sich ein Angelhaken befindet, um zu fischen, bald hat ein hinter dem Horizont sitzender Gott eine Schlinge nach der Sonne geworfen, um sie in der Mittagszeit zu langsamerem Gehen zu veranlassen. — Taucht die Sonne im Morgen an der Kante des Horizontes auf, so ist dies, wie wenn die rote Scheibe die schwarze Dunkelheit zerschneide, und demnach trennt der Heros mit einem roten Obsidian am Morgen die dunkle Nacht. „Quat zerschneidet die Nacht mit einem roten Obsidian“, sagt der Melanesier. — Dieses

Parallelisieren, Symbolisieren und Ergänzen stellt die eigentliche Quelle der Mythenbildung dar.

b) *A priori*- und Konsequenzmythen. Gar oftmals werden Menschen in den Meeren verschlungen, während andere, ohne helfen zu können, zusehen müssen. Geht nun den Naturvölkern die Sonne im Meere unter, so liegt die Annahme gar nahe, daß sie verschlungen wird. Das ist eine ursprüngliche Auffassung, an die sich nun die Erzählung ganz einfach angliedert. Die Sonne befindet sich nunmehr im Bauche des Fisches, und da sie am nächsten Morgen wieder auftaucht, hat derselbe sie offenbar wieder ausgespien, oder sie hat den Bauch des Tieres aufgeschnitten und kommt nun fröhlich wieder zum Vorschein. Derartige Bildungen nenne ich *a priori*-Mythen. Das sind Mythen, die sich ohne weiteres aus dem Erfahren und nächstliegenden Schlüssen ergeben. Tritt nun für den blutigen Sonnenaufgang etwa die Anschauung auf, daß hier eine Geburt stattfindet, die Geburt der jungen Sonne, so schließt sich hieran unbedingt die Frage, woher denn die Vaterschaft komme, wie dies Weib zu der

Schwangerschaft gelangt sei. Und da nun dies Weib dasselbe symbolisiert wie der Fisch, nämlich das Meer (indem wir von der Annahme ausgehen, daß die Sonne sowohl im Meere untergeht als aus dem Meere emporsteigt), so ist die urmerkwürdige Antwort, daß dies Meer ja vordem die alte Sonne verschluckt habe. Es bildet sich demnach die Konsequenzmythe, daß das Weib „Meer“ vordem die Sonne verschluckt hat und jetzt eine neue Sonne zur Welt bringt; so ist sie offenbar schwanger geworden. Das ist eine Konsequenzmythe.

e) Anthropomorphisierende Gestaltung. Das Naturvolk legt unwillkürlich allen Geschöpfen dieselben Fähigkeiten und dieselben Beweggründe ihrer Handlungsweise zugrunde, die seinem eigenen Innern entspringen. Deshalb läßt es ja in der Zeit des Animalismus dem Tiere die Behandlungsweise angedeihen, die es selbst erfahren. Aber nicht nur mit den Tieren geschieht dies. Ein Körper, der sich bewegt, muß irgendwie lebendige Eigenschaften, menschliche Eigenschaften haben. Menschliche Eigenschaften liegen auch daher all den Geschichten zugrunde, die von

der Sonne, vom Monde, vom Meere usw. erzählt werden. Daher ist die Sonne ein menschenähnliches Wesen, handelt und denkt dement-sprechend. Aus diesem Anthropomorphisieren entstammt die Schöpfung der Götter, die nur deswegen großartiger und gewaltiger als Menschen sind, weil sie großartiger auftreten, großartiger wirken und in gewissem Sinne unerreichbar sind. Sollte aber die Natursymbolik des Naturvolkes sich im animalistischen Rahmen bewegen, d. h. also, die großen Elementarerscheinungen mit den Erfahrungen aus dem Tierreiche ausstatten, dann können keine Götter entstehen. Dieses Anthropomorphisieren bis zur Götterschöpfung setzt also den Manismus voraus.

d) Die manistische Verknüpfung. Ich habe im vorigen Kapitel darauf hingewiesen, daß es eine Periode gegeben hat, in welcher die Menschheit sich mit den Problemen des Todes intensiv beschäftigt hat. Der Manismus läßt die Seele des Verstorbenen in jeder körperlichen Erscheinung aktiv werden, die mit dem Verstorbenen entweder in Zusammenhang stand oder mit dem toten Leibe in Beziehung

kam. Die Früchte des Gartens, die dem Verstorbenen gehörten, bleiben dessen Eigentum, und er wird auch, wenn der Körper vermodert, dieselben noch beanspruchen. Die Seele des Verstorbenen wird in seiner Hütte weiterleben und deshalb wird man geneigt sein, diese Hütte zu verlassen. Ist der Mann begraben und wächst aus dem Grabe eine Pflanze, dann lebt die Seele des Verstorbenen in der Pflanze; hebt man den Schädel des Verstorbenen auf, dann lebt die Seele in dem Schädel weiter. Ist der Mann von einem Krokodil verschlungen, dann lebt er in dem Krokodil weiter und so geht das immer fort, und die naturgemäße Folge dieser manistischen Beseelung ist, daß man zuletzt mehrere Seelen für ihn annimmt, deren eine z. B. in seinem Grabe lebt, deren andere dahin zurückkommt, wo der Mann herkommt, dessen dritte von einer Frau wiedergeboren wird und so weiter. Menschliche Wesen bevölkern auf diese Weise das Weltall, sie ziehen überall einher. Und wenn nun der Mensch sein Interesse auf die Himmelskörper richtet, dann sieht er meist die Seelen der Verstorbenen in den Sternen weiterleben; immer aber stellt er den Satz auf:

die Seelen folgen der Sonne. Ich werde später zu zeigen haben, daß dieses merkwürdige Motiv der Seelensonnenfolge aber noch einen histologischen Grund haben dürfte. Denn die Sonne wird wahrscheinlich den Gründern der Mythologie in dem Lande untergegangen sein, aus dem sie stammen. Denn der dazu gehörige Satz, daß das siegreiche Volk der Mythengründer von der Sonne abstamme, findet sich bei denselben Mythenträgern, die auch das Motiv der Seelensonnenfolge bewahren. Dies Motiv der Seelensonnenfolge birgt nun nach echt manistischem Grundsatz den Quell für eine Fülle von mythologischen Erscheinungen. Wird der Sonnengott beim Sonnenuntergang verschlungen, so geschieht dies auch mit den Seelen beim Tode. Klettert der Sonnengott an den Sonnenstrahlenstricken hinab, so tun die Seelen der Verstorbenen das gleiche. Und so weiter.

e) Die hervorragende Stellung der Sonne, des Mondes und der Gestirne. In allen Mythologien bricht dann und wann einmal der klare Spruch durch: dieser Mann holt die Sonne oder geht mit der Sonne oder begibt sich in den Bereich der Sonne, oder

er ist wie die Sonne, hat Haare wie die Sonne, will die Tochter der Sonne heiraten, will mit dem Monde das und jenes machen. Häufig aber ist auch die Erklärung, daß die Sonne dies oder jenes getan habe, daß das Mondmädchen hier oder da etwas vollbringe oder geheiratet werde, daß die Sterne Riesen seien, daß ein Weib das Meer schaffe, daß die Sonne eine schöpferische Handlung hervorbringe, usw. usw. An solchen Symptomen können wir deutlich erkennen, daß die Sonne auf jeden Fall mitsamt dem Monde und den Gestirnen und auch dem Meere sowie der Erde die Grundlage zu den symbolisierten Gestalten der Mythologie geboten hat. Wir dürfen uns aber nicht täuschen lassen. Die ursprüngliche Mythologie hat diese Ausdrucksweise offenbar nicht gekannt. Diese Aussprüche sind stets nur Erinnerungen. Heißt z. B. die Sonne aus irgend einem Grunde Maui, dann wird die alte Mythologie niemals sagen: „als Maui in das Meer stürzte, ging die Sonne das erstemal unter.“ Die alte Mythologie würde ganz einfach sagen: „Maui stürzte ins Meer.“ Jeder Hörer wußte dann, daß das die Sonne war. Es bedurfte keiner Erklärung. Keine echte

alte Mythologie der ursprünglichen Form gibt die Erklärung der Sonnenhaftigkeit, der Mondartigkeit usw. dazu. Sie setzt einfach das Wissen voraus und erzählt die Geschichte als ein manistisch anthropomorphisiertes Ereignis. — Immerhin sind gerade diese Angaben über Sonne und Mond von außerordentlichem Werte, weil sie uns zeigen, daß das Volk selbst durch solche Angaben gewissermaßen krampfhaft den Stoff im Gedächtnis festhält.

f) Die Zusammenhanglosigkeit in der Entstehung und das Trachten nach Vereinheitlichung in der Folgezeit bei der Mythenbildung und -umbildung. Die einzelnen Geschichten der Mythologie sind offenbar nicht in vollständiger Gemeinsamkeit entstanden, wenn wir auch aus der Verschiedenheit der a priori- und Konsequenzmythen eine gegenseitige Einwirkung deutlich wahrnehmen. Es ist deshalb durchaus selbstverständlich, daß dieselbe Inkonsequenz eintritt wie in der schlicht manistischen Mythologie, als deren Eigenart wir soeben erkannten, daß eine Seele an den verschiedensten Orten und in der verschiedensten Form infolge ver-

350

schiedener Anschauungsverknüpfung gleichzeitig, wenn auch geteilt, existieren kann. Dieselbe Verschiedenartigkeit in der Anknüpfung findet sich in allen Teilen der Mythologie. Es kann sogar verschiedene Sonnengötter nebeneinander geben, ohne daß dies die Gemüter stört. Erst in ziemlich später Zeit tritt das Bestreben ein, einheitliche, zusammenhängende Schilderungen zu bieten. Es muß aber festgestellt werden, daß der Bildersymbolik der Mythenbildung eine Logik in unserem Sinne nicht innewohnt.

g) Die histologische Umwertung beim Fehlen historischer Vertiefung. Weder die animalistische noch die manistische Weltanschauung noch auch die ursprünglich solare gestattet irgend eine historische Erzählung. Alle Kenner der Naturvölkermythologie stellen fest, daß die Naturvölker niemals historische Ereignisse in ihren Mythen wiedergeben. Mit Erstaunen erzählt z. B. Rink, daß die Eskimo auch nicht die geringste Erinnerung an großartige Ereignisse, die sich erst vor wenigen Jahrzehnten abgespielt haben, besäßen. In der Tat geht von einem historischen Ereignis niemals eine Mythe aus. Treten historische Persön-

lichkeiten in der Erinnerung eines Volkes stark hervor, dann nehmen sie sofort einen mythologischen Charakter an und werden mit der Erzählung der viel älteren Mythenbildung bekleidet. So sehen wir mit nicht geringem Erstaunen, wie die Geschichte Alexanders des Großen, die bis in die indonesische Inselwelt und nach Hinterindien gewandert ist, mit einem Male das Gepräge der Sonnenmythologie annimmt. Die Schicksale eines Dschingis Khan sind die des Sonnenhelden. Und wir brauchen nicht so weit zurückzugreifen. Ein Liebling des deutschen Volkes wie Barbarossa wird mit der alten Mythe bekleidet; er zieht in den Kyffhäuser ein. Die Javanen nahmen mitsamt einer Religion aus Indien ganze Dichtungen mit fort und verlegten den Krieg der „Pandawa“ aus dem Mahabharata nun auf ihre Insel. Die Histologie in der Mythenwelt ähnelt oft dem Diebstahl. So weit geht die Umwertung der historischen Personen! — Was ist aber histologisch? Wenn ein Volk über einen Fluß zieht und nun auf dessen rechtem Ufer wohnt, während es vordem auf dem linken ansässig war, so erzählt es, daß die Seelen der Toten nach dem linken Ufer hinübergingen.

352

Wenn ein Volk die Erinnerung an eine großartige Wanderzeit noch birgt, so stattet es dieselbe mit den Geschichten von der Wanderung des Sonnengottes aus. Ein Beispiel: Die amerikanischen Sonnenhelden wandern wie die Sonne über die vier Kardinalpunkte, den Osten, Süden, Westen, Norden. Schlagen wir nun die Wander-
sage der Mexikaner auf, so begegnen wir den vier Kardinalpunkten wieder, zwischen die nur einige Lokalmymthen geschoben sind. So bildet sich denn fast jedes alte mythenbildende Volk in der Erinnerung an eine größere Vergangenheit aus dem Stoffe seiner Mythologie eine Vergangenheitssage, die mit der wirklichen historischen Vergangenheit nichts weiter gemeinsam hat als einige schwache Erinnerungen an die Tatsache als solche. — Mit dieser histologischen Erkenntnis werden wir wahrscheinlich einen sehr bedeutenden Prozentsatz der Mythen erklären können, vielleicht sogar die Urmythe von der Seelensonnenfolge. Jedenfalls legt dieser Typus der Umbildungsform uns aber die Annahme nahe, wie wir die sogenannten Kulturheroen verstehen können. Die Mythe vom Kulturheros dürfte absolut histologisch sein. Ein
Frobenius, Bd. II. 12 353

jugendkräftiges, kulturell höher entwickeltes Volk unterwirft einen primitiven Stamm und führt die höhere solare Weltanschauung ein. Dann wird sich alsbald die Mythe herausbilden, daß ihr Gott, der Sonnengott, frucht- und kulturbringend hereingezogen sei. Der Kulturheros ist der eigentliche Sonnengott, der in seinem Frühling die Saaten sprossen läßt und deshalb der Urheber des Ackerbaus genannt wird, dem die Tempel errichtet werden und der deshalb als der Städtegründer bezeichnet wird, — und so geht das weiter in enger Verquickung der schwachen Reminiszenzen mit dem Quellenmaterial der Mythologie.

h) Die Erhaltung der Mythologie. Daß eine Geschichte ausgedacht wird, ist nichts sehr Erstaunliches. Auch für die Naturvölker können wir uns dies leicht erklären. Sehr merkwürdig ist aber die Tatsache, daß ganz bestimmte Geschichten und vor allen Dingen die Mythen so wunderbar behalten werden. Tatsächlich beruht ja das Problem der Mythologie nicht in der Entstehungsgeschichte allein, sondern vielmehr in der Geschichte der Erhaltung. Man sagt sehr mit Recht, daß ein Volk, welches

354

keine Schrift besitzt, ja über ein besseres Gedächtnis verfüge. Dies Gedächtnis will aber auch erst geschult und erzogen werden, und da fragt es sich denn, wie der Mensch zu dieser wunderbaren Kunst, die wir im epischen Zeitalter nicht genug bewundern können, gelangt ist. Ich glaube nur eine einzige Lösung dieses Problems gefunden zu haben. Die Geschichten, die die Menschen zu so großartiger Gedächtnisstärke erzogen haben, müssen einerseits von einer enormen Eindruckskraft gewesen und andererseits noch durch ständige Befruchtung des Gedächtnisses am Leben erhalten worden sein. Und da komme ich eben darauf, wohin ja jede Erkenntnis in zehnjähriger Arbeit am Stoffe geführt hat, daß es nämlich in der Natur kein so großartiges Schauspiel gibt wie Sonnenauf- und -untergang und Nachtgröße für ein Volk in den Tropen. Hat sich hier wirklich die Mythologie ausgebildet, war wirklich die Sonnenfahrt die Anregung, dann verstehen wir auch die Erhaltung der Mythologien durch die vielen, vielen Jahrtausende bis auf unsere Zeit. Denn an jedem Tage wurde die Sonne einmal verschlungen, an jedem Morgen wurde sie einmal ge-

boren, und wenn die ehrfurchtsvolle Scheu und die Empfindung für die Heiligkeit überhaupt erst geweckt war, dann konnte jede einzelne Geschichte aus dem schicksalsreichen Dasein des Sonnengottes täglich, ja stündlich mit dem Anblick der Sonne in das Gedächtnis zurückgerufen werden. — War das Gedächtnis so erstarkt, war es erst eingebürgert, solche Geschichten vielfach zu erzählen, dann konnte ja die andere frappierende Erscheinung der ebenso wunderbaren Erhaltung der einzelnen Motive leicht ins Leben treten. Ein Motiv ist eine einzelne kurz gefaßte Schilderung, Erklärung, Aussage im Bereich einer ganzen Mythe. Nun sehen wir z. B. in Nordwestamerika, auf den Inseln der Torresstraße und bei den alten Griechen am Ende von der bekannten Jonassage (in deren Verlauf der Held von dem Westungeheuer verschlungen wird, später aber aus demselben wieder entrinnt) die Mythe mit den Worten ausklingen: Es war aber im Bauche des Tieres so heiß gewesen, daß dem Helden die Haare ausgingen. Ich muß zugeben, daß mein Verstand es nicht zu fassen vermag, wie der „Zufall“ hier denselben verrückten Schluß ins

356

Leben hätte rufen können. Und ich bin noch immer der Ueberzeugung, daß wir da, wo wir nicht mathematisch beweisen können, den Entscheidungen unseres Verstandes folgen müssen. Wir können nun alle Mythen verfolgen, wir finden derartige merkwürdige kleine Uebereinstimmungen überall wieder. Daß die Mythen im großen und ganzen mehrfach und in derselben Weise hätten ausgedacht werden können, werde ich nie bestreiten. Die Uebereinstimmung dieser kleinen und aller kleinsten Züge, dies Festhalten der einzelnen Motive macht für mich aber bei der völligen Uebereinstimmung der großen Züge nur den einen einzigen Schluß plausibel, daß hier eine großartige Wirkung der Gedächtniskraft vorliegt, die aus einer Quelle geschöpft hat. — Noch ein kurzes Wort über die Mode in den Mythologien. Nehmen wir die Gesamtheit der Mythen der verschiedenen Völker, so sehen wir wohl überall gemeinsame Ausgangspunkte, überall aber verschiedene Umarbeitungen. In dem einen Lande ist dieses, in dem anderen jenes beliebter. So ist z. B. in den isländischen Märcen die Hundehautverbrennungsgeschichte und das Motiv von der bösen Stiefmutter so

ausgeprägt und so häufig, daß man meinen möchte, besonders das letztere müsse eine ganz besondere Befruchtung erfahren haben. Ein Kenner wie Theal stellt fest, daß in Südafrika die Verschlingungsmythen in hundert Versionen erzählt würden. Die Verwandlungen, die schon in Indien eine große Rolle spielen, machen sich in den Geschichten Zentralasiens so breit, daß sie immer lange Seiten einnehmen, ehe sie einem wirklichen wichtigen Ereignisse in den Mythen Raum lassen. In Indonesien sehen wir die Rohrsprungsmythe, bei den Eskimos das Entscheidungsringen, bei den Polynesiern den Feuerdiebstahl und die Landangelsage mächtig emporwuchern. In gleicher Weise bilden sich über große Landstrecken bevorzugte Lieblingsgeschichten aus. Ueber Zentralasien und Europa zieht die Geschichte vom Gewitterdrachen, hervorgegangen aus dem Westverschlingen, so machtvoll, daß ein Mann wie Schwartz glaubt, aus ihr den Quell der ganzen Mythologie herausfinden zu können. Und Amerika gibt uns in seiner Geschichtenwelt gar viele Belege, daß der Gewittervogel dort drüben dieselbe Rolle spielt wie der Gewitterdrache bei uns. So sehen

358

wir denn die Umbildungen nach großen Gesichtspunkten vor sich gehen.

Doch wenden wir uns nunmehr dem letzten Abschnitt dieses Kapitels zu.

Die Unterschiede in der äußeren Gestalt der Mythologien als Belege für einstige Einheitlichkeit und Umbildung unter neuen und andersartigen Verhältnissen.

Daß man Verschiedenartigkeit als den Beleg für einstige Einheitlichkeit erklärt, dürfte zunächst wie ein Widerspruch klingen. Und doch glaube ich dem Satze eine ziemliche Berechtigung zusprechen zu müssen. Denn wenn die Formeln überall die gleichen wären, dann würde das ja zuletzt auch nur beweisen, daß überall dasselbe entstanden sein könne. Wenn aber der geographische Rahmen für die Bildung einer Form ausschlaggebende Kraft haben soll, dann muß natürlich diesem Vordersatze der Nachsatz folgen, daß auf den Gebieten, in denen die den Ursprung erzeugenden geographischen Kräfte nicht mehr wirken, die Umbildung entsprechend den geographischen Bildungsgesetzen des neuen

Heimatlandes stattfinden muß. Ich will dies ganz kurz noch klarer stellen. Ist eine Mythologie als Natursymbolik bei einem Volke entstanden, für welches die Sonne im Meer auf- und untergeht, so kann sich dieselbe bei einem Volke, dem die Sonne z. B. im Lande aufgeht, nicht ebenso erhalten. Es müssen, wenn die Natursymbolik wirklich der Mythologie das Leben gegeben hat, auch entsprechend den geographischen Verschiebungen bei der Ansiedlung und Uebertragung Unterschiede entstehen.

Desgleichen müssen entsprechend den höheren und niederen Kulturen auch verschiedenartige Typen der Mythenumbildung in den Vordergrund treten. Dies ist auch so, und ich will hier die wichtigsten vier Formen nennen.

1. Der heroisch-solare Typus.
2. Der animalistisch-solare Typus.
3. Der kosmologisch-solare Typus.
4. Der episch-solare Typus, von welchem sich das Märchen abzweigt.

Den ersten Typus nehme ich als mittlere Norm an. Wir haben hier manistische Völker, die gemeinlich eine größere Kulturleistung hinter sich haben, die die Sonne verehren und

360

in ihren Mythen einen gründlichen Schatz von Wandersagen beherbergen. Die Taten des Sonnenhelden stehen im Vordergrund, die Tiere spielen eine geringe Rolle, und die anderen Gestirne treten gegenüber der Sonne zurück.

Der animalistisch - solare Typus erzählt nur Tiergeschichten, Sonne, Mond und Sterne sind zu Tieren geworden, die aber dieselben Taten vollführen. Die Völker, die solche Mythologien besitzen, sind nicht wie die vorhergehenden Hackbauern, sondern im wesentlichen Jäger. — Die Mischung dokumentiert sich überall als eine echte Verschleuderung höherer Schöpfungen in ein niederes Niveau, aus dem sie nicht entstanden sein können.

Die kosmologisch-solare Weltanschauung wird von den eigentlichen älteren Kulturvölkern getragen. Ein großartiges Kalenderwesen steht im Vordergrund. Das Interesse ist von dem Sonnengotte mehr und mehr auf die Bewegungen der Sternenvwelt abgelenkt. Jede Stadt eines Landes hat ihre eigenen Götter, die aber nur dem Namen nach unterschieden sind und von denen dieselben Geschichten erzählt werden. Eine Priesterschaft sorgt in emsiger Grübelelei

und Zurückgezogenheit für den Aufbau einer wunderlichen Wissenschaft, die zwischen wirklichen Erkenntnissen und mythologischen Erklärungen hin- und herschwankt.

Zum Schluß endlich haben wir die Abzweigung der episch-solaren Mythologie zu erwähnen, die einen ganz bestimmten großen Völkerkreis vereinigt. Das historische Moment ist in den Vordergrund getreten, das Saiteninstrument ist entdeckt worden und zum Leierklange verkünden die Priestersänger an den Höfen der Könige die meist im Reime geschmiedeten Taten der königlichen Ahnherren, die im Grunde genommen aber weiter nichts sind als Umbildungen der alten guten Mythologie, die die Völker einst über die Meere und über die Lande trugen.

Wird aber die Mythologie zu einem heiligen Priestergeheimnis oder löst sich dieselbe historisch in epischer Form auf, so sinkt die Mythologie als Märchenwelt in den Volksschoß, wo sie ohne göttliche Größe, aber umso behaglicher und in zarterer Gewandung gar wohl geborgen weiter lebt, — bis die Schrift sie vernichtet,

III. DIE MYTHE IN DEN VERSCHIEDENEN PROVINZEN

Fassen wir nochmals die Grundzüge des vorhergehend Dargelegten zusammen. — Es wurde uns wahrscheinlich, daß die älteste Schicht der Kultur nur ein einfaches Naturbeschreiben kennt, das den allgemeinen und sich immer wiederholenden Erfahrungen entspricht. Die Ergänzungen in diesen Formen der Geistestätigkeit sind schwach. Demgegenüber tritt uns im Zeitalter der Mythologie in den nach manistischen Prinzipien anthropomorph gebildeten Mythen eine Geschichtenwelt entgegen, welche die Naturereignisse und die Erfahrungen, die der Mensch alltäglich macht, als unbewußt entstandene Naturerklärungen enthält. Hat der Mensch auf solche Weise angefangen, erst die großen Ereignisse durch solche Geschichten zu erläutern, dann fährt er auch in bewußter Weise fort, zu erklären. Das Erklären wird Mode, und während auf der einen Seite hieraus die kleinen Anhängsel, die die Eigenschaften der Tierwelt wie der Erdoberfläche verständlicher machen sollen, entstehen, versucht eine sich ausbildende grübelnde Priesterwelt immer mehr

in die Geheimnisse des Weltalls einzudringen, so daß die Kosmogonien und Kosmologien bei den höher entwickelten Völkern entstehen. Da aber einmal das Geschichtenbilden, die Mythenbildung und im Laufe der Zeit und der geographischen Verschiebung der Völker auch die Mythenumbildung einen großen Teil des Interesses in Anspruch genommen haben und der menschliche Geist nunmehr seine Freude daran findet, solche Geschichten nicht nur zu behalten, sondern auch weiter zu entwickeln, so erwachsen je nach der Liebhaberei der Völker und Zeiten allerhand jüngere Dichtungen. Es ist nun Hauptaufgabe des Mythologen, aus der unendlichen Fülle von Geschichten, welche die Zeiten und Völker hervorgebracht haben, die älteren Bestandteile herauszufinden. Die jüngeren können abgetrennt und zunächst zur Seite geschoben werden, wenn man es nicht vorzieht, umgekehrt zu verfahren.

Die einzelnen Geschichten sind über verschieden große Räume und nach verschiedenen Richtungen hin gewandert. Diese Ausdehnungen sind genau festzustellen. Aus den Ausdehnungen der einzelnen Geschichten müssen wir im Zu-

364

sammenhang mit der Verbreitung anderer Kulturmerkmale die Wege und Ausdehnungsweiten bestimmter Kulturverschiebungen erkennen lassen.

Während nun für den asiatischen und europäischen Kontinent seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine hübsche Reihe von Gelehrten derartige Arbeiten ausgeführt hat, liegt der Zusammenhang hinsichtlich der anderen Gebiete noch gänzlich unberücksichtigt da. Es ist selbstverständlich, daß, was ein Jakob Grimm, ein Benfey usw. gearbeitet haben, nur einen verhältnismäßig kleinen Raum umfaßt, und selbst die Arbeit von Eduard Grisebach beschränkt sich darauf, eine Geschichte bis nach China hin zu verfolgen. Wenn weitere Studien in dieser Richtung nicht ausgeführt worden sind, so liegt dies daran, daß die weitaus meisten Fälle der Analogien als die Reste aus einer unendlich viel älteren Zeit erklärt werden müssen. Mit den Asiaten fand man sich insofern ab, als man wußte, daß auch andere Kultursymptome über dieselben Strecken gezogen waren. Man konnte nach der einen Seite auf die Gemeinsamkeit der Sprachen der arioiden Völker, nach der andern

Seite auf die Wanderschaft des Buddhismus hinweisen. Unter solchen Umständen brauchte eine Verfolgung derartiger Stoffe nicht auf schweren Widerstand zu stoßen. Aber genau an der Grenze derartiger sonstig anerkannter Wandergebiete machte auch die Mythenforschung in unserem Sinne Halt.

Um nun die Möglichkeit zu erhalten, in die älteren Schichten hinabzutauchen, vergegenwärtigen wir uns die wichtigsten Grundzüge einer älteren Mythologie.

Grundzüge der älteren Mythologie des heroisch-solaren Typus.

Es muß an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen werden, daß wohl die sämtlichen älteren Mythen von den Schicksalen des Sonnengottes ihren Ausgangspunkt nehmen, daß die einzelnen Geschichten aber nebeneinander entstanden und erst später in einen engen Zusammenhang gebracht wurden. Die große Wanderung der Mythologie hat allerdings wahrscheinlich schon alle Mythen in einem Zusammenhange gekannt, und ich fasse sie demnach zusammen. Betont muß jedoch werden, daß die ganze Mythologie nicht etwa mit der Geburt des Sonnen-

366

gottes, also dem Sonnenaufgange, sondern wahrscheinlich mit dem Sonnenuntergang anfängt.

Halten wir uns zunächst an die direkten Aussagen. Sonne und Mond werden uns als Ehepaar geschildert. Die Ehe ist jedoch keine glückliche, und der Sonnengott kann auch nicht als guter Vater bezeichnet werden. Nur in Finsternissen begatten sich Sonne und Mond. Die Kinder sind dann einerseits die Sterne, andererseits alle späteren Sonnen. Während die jungen Sonnen die Söhne sind, die der nicht sehr liebevolle Vater zu verschrecken sucht, schließen sich die jungen Mädchen, die Sterne, ihrer Mutter, dem Monde, an. — Andererseits hören wir, daß auch die jungen Sonnen untereinander kein besonders glückliches Leben führen. Dem Alter nach ziehen sie aus, der Älteste zuerst, der Jüngste zuletzt, um das berühmte Abenteuer des Feuerholens, des Einfangens des Vogels, bei den Asiaten des Einfangens des Zauberpferdes usw. zu vollbringen. Die ältesten Brüder sind bei diesem Unternehmen nicht glücklich. Dieses gelingt immer nur dem Jüngsten, der deswegen von seinen Brüdern verfolgt wird. Oftmals wird der jüngste Bruder, entsprechend dem Sonnenunter-

gange ins Meer, in einen Brunnen geworfen, kommt dann aber glücklich wieder heraus.

Auf die Mythen eingehend, drängt sich uns zunächst die Art der Geburt des Sonnengottes auf. Ein großer Untergang hat stattgefunden, von dem sich nur ein Weib gerettet hat, welches in der Verborgenheit der Nacht als Mond lebt. Dies Weib trinkt aus einem Becher, in welchem sich die Strahlen der untergehenden Sonne niedergelassen haben, oder sie ist von der Sonne direkt befruchtet worden, indem die Sonnenstrahlen auf sie fielen. Jedenfalls verschluckt sie immer den Sonnenkeim und empfängt ihn erst in späteren Mythen durch einen gewalttätigen Beischlaf. In einer *conceptio immaculata* durch Verschlucken empfängt also die Jungfrau und gebiert nun am nächsten Morgen den Sonnengott, der sich durch einige merkwürdige Vorgänge sofort von anderen Sterblichen unterscheidet. Oftmals spricht der Gott schon im Mutterleibe. Noch öfters läuft er aber sofort nach der Geburt fort und wächst in einer ganz kurzen Zeit zu einem stattlichen Jüngling heran, der, schon bei der Geburt mit Waffen versehen, die Nachtungeheuer schnell überwindet und der

368

Welt das Licht wiedergibt. — (Andererseits schließt sich auch oft die Aussetzung an. — Vergl. Kapitel 10 und 11.)*)

Ein weiterer wichtiger Kreis von Mythen rankt sich um das Liebesleben des jungen Gottes. Die wichtige Schwanenjungfrauenmythe erzählt uns, wie der Sonnengott einige Mädchen trifft, die am Ufer ihren Schleier niedergelegt haben und deren eines er sich bemächtigt, die ihm aber später, als sie ihm eine junge Sonne als Sohn geschenkt hat, entweder weil er ein Verbot nicht berücksichtigt oder weil sie ihren Schleier wiedergefunden hat, wieder entrinnt. — Eine andere hübsche Erzählung zeigt uns den Sonnengott als Angler. Die Angel wird im Wasser durch einen Fisch verschluckt. Er folgt seinem Haken, indem er in die Tiefe des Meeres hinabtaucht und dort unten gleichzeitig mit dem verlorenen Gegenstand die Geliebte gewinnt. — Von großer Bedeutung für die Geschichte der Mythologie ist es, festzustellen, aus welchem Bereiche die Jungfrau entstammt. Wir werden

*) Die zu vergleichenden Kapitel beziehen sich auf das Buch „Das Zeitalter des Sonnengottes“ von Leo Frobenius.

sehen, daß die Geliebte des Sonnengottes ihren Schleier stets beim Baden ablegt oder daß es direkt ausgesprochen wird, daß sie ein Fischweib ist. Die eigentlichen Schwanen- oder Gänsejungfrauen müssen wohl auf eine jüngere Formung zurückgeführt werden, und die Himmelsjungfrau, die wir bei den Ozeanieren teilweise finden, dürfte ebensowenig den Schluß auf die Landzugehörigkeit der Geliebten zulassen, da sie ja nur deswegen eine Himmelsjungfrau ist, weil der Mond am Himmel steht. (Vergl. Kap. 12—14.)

Einen großen Raum nehmen nun im Bereiche der Mythologien die Großtaten des Sonnengottes ein. Er zieht in die Unterwelt, um das Feuer zu holen. Diese Fahrt ist mit den eigenartigsten Motiven ausgestattet. In den Vordergrund tritt uns vor allen Dingen der Vogel, der den Gott hinunterführt. Es ist derselbe Vogel, der in anderen Mythen ihn wieder zur Oberwelt zurückbringt. Will er in die Unterwelt, so muß er entweder stets einen Fluß überschreiten oder durch das Meer fahren oder er hat die berühmten, zusammenschlagenden Felsen zu passieren. Beim Hindurchfliegen mit dem Vogel oder beim Hindurchgleiten des Bootes wird der Schwanz

370

des Vogels, resp. das Bootsende abgequetscht. Ist der Sonnenuntergang so vollendet, dann beginnt die eigentliche Tat, die nun natürlich im großen und ganzen der Phantasie zu weiterem Ausbau überlassen wird. Der Mann oder die Männer, resp. Riesen, sowie das alte fürchterliche Weib, welche diese Nachwelt beleben, sind meistens als Menschenfresser geschildert. Der Sonnengott versteckt sich. Die Bewohner wittern ihn aber. Dies Menschenwitterungsmotiv zählt wieder zu einem der wichtigsten Züge, da dasselbe merkwürdig fest im Gedächtnis der Menschen hängen geblieben ist. Dabei haben wir es gerade bei ihm entschieden mit einer Umbildung der ursprünglichen Form zu tun. — Der Sonnengott ist hier unten nicht ohne Hilfe. Ein Hilfswieb, entweder seine Mutter oder seine spätere Geliebte, unterstützt ihn zu seiner Rettung, bei seinem Feuerraube oder bei der Ueberwindung der Nachriesen, in denen wir wahrscheinlich die Sterne zu sehen haben. Denn die meisten Mythologien erzählen uns, wie die Morgensonne durch ihr Erscheinen die Riesen töte. Deren Licht erblaßt dann ja! — Gefahrlos ist das Unternehmen des Gottes nicht. Ja,

er muß zuletzt immer fliehen. Die Flucht erfolgt entweder auf einem Baume oder auf einem Vogel oder auf dem Wasser. Das Meer verfolgt ihn. Er entrinnt aber glücklich. — Die Flucht des Sonnengottes aus der Unterwelt hat im Norden die Geschichte von der magischen Flucht, wie Boas sie getauft hat, ins Leben gerufen. (Vergl. Kap. 15 ff.)

Während die vorhergehende Mythe eine außerordentliche Zahl von Varianten ins Leben gerufen hat, sehen wir in dem folgenden Stück eine sich sehr gleichbleibende und in den Formen genau festgehaltene Geschichte. Es dürfte nicht schwer sein, festzustellen, warum die eine so sehr zersplittert, die andere dagegen so stark zergliedert ist. Denn die eine bietet der Phantasie außerordentlichen Spielraum, während die andere durch ihre originelle Gestalt von vornherein gefesselt ist. — In der Walfischmythe, die ich meine, wird der Held im Westen von einem großen Fische verschlungen. Der Fisch schwimmt im Meere nach Osten zu. Im Osten beginnt der Gott das Herz des Tieres abzuschneiden, ein Feuer zu entzünden und den Bauch des Ungetümes aufzuschlitzen. Sodann kommt er

372

im Morgenanbruch wieder zum Vorschein. — Diese Mythe, die nach allen Einzelheiten sich lediglich auf einen Sonnenuntergang im Wasser oder auf einen Sonnenaufgang aus dem Wasser beziehen dürfte, ist eines der wertvollsten Stücke der Mythologie. Die einzelnen Motive sind hier so klar erhalten und sitzen so regelmäßig und fest an ihrer Stelle, daß hier Verwechslungen kaum möglich sind. — Anschließend hieran haben wir die wahrscheinlich jüngere Form der Drachensage zu erwähnen. Das Westmeer, dem regelmäßige Menschenopfer dargebracht werden müssen, ist als Drache aufgefaßt. Auch der Sonnenheld wird als letztes Opfer dargebracht. Aber während er das Ungeheuer überwindet und oftmals wie in der eigentlichen Walfischsage erst verschlungen wird, tritt das Liebesmotiv hier ein, und der Held erobert mit einem Siege seine Geliebte. — Diese Variante dürfte mit der Feuerdiebstahlmythe insofern zusammenhängen, als auch dort der Sonnengott oftmals das Weib gleichzeitig mit der Vollbringung seiner Tat erobert. Gegenseitige Beeinflussungen der Mythen untereinander müssen wir ja überall berücksichtigen. (Vergl. Kap. 4—9.)

An diese Grundzüge schließt sich nun eine unendliche Fülle von Einzelheiten an. So wird z. B. der Sonnengott oftmals nach seiner Geburt ausgesetzt. Im geschlossenen Kasten treibt er zur Nachtzeit auf dem Meere umher. Dieser geschlossene Kasten der Nachtzeit ist die Nacht selbst, die als verengter dunkler Raum aufgefaßt wird. Am deutlichsten wird uns dies dadurch gemacht, wenn seine Geliebte, der Mond, mit in dem Kasten eingeschlossen ist. (Vergl. Kap. 10 und 11.)

Wird auf der andern Seite z. B. die aufgehende Sonne als Vogel betrachtet, so schließt sich hieran sehr leicht die Konsequenzmythe, daß der Vogel aus dem Ei gekrochen ist. Dies Nachtei schwimmt in der Dunkelheit auf dem Meere. Und wir treffen hier gleichzeitig die erste Welterschöpfungs-idee, der wir uns nunmehr zuwenden wollen.

Bis dahin betrachteten wir die Mythen als Naturerklärungen der Tagesereignisse. In der Uebertragung erfolgt in der gleichen Weise eine Projektion auf die Jahreszeiten, indem die Geburt in den Frühling, der Untergang, das Untertauchen und die Nachtfahrt vom Herbst

374

beginnend in den Winter gelegt wird. Des weiteren kann aber auch noch eine Projektion vom Morgen in den Urbeginn der Dinge gelegt werden. Die Welt wird so geschaffen, wie das Aufgehen der Sonne täglich geschildert wird. Wenn am Morgen eine Jungfrau die Sonne gebiert, dann schwimmt im Urbeginne der Dinge eine Jungfrau auf den Wassern, die dem Weltformer das Leben gibt. Wenn im Morgen die Sonne im Kasten verschlossen umhertreibt, dann wird das erste Menschenpaar, der Sonnengott aus einer verschlossenen Arche, aus einem Bambus usw. geboren. Und wie die Sonne morgens in konsequenter Weise aus dem Meer emporgeleitet wird, so ist im Urbeginne für fast alle Mythologien nur das Meer da, und die Erde wird erst geschaffen von dem dem Wasser entsteigenden Sonnengotte, dessen Sonnenstrahlen die Bergspitzen und die Spitzen der höchsten Bäume zuerst beleuchten, der dann mit seiner Lichtflut die blumigen Wiesen überzieht und so das Land aus dem Dunkel des Nachtmeeres emporsteigen läßt. (Vergl. Kap. 11.)

Das sind einige Bilder aus der älteren Schicht der Mythologie. In den folgenden Kapi-

teln werden wir uns den Einzelheiten, ohne erschöpfen zu wollen, noch des näheren widmen und wir hoffen, daß aus diesen Einzelschilderungen mehr Ueberzeugungskraft fließt als aus dieser skizzenhaften Zusammenfassung. — Nuncmehr wollen wir uns aber — ebenfalls in aller Kürze — der Besprechung der einzelnen mythologischen Provinzen zuwenden.

Die Provinzen der Mythologie.

Es muß hier darauf zurückgegriffen werden, was wir schon am Ende des vorigen Kapitels gesagt haben. Es wurden dort vier Haupttypen der Mythologien ihrem inneren Wesen nach angeführt. Wenn ich hier von heroischem, animalischem, kosmologischem und epischem Typus spreche, so darf man darunter keine schroff getrennten Erscheinungsformen verstehen. Die Typen gehen wie überall im Geistesleben so vollständig ohne jede Kluft und Spaltung ineinander über, daß es oft außerordentlich schwer ist, zu sagen, welchem Typus man die eine oder andere Mythologie zurechnen soll. Dazu kommt, daß gar manche Mythologie mehrere Typen in sich birgt. Nehmen wir z. B. die griechische, dann

376

haben wir in der eigentlichen Göttergeschichte den heroisch-solaren Typus vertreten, der sich hier aber schon wieder in eine Götter- und in eine Heldensage spaltet. Homer bietet uns den epischen Typus, und die kosmologische Auffassung ist von semitoider Seite aus hineingetragen worden. Oder aber ein anderes Beispiel: das der Eskimo! Hier kann man kaum von heroischem Typus sprechen, denn fast alles Solare ist zugrunde gegangen, und nur noch das Geschichtenerzählen als solches blieb als fröhlich betriebene Modesache übrig. In der Angelegenheit haben wir hier die Verkümmernng des Inhaltes und der Motive auf der einen Seite und die Wucherung des eigenen Geschichtenerzählens auf der anderen. Also ist diese Einteilung in vier Typen cum grano salis zu nehmen.

Immerhin bietet uns eine derartige Teilung wenigstens Anhaltspunkte für das Verständnis. Wir sehen aus dem Mittelmaß des Heroischen die Mythologien der Semitoiden und der Zentralamerikaner z. B. als Erweiterungen, Vertiefungen, Spezialbildungen auftauchen, sehen wir den Grundzug dieses kosmologischen Typus in voller Blüte: wie nämlich eine klügelnde Prie-

sterkaste aus den wunderbaren Erscheinungen, Gesetzen und Kreisläufen der Nachwelt mytische, uns nur noch zum Teil verständliche mythologische Neubildungen schafft. Wir sehen dann aber auch, wie die Mythe, die in anthropomorpher Bildung mit Bevorzugung des Animalismus menschenähnliche Götter schafft, zu den animalistischen Völkern übertragen wird, und wie aus dem Bereiche der Jäger und Fischer z. B. Neuhollands und Nordwestamerikas uns dieser neue Typus entgegenströmt.

In solcher Weise betrachtet, entwickelt sich das Bild der Mythologie etwa folgendermaßen:

Von Südasien ausgehend, ergießt sich ein Strom der Mythologie über Polynisien nach Amerika auf der einen Seite, von ebenda nach Südafrika auf der andern. Eine zweite Gruppe der Erscheinungen verläuft von Südasien durch den Erdteil nach Norden, zweigt sich in verschiedene Gruppen ab, deren eine die arioiden Völker nach Europa tragen, deren zweiter von mongoloiden Völkern in fast entgegengesetzter Richtung über Nordostasien bis Amerika vordringt. Diese nördlich wandernden Typen sind auf jeden Fall jüngeren Datums, die an der

378

Küste nach Südafrika vordringenden sind entweder älteren Datums und in jüngerer Zeit durch Nachströmungen aufgefrischt oder in einer mittleren Zeit dorthin übertragen worden. Die über Ozeanien nach Amerika führenden Formen lassen ebenfalls mehrere Hauptschichtungen, wenn auch nur schwach, erkennen, was uns aber nicht ohne weiteres zu einem Schluß auf jüngere Befruchtung führen darf, da wir noch keine Ahnung haben, in wie viel Epochen oder Formschichtungen wir das eigentliche Zeitalter des Sonnengottes zergliedern müssen. Jedenfalls ist nach Loslösung des regelmäßigen Verkehrs und nach Isolierung Amerikas dort ein Aufschwung von statten gegangen, der im Zentrum eine Blütenform des kosmologischen Typus par excellence gezeitigt hat. Des ferneren ist zu vermerken, daß die dort in den Vordergrund tretenden Strömungen des Meeres den Völkern des nördlichen großen Ozeans im Gebiete der mikronesischen und japanischen Inselwelt und der nordwest-amerikanischen Küstenstrecken Auffrischungen bis in die jüngere Zeit zugeführt haben.

Nun eine Besprechung der Provinzen nach der Reihe:

a) Die Provinzen Ozeaniens: Indonesien, Mikronesien, Japan, Polynesien, Melanesien, Neuholland. In Indonesien ein wirres Durcheinander von Formen des ältesten Typus bis zum jüngsten. Ich habe die indonesische Mythologie in verhältnismäßig geringem Maße verwertet, weil ich dem Stoffe dieses Gebietes eine eigene Arbeit zudenke. Mikronesien ist mythologisch schwach durchforscht. In vieler Hinsicht (z. B. Rohrsprungsmythe) ist eine starke Einmischung indonesischer Varianten zu vermerken. Im übrigen ist hier der heroische Charakter offenbar gut erhalten. — Japan muß entschieden in mythologischen Dingen Ozeanien zugerechnet werden. Wenn hier das Bestreben nach historischer Anknüpfung auch in gewissem Sinne epische Bildungen anstrebt, so ragen doch die alten Göttergestalten des heroisch-solaren Typus gar mächtig empor. Daß Japan gegenüber China und dem Ausströmungsgebiet der zentralasiatischen Mongoloiden liegt, können wir daran erkennen, daß an die Stelle des Westverschlingers der bei den Landvölkern entstandene Regendrache getreten ist. In Polynesien und Melanesien sehen wir ein merkwürdiges Schau-

380

spiel, das uns ein für allemal lehrreich sein sollte. In der Bevorzugung der Maunymythologie erkennen wir das Lieblingsthema eines in sich konzentrierten Meerverkehres großartigster Form. Aber wir dürfen die für die Rekonstruktion der alten Formen wertvolleren Mythen nicht in dieser etwas abgeschliffenen Form erwarten, sondern müssen danach umschauen, was an die Randgebiete verschlagen und hier abseits des großen Verkehrs erhalten wurde. Ein solches Gebiet der verschlagenen Typen ist Melanesien. Die Melanesier haben die alten Stoffe in vieler Hinsicht besser verwahrt als die Polynesier, weil sie nicht dem gleichen engen und ständigen Verkehr ausgesetzt waren, und weil auf der andern Seite ihre Inseln größer und dichter bevölkert sind. Dagegen ist zu vermerken, daß den Polynesiern in Folge ihres Wohnsitzes der ursprüngliche Sinn der Mythologie am längsten erhalten geblieben ist. — Das abgelegene Neuseeland zeitigte wie kein anderes polynesisches Volk einen histologischen Typus, in dem die Maori die Mythen des Sonnengottes als Wandersage ausbauten. — Auf der andern Seite sehen wir den kosmologischen

Typus auf Hawai zu intensiverer Entwicklung gelangen. Inwieweit die Meeresströmungen für diesen kosmologischen Typus durch Anregung eines eigenartigen Verkehrs verantwortlich sind, ist erst nach genauer Feststellung des Mythenbestandes zu sagen. (Das Hauptwerk der hawaiischen Mythologie war mir aber nicht zugänglich.) Daß eine gewisse festere Beziehung zwischen Hawai und Mikronesien bestand, ist sicher. — Auf der andern Seite wurden die Mythen in das animalistische Neuholland verschleudert und haben hier den entsprechenden Charakter angenommen. Neben wenigen kaum als Götter zu bezeichnenden Heldengestalten fällt hier die Unmasse der Tiere ganz besonders auf.

b) Die Provinzen Amerikas: die Region der zentralamerikanischen Kulturvölker, die südamerikanischen Naturvölker, die nordamerikanischen Indianer, die Nordwestamerikaner, die Eskimo. Vom Zentrum nach beiden Seiten, d. h. von Norden nach Süden ausgehend, können wir eine gewisse Abdachung feststellen. Die Mythologien der sämtlichen amerikanischen Naturvölker gehen augenscheinlich von der Sonnenverehrung aus und haben ihre höchste Ent-

382

wicklung im kosmologischen Typus der Zentral-amerikaner erfahren. Wunderliche Wucherungen sind hier eingetreten; histologische Wander-sagen haben sich hineingemischt; die Tatsache, daß jedes Völklein das Sonnengeschlecht seiner Herrscher vom Sonnengott ableitete, dem Sonnengotte selbst so jedes einen eigenen Namen gab, auf solche Weise eine Unzahl von Göttern nebeneinander schaffend, wirkt hier außerordentlich verwirrend; einzelne Reste und höchst eigenartige Mythenbestandteile lassen hier noch ältere Anschauungssätze durchschimmern. Wenn z. B. die Gegend, in der für diese Völker das Meer liegt, „im Rachen der Schlange“ genannt wird, so können wir dieses als einen Rest der Walfischsage auffassen, zumal wenn uns in kosmogonischer Bildung ein tiamatähnliches Urweib entgegentritt, in welches der Sonnengott hineinschlüpft und aus dessen Teilen Himmel und Erde geschaffen werden. Die Proben auf das Exempel sind noch nicht durchgeführt worden, und es ist zu erwarten, daß hier noch reiche Erkenntnisse erzielt werden. Sehr zu bedauern ist es, daß uns die Mythologie der südamerikanischen Kulturvölker in so mangel-

hafter Weise überliefert worden ist, und es ist höchste Zeit, festzustellen, ob etwa die Eingeborenen, wie dies zu erwarten ist, trotz der energischen Herrschaft der katholischen Kirche etwa noch im Besitze von Märcen sind, aus denen das alte Volkswissen nachklingt. — Von Zentralamerika nach Norden gehend, ist die Abflachung deutlich. Aus den Navahoslegenden spricht noch vieles von zentralamerikanischem Charakter und hier sind noch reiche Analogien zu den Aussagen des Popol Vuh zu finden. In den früher wohl kulturreicheren Tälern des Mississippi bildete sich vielleicht mancherlei zu den Formen um, die wir heute noch anderweitig finden. Bei den Tinneh ist die Umbildung des alten Typus am schwächsten — entsprechend der größten Entfernung von der weiterbildenden Kulturregion des Zentrums! —, andererseits aber auch eine Beeinflussung via Nordwestamerika nicht unwahrscheinlich. Daß eine Strömung über den Norden nach Amerika hinein vor noch nicht allzulanger Zeit stattgefunden hat, könnte man aus der Mythologie der Miemac schließen, wenn einerseits die hier wiedergegebenen Stücke alt und echt sind, und wenn man

384

andererseits die hier erhaltenen Stoffe als einen Randniederschlag entsprechend der Randbildung in Melanesien auffaßt. Denn die Micmac haben die Mythen von der Wandergenossenschaft, vom Guten und Bösen usw. usw. und das sind Stoffe aus der jüngsten asiatischen Mythenbildungsperiode, Stoffe, deren Ursprung aus Indien nachgewiesen ist. — Während also die Nordindianer im allgemeinen den heroischen Typus beibehalten haben, fällt eine vollständige Verflachung bei den Eskimo auf, bei den Nordweststämmen dagegen eine unendliche Farbenpracht des animalistischen Typus. Die wunderbaren Materiale, welche Boas und seine Schüler hier gesammelt haben, lassen uns heute schon ohne weiteres erkennen, daß sowohl eine Befruchtung über Nordasien her als auch eine solche älteren Datums (entsprechend den Meeresströmungen) von Mikronesien her stattgefunden hat. Die Sonnengötter treten hier zum größten Teil als Tiere auf. Das neueste Ergebnis der Forschungen der Amerikaner ist, daß diese Mythenumbildungen sich auch nach Nordostasien hinein erstrecken. Bei den Kamtschadalen und Tschuktschen kehren sie wieder. — Von Zentral-Frobenius, Bd. II. 13

amerika nach der anderen Seite gehend sehen wir in der Mythologie der Nu-Aruak die gute Erhaltung eines heroisch-solaren Typus, der allerdings, noch einen Schritt weiter in das Innere gehend, bei den Jägervölkern den animalistischen Typus annimmt. — Führt so von den Kulturvölkern Zentralamerikas ein Weg von Norden nach Süden in den Kolos hinein, so geht eine andere Straße vom Süden Perus nach Osten hin. Leider sind wir über die Araukaner und ihre Mythologie noch nicht vollständig informiert (wenigstens gelang es mir nur, kurze Anhaltspunkte aufzutreiben). Von hier geht aber jedenfalls eine Mythenströmung nach Paraguay, wo der alte heroische Typus, hier vielleicht eine Ablagerung altperuanischer Formbildungen, anzutreffen ist. — Die Frage, inwieweit von Ozeanien aus, also direkt von Westen her eine Einführung der Mythe stattgefunden hat, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft, und ich werde mich bemühen, einige objektive Fragestellungen wenigstens im zweiten Bande dieses Werkes vorzulegen.

c) Die Provinzen Afrikas: Nach Afrika führen zwei Straßen und zwar mündet

386

die eine — eine Wasserstraße — auf die Südostküste und die andere — eine Landbahn — von Nordosten kommend nach dem Westen zu. Aus dem Altertume ist uns ein Teil der alt-ägyptischen Mythologie gerettet worden, welche uns eine gewisse Konzentrierung der Mythen und bestimmter Hauptpunkte sowie einen kosmologischen Aufbau erkennen läßt. Entsprechend unserer Auffassung der afrikanisch-asiatischen Kultur müssen wir diese ägyptische Mythologie als ein Anhängsel und als eine Kolonialbildung mesopotamischer Formen bezeichnen. Durch Nordafrika, dessen wohl nie sehr stark ausgebildet gewesene Mythologien durch den Mohammedanismus fast gänzlich vernichtet worden sind, ist ein Strom gegangen, der heute noch in den Mythen der Nordwestküste nachklingt. — Inwieweit wir einen Landweg quer durch den Nordblock des Kontinents oder eine Wasserstraße um die Nordwestküste des Kontinents herum anzunehmen haben, ist noch unentschieden. Jedenfalls tritt uns in der Mythologie der Jorubastaaten westlich von der Nigermündung der Höhepunkt guter Erhaltung entgegen. Halb animalid angehauchte Stoffe bieten

die Spinnenmythen, deren Verbreitung von Senegambien bis ziemlich weit an die Westküste hinab reicht. — In neuerer Zeit wurden Mythen jungarioider Herkunft in Nordafrika, bei den Kabylen und ihren Nachbarn eingeführt. — Verhältnismäßig besser unterrichtet sind wir über die zweite, die Südostprovinz. Wir müssen wahrscheinlich in Zukunft die madagassische Mythologie als einen selbständigen Zweig der afrikanischen Mythologie aufstellen. Heute sind wir noch so schlecht unterrichtet, daß wir nur den halb heroischen, halb märchenhaften Typus erkennen können. Madagaskar gegenüber dagegen blüht der Weizen des Mythologen. Hier haben wir die herrlichen alten Traditionen der Zulusämme, der Basuto (über die auch noch einschlägige gute Arbeiten fehlen), und von hier ging offenbar auch der Strom der Mythologie aus, der, quer durch Südafrika hinziehend, an der Westküste die Grenze seiner Verbreitung fand. Wahrscheinlich haben wir in der Mythologie der Hottentotten, die ja bekanntlich von der Ostküste nach der Westküste verdrängt wurden, den animalid angehauchten Typus gleicher Abstammung, entsprechend dem heroischen

Typus der Zulu, die sich ihrerseits wieder mehr dem Märchen in der Entwicklung zuwendeten. Die nach Angola verdrängten Mythenteile vertragen bei näherer Untersuchung wohl unter allen südafrikanischen Bildungen den größten Reichtum. Die zwischen Zulu und Hottentotten wohnenden Buschmänner haben nach Bleek, Lloyd und Orpen eine reiche Mythologie, die aber dem ganzen Bestande nach mit der der Zulu übereinstimmt; nur ist sie verwirrter. Weitere Schlüsse müssen wir der Zukunft und besserer Informierung überlassen. — Sicher ist es, daß ebenso wie nach Südostafrika auch nach anderen Gebieten des Ostens dieses Erdteiles Mythenbildungen gelangt sind. Daß dieselben unter dem Einflusse des ständigen Hin- und Herschwankens der Völker wenig Gelegenheit zum Festwachsen hatten, ist aber ebenso glaubhaft. Notizen, die Oskar Baumann über die Masai gemacht hat, lassen mich hier ein weiteres vermuten.

d) Die Provinzen Asiens: die Provinz der Semitoiden, die Provinz der Arioiden, die Provinz der mongoloiden Nomaden und die Provinz der mongoloiden Kulturvölker. Die Mythenbildungen der Asiaten sind am meisten

durchgearbeitet worden, und dennoch geben sie uns heute noch die größten Probleme auf. Denn wenn wir z. B. auch die ältere Einheit der arioiden Mythologien feststellen können, wenn wir auch zeigen können, daß alle indischen Gedanken in der Märchenwelt Europas widerklingen, so bleibt doch immer die große Frage übrig, welche Quellen für die arioide Mythologie anzunehmen sind. Wir dürfen niemals vergessen, was wir nicht scharf genug betonen können, daß nämlich die Mythologien der historischen Zeit uns schon auf epischer Basis entgegen-treten. Ich lasse hier im allgemeinen die semitoiden Mythologie unberücksichtigt, werde mich aber bemühen, im zweiten Bande zu zeigen, wie wenig ursprünglich, entsprechend dem heroischen Typus, dieselbe ist. In der semitoiden Mythologie der älteren Zeit herrscht der kosmologische Charakter für uns weniger vor als die Tatsache aller Eigenschaften alten Erbgutes. Auch ist schon in alter Zeit das epische sowie das ethische Streben zu erkennen. — Nun aber das Epos. Diese eigenartige Bildung der Mythologie ist allen arioiden Völkern und fast allen Nachbarn derselben eigen. Das Streben nach

390

epischen Bildungen haben alle Mongoloiden an den Grenzen der Arioiden gewonnen. Ich erinnere an die Kalewala und vor allen Dingen auch an all die breiten Wiedergaben, die wir Radloff verdanken. Das Aelteste, was uns von den Arioiden erhalten ist, ist schon epischer Art. Hier sehen wir ganz deutlich das Streben, die Mythen zu Rekonstruktionen der Geschichte zu machen. Daher ist alles das histologisch, — just so, wie ja das alte Testament und der größte Teil des Neuen Testaments nur histologisch zu erklären ist. Soweit die äußere Form. Und gehen wir auf das Wesen der inneren Bedeutung zurück, so kommen wir bei allen Nachbarvölkern der Arioiden auf altindische Stoffe. Bekanntlich ist die ganze mongolische Märchenwelt indischen Ursprunges. Lesen wir eine Mythe durch, wie sie uns Georgi von den Tungusen aufgeschrieben hat, so erkennen wir dieselbe Behandlungsweise des Stoffes, die allen Nomaden Innerasiens eigentümlich ist, nämlich die Bevorzugung der magischen Verwandlungen, und damit wird unser Augenmerk sofort wieder zurückgelenkt auf das Heimatland der Verwandlungen — auf Indien. Von dem ganzen großen

asiatischen Reichtum an Geschichten, der mir im Laufe der Jahre durch die Hände gegangen ist, habe ich nichts, gar nichts Ursprüngliches und Eigenartiges, sondern immer nur Umgebildetes gefunden. So gähnt uns das Innere Asiens in seiner Anschauungsform der Vorzeit, der vor-epischen Zeit als große Leere entgegen. — Wie steht es nun mit China? Wenn all die unendlich vielen Geschichten der Innerasiaten immer nur wieder als arioide Urgebilde erkannt werden, dann drängt sich doch alles Suchen darin zusammen, wenigstens im Osten des Kontinents das Stammgut älterer mongoloider Art zu finden. Und doch, es ist geradezu unglaublich und ich habe mich heute noch nicht an den Gedanken gewöhnen können: Soweit meine Kenntnisse reichen, habe ich auch für China nichts Eigenes finden können. Es ist sehr gut denkbar, daß mir, da ich mit der chinesischen Sprache nicht Bescheid weiß, mancherlei entgangen sein kann. Sehen wir aber von dem philosophierenden Typus chinesischer Weltanschauungen ab, so müßte doch aus irgend einem Winkel einmal ein Nachklang aus altmythologischer Zeit zu vernehmen sein. Und ich bin auch persönlich

392

überzeugt, daß noch mancherlei vorhanden ist, komme aber doch hier auf den einen wichtigen Satz, daß Chinas ältere mythologische Weltanschauung unter dem ewig sich wiederholenden Sturmbrausen der verwüstenden Nomaden zugrunde gegangen ist. Denn allein schon die eine Tatsache, daß China aus Indien den Buddhismus erhalten hat, läßt mich darauf schließen, daß China in älterer Zeit nicht abgeschlossen gewesen sein kann. Und die Zahl der in China kursierenden Göttergestalten, die absolut nicht alle mit dem Buddhismus herübergetragen zu sein brauchen, spricht für ein volleres Gewesensein. Und noch einen Beleg habe ich. Wer das große Werk Schlegels über die chinesische Uranographie studiert, sieht hier den gesamten Bau der vollendeten asiatischen Kosmologie und Sternkunde vor sich. Wo das war, war auch mehr. Die Nomaden haben in China aber nicht nur verwüstet, sie haben auch hinübergetragen. Sie brachten z. B. den Gedanken des Regendrachen nach China hinüber. (Oder ging er von China aus?) Und da sehen wir nun eine wunderbare Erscheinung! Das Westungeheuer, das überall in der Mytho-

logie als Meer die Sonne verschlingt, bringt in China die Sonne aus dem Meer empor! Daher der Drachenthron und der Drachenkaiser, der goldene Glutball, der vor dem Drachenmaule auf den Bannern zu sehen ist. Das ist eines der belehrendsten Stücke der geographischen Mythenkunde. Für die Chinesen geht die Sonne im Meere nicht unter, sondern sie geht im Meere auf. Deshalb nahm der Drache die umgekehrte Stellung ein. — Solche Schlüsse sind es, die wir in China ziehen müssen, um das Material zu gewinnen. — Und dann kommen die anderen mythologischen Provinzen des Südens im Bereiche der Mongoloiden! Wie uns die Mythologie der Burmesen, Siamesen usw. entgegentritt, ist sie gründlich im Feuer des Buddhismus durchglüht worden. In den Vordergrund des Interesses ist der einsiedlerische, grübelnde Priestergott getreten. Viele arioiden Züge drängen sich schon beim ersten Beschauen auf, histologische Geschichten der Städtegründung keimen wie Pilze aus dem Boden und doch ist sehr vieles alt erhalten, und je weiter wir uns der indonesischen Inselwelt nähern, desto mehr drängt sich ursprüngliche Selbständigkeit hervor.

T 52 680 166





